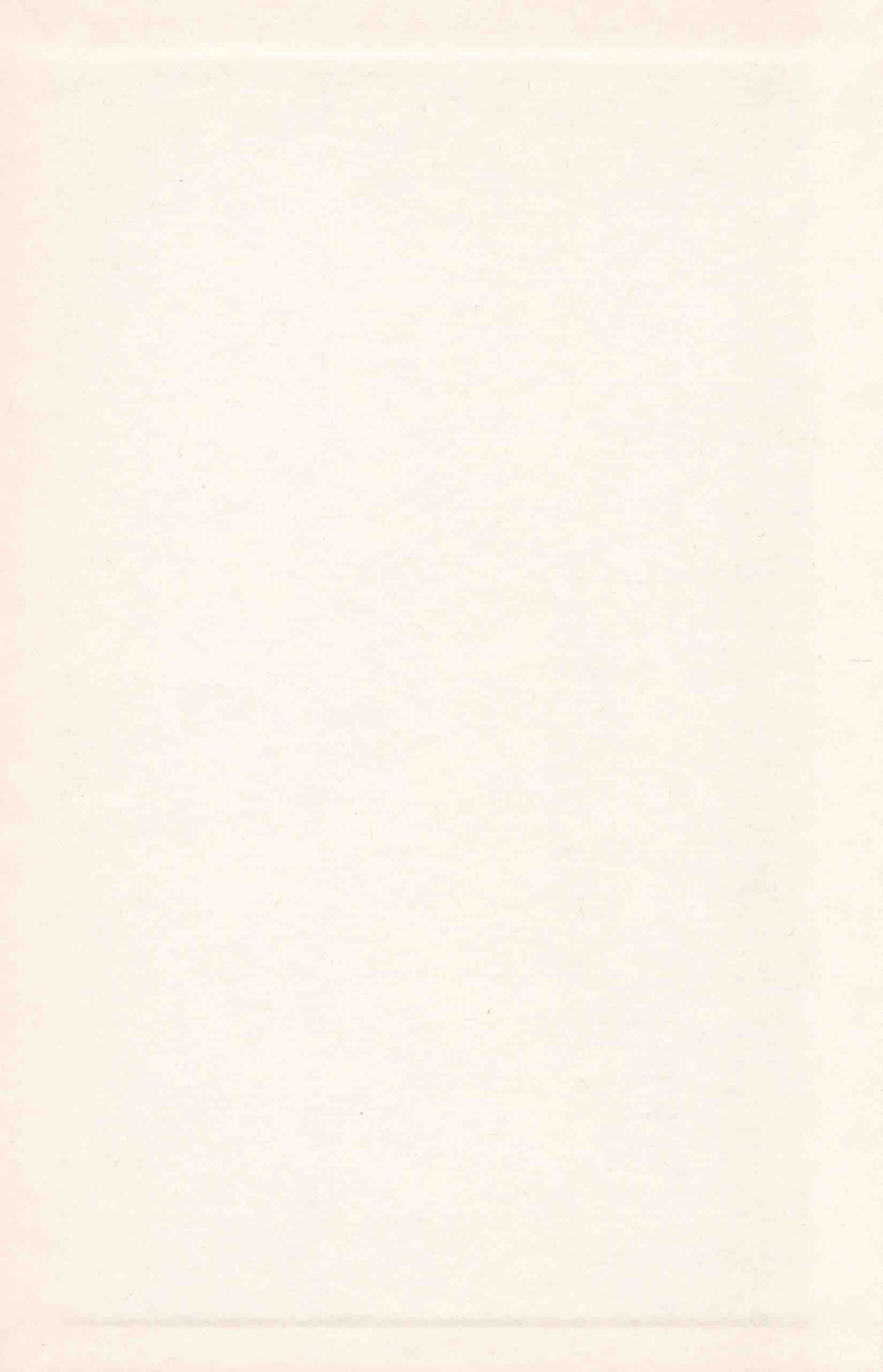
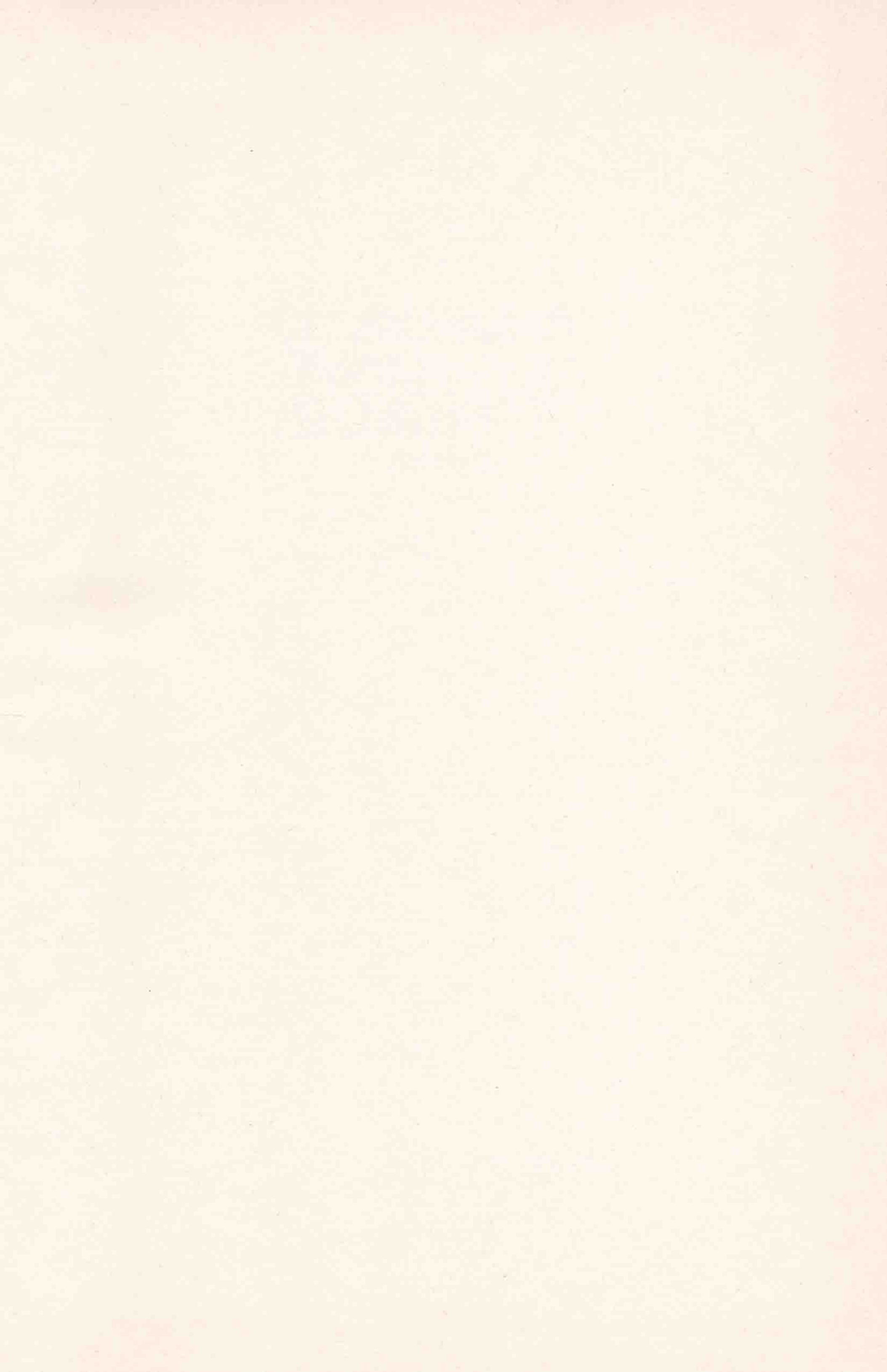
Hans Christian Andersen

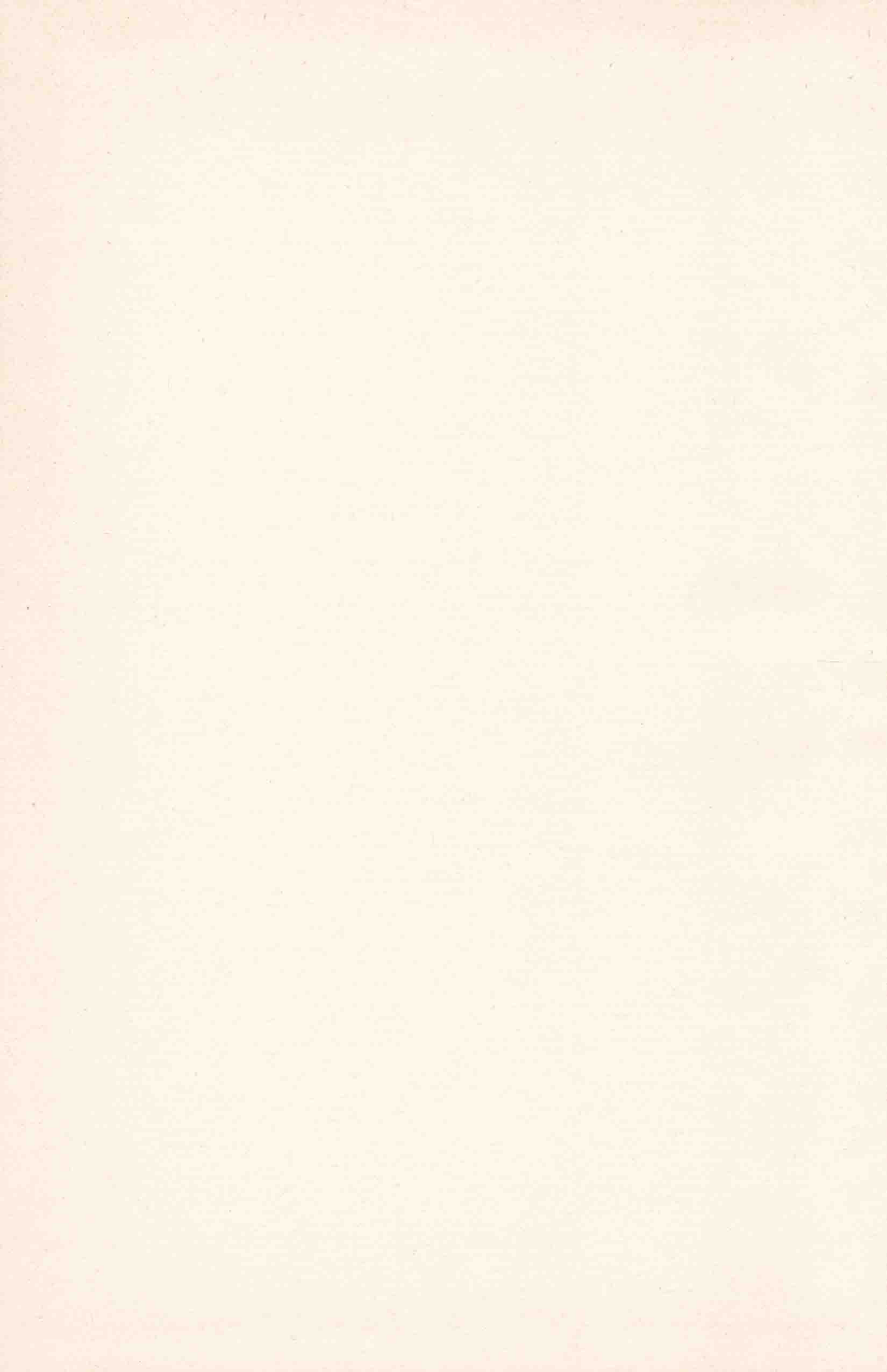
Märchen



WELTBILD BÜCHERDIENST



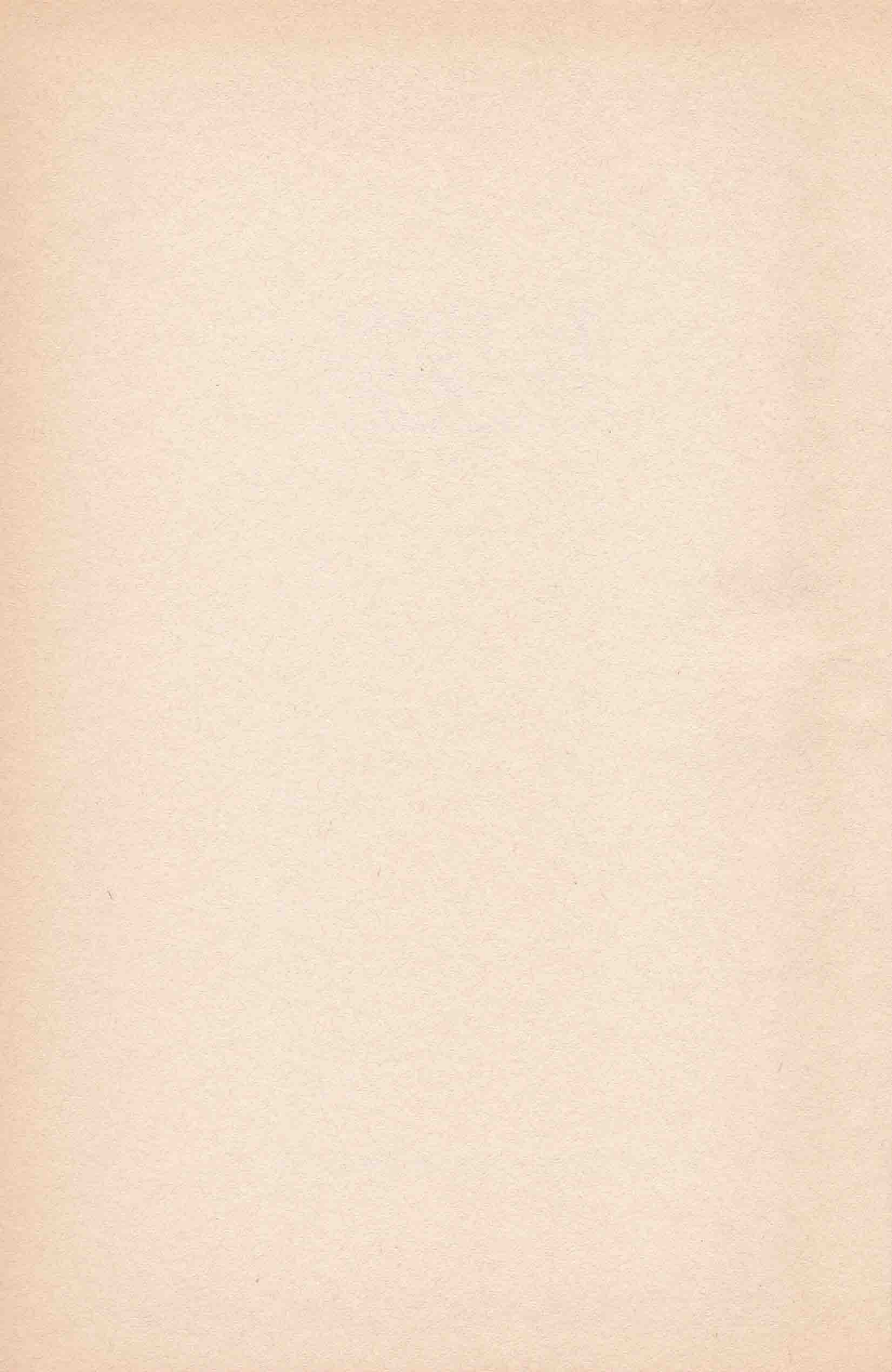




Die schönsten Märchen von ANDERSEN

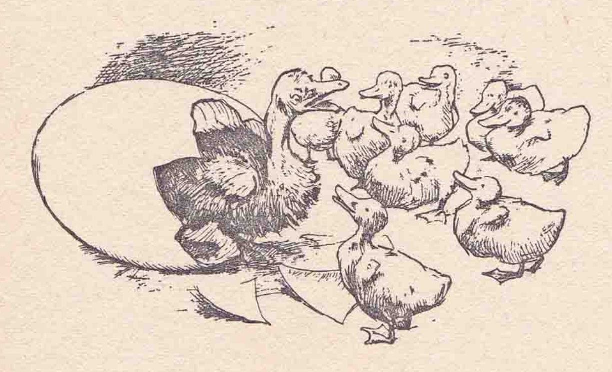
Band 1

Vollständige Ausgabe in 2 Teilbänden



Die schönsten Märchen von ANDERSEN

Band 1



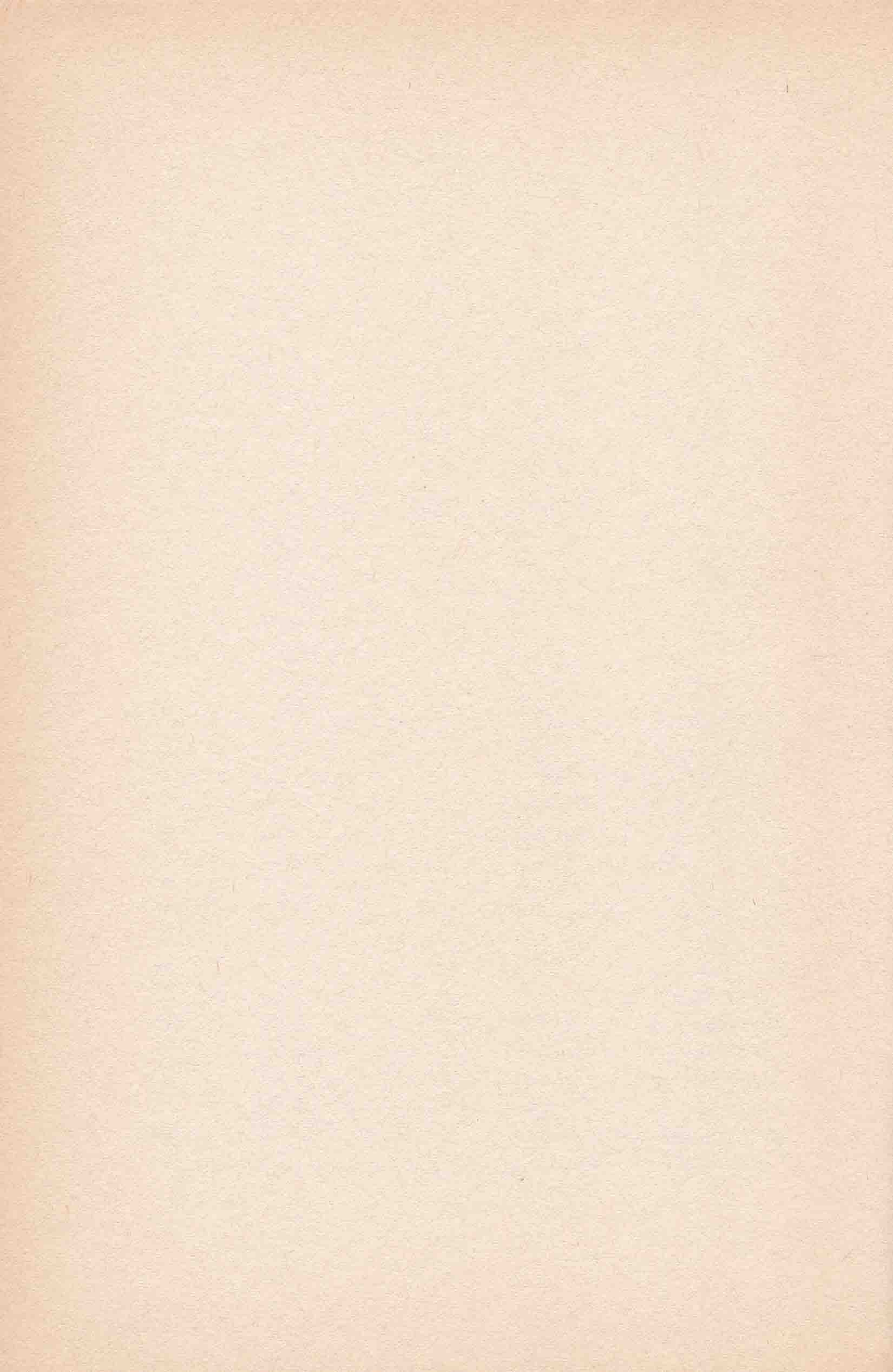
Weltbild Bücherdienst

Neubearbeitung nach einer alten deutschen Ausgabe
von Emma Kornhas.
Mit 81 zeitgenössischen Illustrationen.

Redaktion/Herstellung: SVS, Stuttgart/Essen
Einbandgestaltung: Aab-Design, Stuttgart
Satz: Typobauer Filmsatz GmbH, Ostfildern 3
Gesamtherstellung: Carl Ueberreuter,
Druckerei Ges. m. b. H., Korneuburg

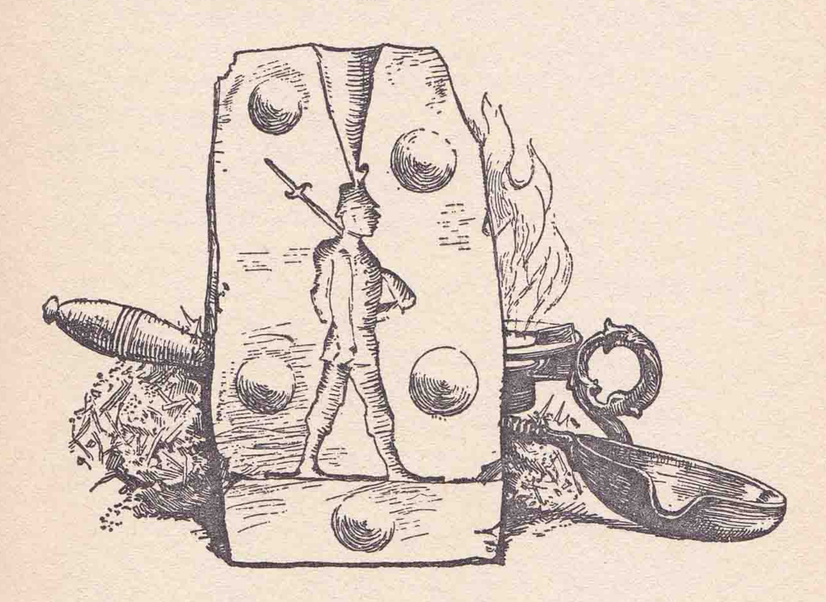
Inhaltsverzeichnis

Der standhafte Zinnsoldat 7
Die Nachtigall 15
Das häßliche junge Entlein 29
Die Prinzessin auf der Erbse 43
Die Hirtin und der Schornsteinfeger 46
Das Feuerzeug 54
Fliedermütterchen 66
Alles am rechten Platz 79
Der Springer 89
Die kleine Seejungfer 94
Die glückliche Familie 122
Die Geschichte von einer Mutter 128
Die wilden Schwäne 136
Die Schneekönigin 158
Die Blumen der kleinen Ida 198
Der Reisekamerad 209
Des Kaisers neue Kleider 234



Der standhafte Zinnsoldat

Es waren einmal fünfundzwanzig Zinnsoldaten. Sie waren alle Brüder, denn sie waren von einem alten zinnernen Löffel geboren worden. Das Gewehr hielten sie im Arm und das Gesicht geradeaus gerichtet. Sie trugen alle eine rot-blaue Uniform. Das allererste, was sie in dieser Welt hörten, als der Deckel von der Schachtel genommen wurde, in der sie lagen,



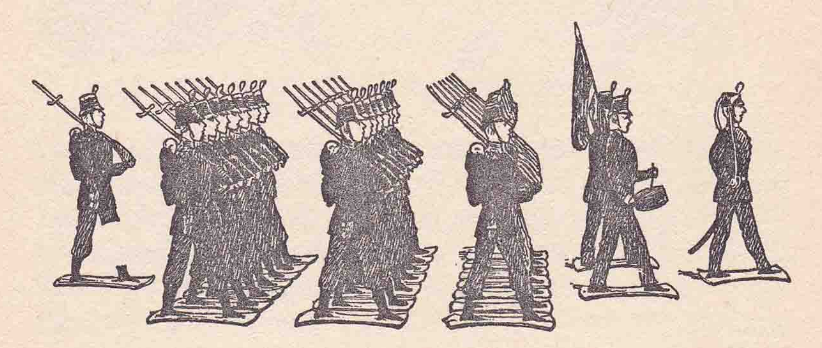
war das Wort: „Zinnsoldaten!" Das rief ein kleiner Knabe, der dabei vor Freude in die Hände klatschte und sie dann auf dem Tisch aufstellte. Er hatte sie zu seinem Geburtstag bekommen. Ein Soldat glich dem anderen aufs Haar, nur ein einziger war etwas verschieden; er hatte nur ein Bein, denn er war zuletzt gegossen worden, und da hatte das Zinn nicht ausgereicht.

Doch stand er ebenso fest und sicher auf seinem einen Bein wie die anderen auf ihren zweien, und gerade er ist es, dem es merkwürdig erging.

Auf dem Tisch, auf dem sie aufgestellt wurden, stand noch viel anderes Spielzeug. Darunter fiel ein hübsches kleines Schloß aus Papier sofort auf. Durch die winzigen Fenster konnte man in die Säle hineinsehen. Vor dem Schloß standen kleine Bäume rings um ein rundes Spiegelchen, das den klaren See andeuten sollte. Schwäne aus Wachs schwammen darauf und spiegelten sich. Das war alles sehr niedlich, aber das niedlichste war doch eine zierliche Dame, die mitten in der offenen Schloßtür stand; sie war auch aus Papier geschnitten, aber sie trug einen Rock aus feinstem Leinen mit einem kleinen, schmalen blauen Band über der Schulter, gerade wie ein Gewand. Und darauf steckte eine glänzende Flitterrose, so groß wie ihr ganzes Gesicht. Die kleine Dame streckte ihre beiden Arme aus, denn sie war eine Tänzerin, und sie hob das eine Bein so hoch, daß der Zinnsoldat es durchaus nicht finden konnte und glaubte, daß sie, genau wie er, nur ein einziges Bein habe.

„Das wäre eine Frau für mich!“ dachte er, „aber sie ist sehr vornehm und wohnt in einem Schloß. Ich habe nur eine Schachtel, und darin sind wir fünfundzwanzig; das ist kein Ort für sie. Doch ich muß ihre Bekanntschaft machen.“

Dann legte er sich, so lang er war, hinter eine Schnupftabakdose, die auf dem Tisch stand; da konnte er die kleine feine



Dame recht betrachten, die auf einem Bein stehenblieb, ohne aus dem Gleichgewicht zu kommen.

Als es Abend wurde, kamen alle anderen Zinnsoldaten in ihre Schachtel, und die Leute im Haus gingen schlafen. Nun fing das Spielzeug an zu spielen: „Es kommt Besuch“ und „Krieg führen“ und „Ball geben“. Die Zinnsoldaten rasselten in der Schachtel, denn sie wollten mit dabeisein, aber sie konnten den Deckel nicht hochheben. Der Nußknacker schlug Purzelbäume und der Griffel kritzelte lustige Figuren auf die Tafel. Es war ein Lärm, daß der Kanarienvogel davon aufwachte und anfing mitzuschwatzen, und zwar in Versen. Die beiden einzigen, die sich nicht von der Stelle rührten, waren der Zinnsoldat und die Tänzerin. Sie hielt sich kerzengerade auf den Zehenspitzen und hatte beide Arme ausgestreckt; er war ebenso standhaft auf seinem einen Bein; seine Augen wandte er keinen Augenblick von ihr ab.

Jetzt schlug die Uhr zwölf, und klatsch! sprang der Deckel von der Schnupftabakdose hoch, aber es war kein Tabak darin, sondern ein kleiner schwarzer Kobold. Ja, die Dose war ein richtiges Kunstwerk.

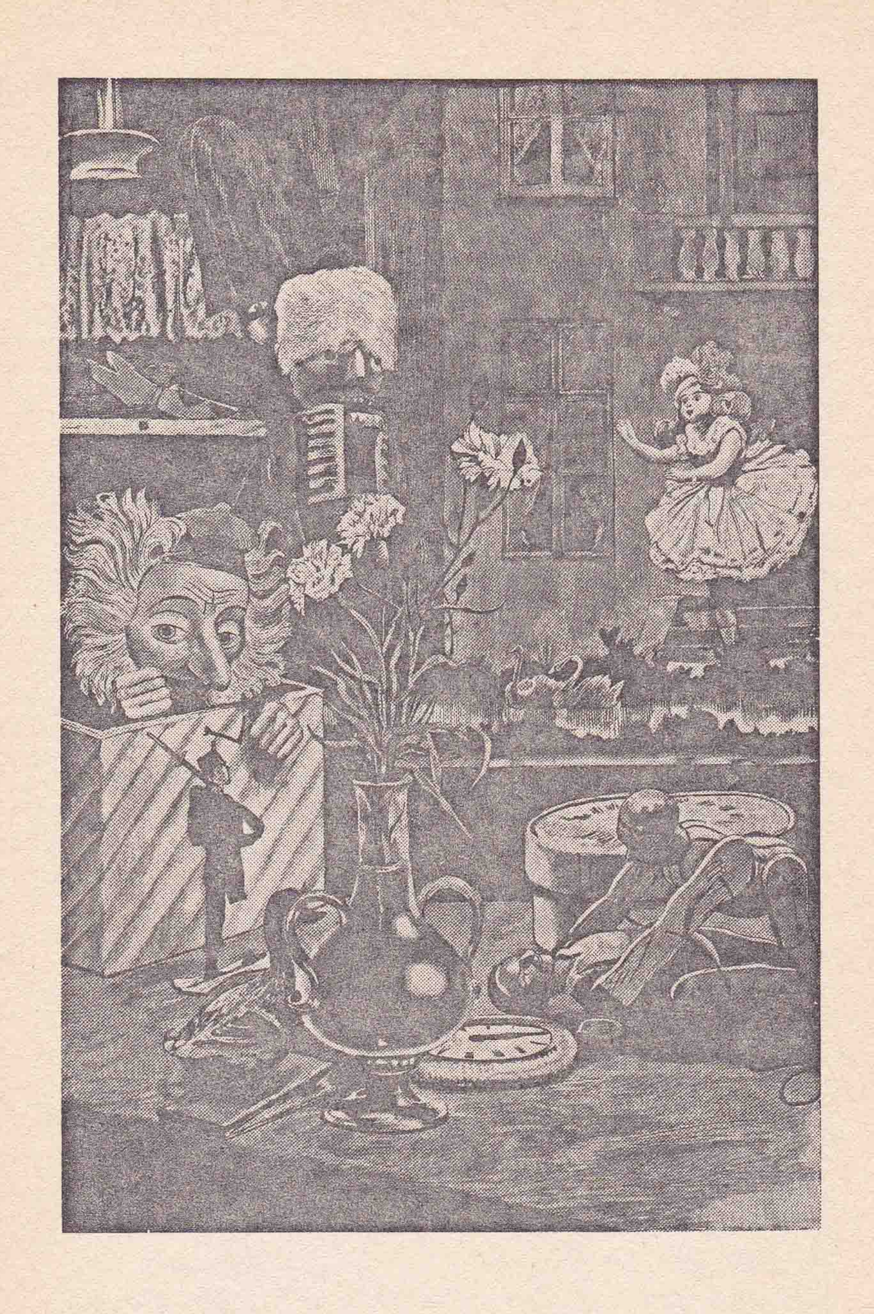
„Zinnsoldat“, sagte der Kobold, „schau doch nicht nach dem, was dich nichts angeht!“

Aber der Zinnsoldat tat, als ob er es nicht höre.

„Ja, warte nur bis morgen!“ sagte der Kobold.

Als es nun Morgen wurde und die Kinder aufstanden, wurde der Zinnsoldat auf das Fenster gestellt, und – war es nun der Kobold oder der Zugwind? – auf einmal flog das Fenster auf, und der Soldat fiel kopfüber vom dritten Stock hinunter. Das war eine schreckliche Fahrt! Er streckte das Bein gerade von sich und blieb auf dem Helm mit dem Bajonett zwischen den Pflastersteinen stecken.

Das Dienstmädchen und der kleine Knabe rannten sofort hinunter, um ihn zu suchen. Aber sie sahen ihn nicht, obwohl sie fast auf ihn getreten wären. Hätte der Zinnsoldat gerufen: „Hier bin ich“, hätten sie ihn wohl gefunden; aber er hielt es nicht für passend, laut zu schreien, weil er in Uniform war.



Bald fing es zu regnen an. Immer heftiger fielen die Tropfen, bis es ein richtiger Platzregen war. Später kamen zwei Straßenbuben vorbei.

„Sieh einmal“, sagte der eine, „da liegt ein Zinnsoldat! Der muß hinaus und auf dem Kahn fahren!“

Da machten sie aus Zeitungspapier einen Kahn, setzten den Soldaten mitten hinein, und nun segelte er den Rinnstein hinunter. Die Buben rannten nebenher und klatschten in die Hände. Hui, was für Wellen schlugen da in dem Rinnstein! Welch ein Strom! Es hatte aber auch gegossen! Das Papierboot schaukelte auf und nieder, mitunter drehte es sich so geschwind, daß der Zinnsoldat zitterte, aber er blieb standhaft, verzog keine Miene, sah geradeaus und hielt das Gewehr im Arm. Mit einem Mal trieb der Kahn unter ein langes Rinnsteinbrett, da wurde es so dunkel, als wäre er in seiner Schachtel.

„Wo mag ich nun hinkommen?“ dachte er. „Ja, ja, daran ist der Kobold schuld! Ach, säße doch die kleine Dame hier im Kahn, dann könnte es meinetwegen noch einmal so dunkel sein!“

Plötzlich erschien eine große Wasserratte, die unter dem Rinnsteinbrett wohnte.

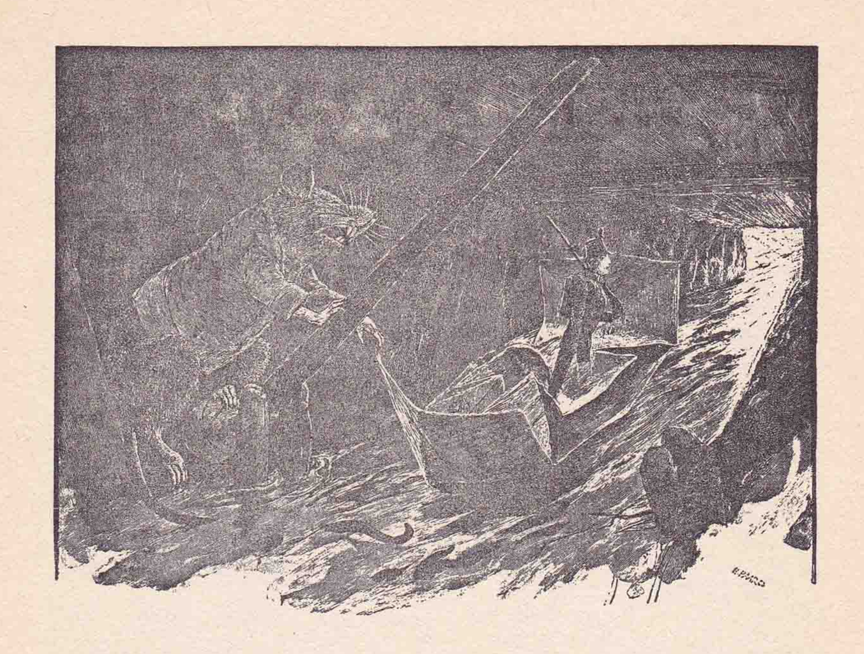
„Hast du einen Paß?“ fragte sie. „Her mit dem Paß!“

Aber der Zinnsoldat schwieg und hielt das Gewehr noch fester. Der Kahn fuhr davon und die Ratte hinterher. Hui, wie fletschte sie die Zähne! Den Holzspänen und dem Stroh rief sie zu:

„Haltet ihn! Haltet ihn! Er hat keinen Zoll bezahlt. Er hat den Paß nicht gezeigt.“

Die Strömung wurde stärker und stärker. Dort, wo das Brett endete, wurde es schon wieder hell. Doch der Zinnsoldat hörte ein Rauschen und Brausen, das selbst einen tapferen Mann erschrecken konnte. Denkt nur, der Rinnstein stürzte dort, wo das Brett endete, in einen großen Kanal, und das war für den Zinnsoldaten ebenso gefährlich wie für uns ein großer Wasserfall, den wir hinunterfahren.

Nun war er schon so nahe daran, daß er nicht mehr anhalten



konnte. Der Kahn fuhr hinaus, der arme Zinnsoldat hielt sich so steif wie er konnte. Niemand sollte ihm nachsagen, daß er mit den Augen blinzelte. Der Kahn schnurrte drei-, viermal herum und war bis zum Rand mit Wasser gefüllt, er mußte sinken. Der Zinnsoldat stand bis an den Hals im Wasser. Tiefer und tiefer sank der Kahn, mehr und mehr weichte das Papier auf. Schon schlugen die Wellen über dem armen Soldaten zusammen. Da dachte er an die niedliche kleine Tänzerin, die er nun nie mehr sehen sollte, und es klang in seinen Ohren:

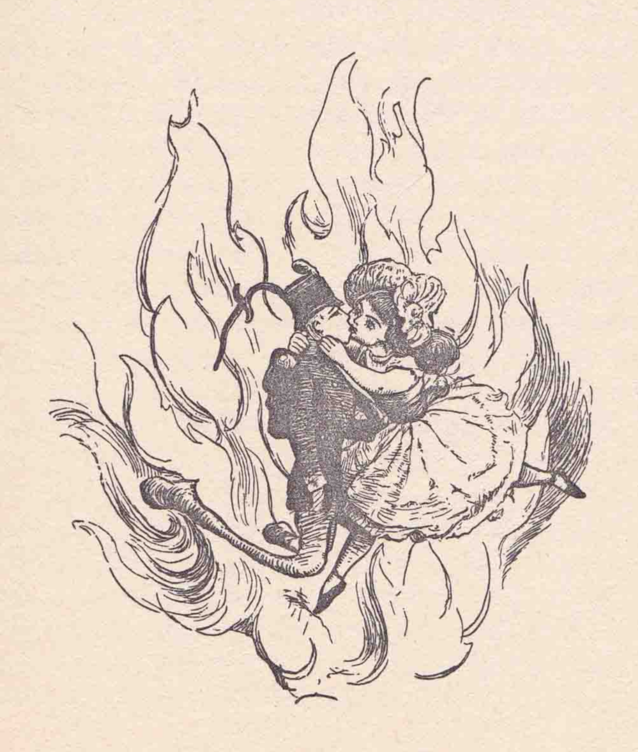
„Fahre hin, o Kriegersmann,
den Tod mußt du erleiden!“

Nun löste sich das Papier auf, und der Zinnsoldat stürzte hinab, wurde aber im selben Augenblick von einem großen Fisch verschlungen.

Oh, wie dunkel war es im Fischleib! Da war es noch viel dunkler als unter der Rinnsteinbrücke! Und ganz eng war es hier! Aber der Zinnsoldat blieb standhaft und lag, so lang er war, mit dem Gewehr im Arm.

Der Fisch schwamm hin und her. Er machte die schrecklichsten Bewegungen. Endlich wurde er still. Wie ein Blitzstrahl fuhr es durch ihn. Plötzlich schien ein helles Licht, und eine Stimme rief laut: „Der Zinnsoldat!"

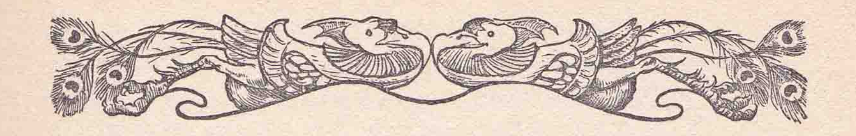
Und das war geschehen: Der Fisch war gefangen worden, auf den Markt gebracht und verkauft worden. Schließlich landete er in der Küche, wo die Köchin ihn mit einem großen Messer aufschnitt. Mit zwei Fingern holte sie den Soldaten heraus und trug ihn in die Stube, wo alle einen solch merkwürdigen Mann sehen wollten, der im Bauch eines Fisches herumgereist war. Aber der Zinnsoldat war gar nicht stolz darauf. Sie stellten ihn



auf den Tisch, und – nein, wie sonderbar kann es doch in der Welt zugehen! – der Zinnsoldat war in derselben Stube, in der er früher gewesen war; er sah dieselben Kinder und dasselbe Spielzeug auf dem Tisch: das herrliche Schloß mit der niedlichen kleinen Tänzerin. Sie stand immer noch auf einem Bein und streckte das andere in die Luft, sie war auch standhaft. Das rührte den Zinnsoldaten. Fast hätte er Zinn geweint, aber das schickte sich nicht. Er sah sie an, und sie sah ihn an, doch sie sagten nichts.

Da nahm einer der kleinen Knaben den Soldaten und warf ihn in den Ofen, einfach so und ohne jeden Grund; sicher war der Kobold in der Dose daran schuld.

Der Zinnsoldat stand im grellen Licht und spürte eine Hitze, die entsetzlich war; ob sie von dem wirklichen Feuer oder von der Liebe herrührte, wußte er nicht. Die Farben hatte er verloren, ob auf der Reise oder vor Kummer, das konnte niemand sagen. Er sah die kleine Dame an, sie blickte ihn an, und er fühlte, wie er dahinschmolz. Aber noch stand er standhaft mit dem Gewehr im Arm. Da ging plötzlich eine Tür auf, der Wind ergriff die Tänzerin, und sie flog wie ein Hauch in den Ofen zum Zinnsoldaten, loderte in Flammen auf und – fort war sie! Da schmolz der Zinnsoldat völlig zu einem Klumpen, und als das Mädchen am folgenden Tag die Asche leerte, fand sie ihn als ein kleines Herz. Von der Tänzerin aber war nur die Flitterrose übriggeblieben, und die war kohlschwarz.



Die Nachtigall

In China ist der Kaiser ein Chinese, das wißt ihr ja, und alle, die er um sich hat, sind auch Chinesen. Die Geschichte, die ihr nun hört, ereignete sich vor vielen, vielen Jahren, aber gerade deshalb lohnt sich die Mühe, sie zu erzählen, ehe sie vergessen wird.

Das Schloß des Kaisers war das prächtigste auf der Welt, ganz und gar aus feinem Porzellan, sehr kostbar, aber so spröde und zerbrechlich, daß man sich in acht nehmen mußte, es zu berühren. Im Garten blühten die wunderbarsten Blumen, und an die prächtigsten waren Silberglocken gebunden, die läuteten mit zartem Klang, damit jeder, der vorbeiging, die Blumen beachte. Ja, alles war in des Kaisers Garten fein ausgedacht. Er erstreckte sich so weit, daß der Gärtner selbst das Ende nicht kannte. Wenn man immer weiterging, kam man in einen herrlichen Wald mit hohen Bäumen und dunklen Seen. Der Wald führte hinunter ans blaue Meer, das so tief war, daß sogar große Schiffe bis unter die Zweige der Bäume segeln konnten. Und in diesen Bäumen wohnte eine Nachtigall, die so herrlich sang, daß selbst der arme Fischer, der sich doch wirklich um andere Dinge sorgen mußte, anhielt und horchte, wenn er in der Nacht sein Fischernetz ausgeworfen hatte. „Ach Gott, wie ist das schön!“ sagte er, aber er mußte auf seine Sachen achtgeben und vergaß dabei den Vogel. Doch wenn dieser in der nächsten Nacht wieder sang und der Fischer dort fischte, sagte er dasselbe: „Ach Gott, wie ist das schön!“

Aus allen Ländern der Welt kamen Reisende in die Stadt des Kaisers und bewunderten das Schloß und den Garten. Doch wenn sie die Nachtigall hörten, sagten alle: „Das ist das Schönste!“

Die Reisenden berichteten davon, wenn sie nach Hause kamen, und die Gelehrten schrieben viele Bücher über die Stadt, das Schloß und den Garten. Aber auch die Nachtigall vergaßen sie nicht, sie priesen den Vogel mit den schönsten Worten, und die Dichter schrieben die herrlichsten Gedichte über die Nachtigall im Wald an dem tiefen See.

Die Bücher wurden in der ganzen Welt gelesen und einige kamen auch einmal in die Hände des Kaisers. Er saß in seinem goldenen Stuhl und las und las. Jeden Augenblick nickte er mit dem Kopf, denn es freute ihn, die prächtigen Beschreibungen der Stadt, des Schlosses und des Gartens zu lesen. „Aber die Nachtigall ist doch das Allerschönste!“ stand da geschrieben.

„Was ist das?“ fragte der Kaiser. „Eine Nachtigall kenne ich nicht! Ist dieser Vogel in meinem Kaiserreich, gar in meinem Garten? Davon habe ich nie gehört. So etwas muß ich erst aus Büchern erfahren.“

Darauf ließ er seinen Hofmarschall rufen. Der war so vornehm, daß er nur „P!“ antwortete, wenn jemand, der geringer als er war, mit ihm zu sprechen oder ihn etwas zu fragen wagte. Das hat aber nichts zu bedeuten.

„Hier soll ein höchst merkwürdiger Vogel sein, der Nachtigall genannt wird“, sagte der Kaiser. „Man erzählt, dies sei das Allerschönste in meinem großen Reich. Weshalb hat man mir nie etwas davon gesagt?“

„Ich habe noch nichts von ihm gehört“, antwortete der Hofmarschall. „Er ist bei Hofe nie vorgestellt worden.“

„Ich will, daß er heute abend herkommen und vor mir singen soll!“ befahl der Kaiser. „Die ganze Welt weiß, was ich habe, nur ich weiß es nicht.“

„Ich habe ihn nie nennen hören!“ wiederholte der Hofmarschall. „Ich werde ihn suchen und ich werde ihn finden!“

Aber wo war er zu finden? Der Hofmarschall lief alle Trep-

pen auf und ab, durch Säle und Gänge. Jeden, den er traf, fragte er nach der Nachtigall. Niemand hatte davon gehört. Und er rannte wieder zum Kaiser und sagte, daß es sicher eine erfundene Geschichte von den Bücherschreibern sei. „Dero Kaiserliche Majestät können gar nicht glauben, was alles geschrieben wird! Das sind Erdichtungen und etwas, was man die Schwarze Kunst nennt."

„Aber das Buch, in dem ich es gelesen habe", sagte der Kaiser, „ist mir von dem großmächtigsten Kaiser von Japan geschickt worden. Es kann also keine Unwahrheit sein. Ich will die Nachtigall hören. Sie muß heute abend hier sein! Sie hat meine höchste Gnade! Und kommt sie nicht, soll dem ganzen Hofstaat auf den Leib getrampelt werden."

„Tsing pe!" sagte der Hofmarschall und lief wieder alle Treppen auf und ab, durch alle Säle und Gänge; und der halbe Hofstaat rannte mit, denn niemand wollte gern auf den Leib getrampelt haben. Überall fragten sie nach der merkwürdigen Nachtigall, die die ganze Welt kannte, nur bei Hofe niemand.

Endlich trafen sie ein armes kleines Mädchen in der Küche, das sagte: „Oh, die Nachtigall kenne ich gut. Ja, sie singt wunderbar. Jeden Abend, wenn ich meiner kranken Mutter das übriggebliebene Essen vom Schloß gebracht habe, höre ich auf dem Heimweg die Nachtigall singen. Dabei kommen mir die Tränen in die Augen, denn es ist mir, als ob meine Mutter mich küßte."

„Kleine Köchin!" sagte der Hofmarschall, „ich werde dir eine Anstellung in der Küche verschaffen und die Erlaubnis, den Kaiser speisen zu sehen, wenn du uns zur Nachtigall führst."

So zogen sie zusammen in den Wald hinaus, wo die Nachtigall zu singen pflegte, und der halbe Hofstaat war dabei. Plötzlich brüllte eine Kuh.

„Oh!" riefen die Hofjunker, „da haben wir sie! Was hat so ein kleines Tier doch eine merkwürdige Kraft in seiner Stimme! Die haben wir sicher schon früher gehört!"

„Nein, das sind Kühe, die brüllen!" sagte das kleine Küchenmädchen. „Wir sind noch weit von dem Ort entfernt!"

Jetzt quakten die Frösche im Sumpf.

„Herrlich!“ sagte der chinesische Hofprediger. „Nun höre ich sie, es klingt wie kleine Kirchenglocken.“

„Nein, das sind Frösche!“ sagte das kleine Küchenmädchen. „Aber ich denke, nun werden wir sie bald hören.“

Da begann die Nachtigall zu schlagen.

„Das ist sie!“ sagte das kleine Mädchen. „Hört, hört! Da sitzt sie!“ Und sie zeigte auf einen kleinen, grauen Vogel oben in den Zweigen.

„Nicht möglich!“ rief der Hofmarschall. „So habe ich sie mir nicht vorgestellt. Wie einfach sieht sie aus! Sie hat sicher ihre Farbe verloren, weil sie so viele vornehme Menschen um sich sieht!“

„Kleine Nachtigall!“ rief das Mädchen laut, „unser gnädigster Kaiser wünscht, daß Sie vor ihm singen!“

„Mit dem größten Vergnügen!“ sagte die Nachtigall und sang, daß es eine Lust war.

„Es klingt wie Glasglocken!“ sagte der Hofmarschall. „Seht die kleine Kehle, wie sie sich anstrengt! Es ist merkwürdig, daß wir sie früher nie gehört haben. Sie wird großen Erfolg bei Hofe haben!“

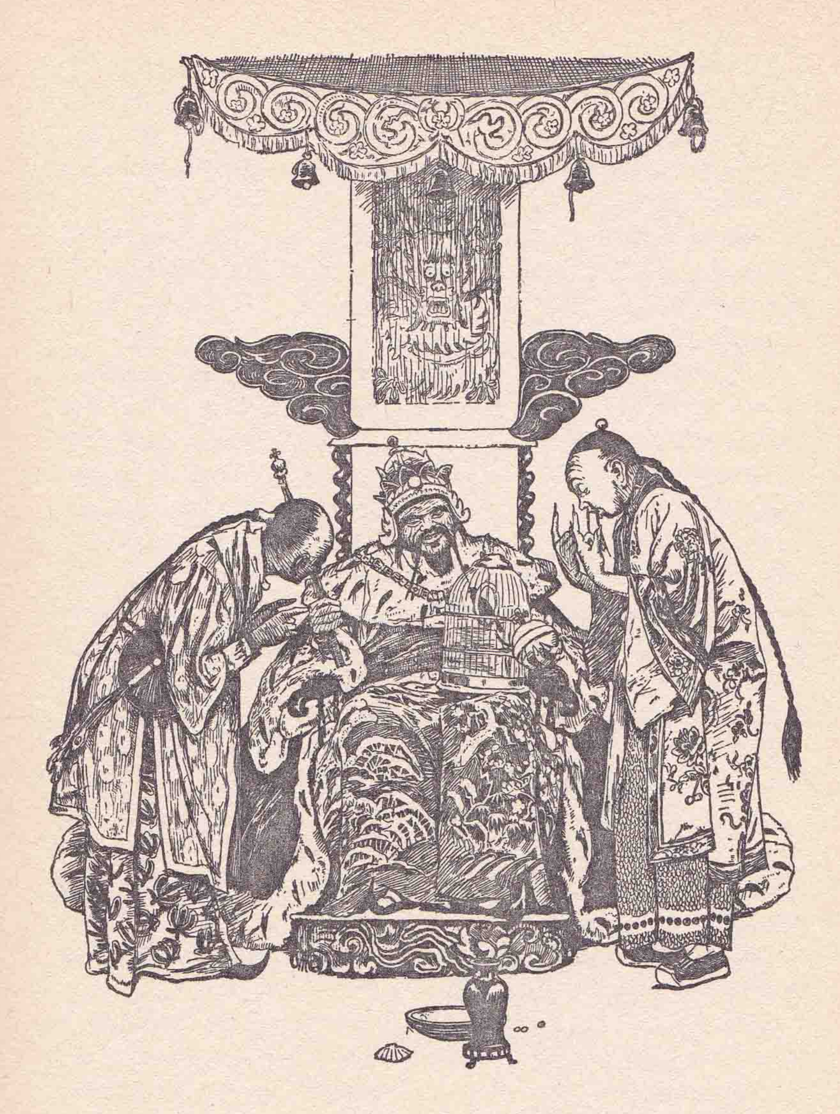
„Soll ich noch einmal vor dem Kaiser singen?“ fragte die Nachtigall, die glaubte, der Kaiser sei auch unter den Leuten.

„Meine unübertreffliche kleine Nachtigall!“ sagte der Hofmarschall, „ich habe die große Freude, Sie für heute abend zu einem Hoffest einzuladen, wo sie Dero hohe kaiserliche Gnaden mit Ihrem charmanten Gesang bezaubern werden.“

„Am besten klingt er in der schönen Natur!“ sagte die Nachtigall, aber sie folgte doch gern der Einladung des Kaisers.

Das Schloß war prächtig geschmückt. Seine Wände und Böden aus Porzellan strahlten im Glanz vieler tausend Goldlampen. In den Gängen dufteten die herrlichsten Blumen, deren zartes Glockengeläute bei jedem Windhauch ertönte.

Mitten im großen Saal stand vor dem Thron des Kaisers ein goldener Stecken, auf dem die Nachtigall sitzen sollte. Der



ganze Hof war versammelt, und das kleine Küchenmädchen durfte hinter der Tür stehen, da sie nun den Titel einer Hofköchin bekommen hatte. Alle waren in ihren Staatskleidern erschienen, und alle sahen auf den kleinen grauen Vogel, dem der Kaiser freundlich zunickte.

Die Nachtigall sang so herrlich, daß der Kaiser weinte. Da sang sie noch schöner und lieblicher, so daß ihr Lied alle sehr bewegte. Der Kaiser wollte ihr zur Belohnung seinen goldenen Pantoffel schenken. Aber sie dankte und sagte, sie habe genug Belohnung erhalten.

„Ich habe Tränen in den Augen des Kaisers gesehen, das ist der größte Lohn für mich. Die Tränen eines Kaisers haben eine besondere Kraft. Ich bin genug belohnt."

Darauf sang sie wieder mit ihrer süßen, herrlichen Stimme.

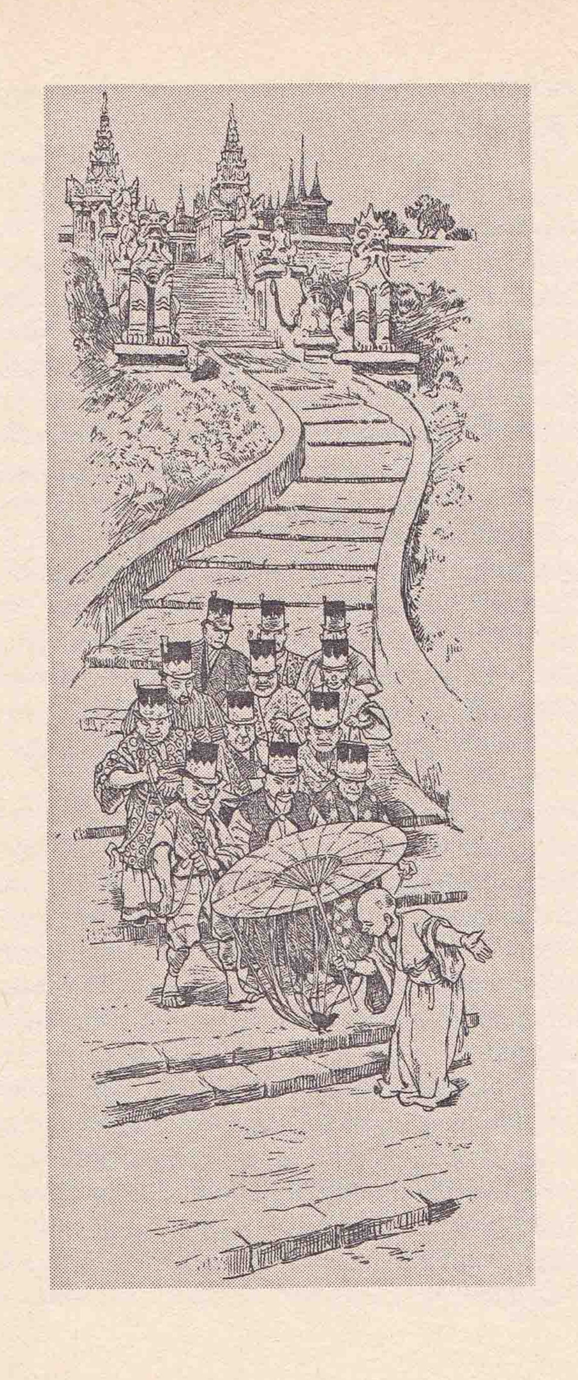
„Das ist die liebenswürdigste Koketterie, die wir kennen", sagten die Damen ringsum, und dann nahmen sie Wasser in den Mund, um zu glucksen, wenn jemand mit ihnen spräche. Es sollte wie das Locken der Nachtigall klingen. Und die Kammerdiener und Kammermädchen waren auch zufrieden, und das will was heißen, denn die sind am schwersten zufriedenzustellen.

Kurzum, die Nachtigall machte ihr Glück. Sie sollte nun am Hofe bleiben, ihren eigenen Käfig besitzen und die Freiheit haben, zweimal am Tag und einmal in der Nacht herauszuspazieren. Zwölf Diener betreuten sie. Jeder hatte ein Seidenband um ihr Bein geschlungen, an dem er sie recht festhielt. So ein Ausflug war durchaus kein Vergnügen!

Die ganze Stadt sprach von dem merkwürdigen Vogel, und begegneten sich zwei, so sagte der eine: „Nacht!" und der andere sagte: „gall!" Und dann nickten sie und verstanden einander.

Eines Tages erhielt der Kaiser ein großes Paket mit der Aufschrift: „Die Nachtigall".

„Da haben wir ein neues Buch über unseren berühmten Vogel!" sagte der Kaiser. Aber es war kein Buch, sondern ein kleines Kunstwerk, das in einer Schachtel lag: eine künstliche Nachtigall, die der lebendigen gleichen sollte, mit Diamanten, Rubinen und Saphiren besetzt. Sobald man den Kunstvogel aufzog, ertönte eines der Lieder, die der wirkliche Vogel sang, dabei bewegte sich sein glänzender, goldener Schwanz auf und ab. Um den Hals trug er ein kleines Band, darauf geschrieben



stand: „Die Nachtigall des Kaisers von Japan ist arm gegen die des Kaisers von China.“

„Das ist herrlich!“ sagten alle. Und der, der den künstlichen Vogel gebracht hatte, erhielt sofort den Titel: Kaiserlicher Ober-Nachtigall-Bringer.

„Nun müssen sie zusammen singen. Das wird ein Duett werden!“ sagten sie. Die beiden Vögel mußten also zusammen singen; aber es klappte nicht, denn die wirkliche Nachtigall sang auf ihre Weise, und der Kunstvogel lief auf Walzen.

„Der hat keine Schuld“, sagte der Spielmeister, „der ist besonders taktfest und ganz meine Schule!“ Nun sollte der Kunstvogel allein singen. Das brachte er genauso gut fertig wie der wirkliche, außerdem war er viel niedlicher anzusehen, glänzte er doch wie Armbänder und Broschen.

Dreiunddreißigmal sang er ein und dieselbe Melodie und war nicht müde. Die Leute wollten ihn immer noch hören, aber der Kaiser meinte, daß nun auch die lebendige Nachtigall etwas singen solle. Wo war sie? Niemand hatte bemerkt, daß sie aus dem offenen Fenster in ihre grünen Wälder fortgeflogen war.

Der Kaiser war ärgerlich, und die Hofleute schalten, daß die Nachtigall ein höchst undankbares Tier sei.

„Den besten Vogel haben wir noch!“ sagten sie, und der Kunstvogel mußte wiederum singen, es war das vierunddreißigste Mal, daß sie dasselbe Stück hörten. Sie konnten es trotzdem noch nicht auswendig, denn es war gar zu schwer. Der Spielmeister lobte den Vogel außerordentlich; er versicherte, daß er besser als eine wirkliche Nachtigall sei, nicht nur hinsichtlich der Kleider und der herrlichen Diamanten, sondern auch wegen seines „Inneren“.

„Denn“, so sagte er, „bei der wirklichen Nachtigall kann man nie berechnen, was kommt, aber bei dem Kunstvogel ist alles genau festgelegt. Man kann ihn öffnen und dem Menschen erklären, wie die Walzen liegen, wie sie sich drehen und das eine aus dem anderen folgt.“

„Genauso denken wir auch!“ sagten die Hofleute, und der Spielmeister erhielt die Erlaubnis, am nächsten Sonntag den

Vogel dem Volk zu zeigen. Es solle ihn auch singen hören, befahl der Kaiser. Und es hörte ihn und wurde so vergnügt, als ob es sich mit Tee berauscht hätte, denn das ist chinesische Art. Alle riefen staunend: „Oh!“ und hielten den Zeigefinger in die Höhe und nickten dazu. Die armen Fischer jedoch, die die wirkliche Nachtigall gehört hatten, sagten: „Es klingt zwar hübsch, die Melodien gleichen sich auch, aber irgendetwas fehlt, wir wissen nur nicht was!“

Die wirkliche Nachtigall wurde aus dem Land verwiesen.

Der Kunstvogel hatte seinen Platz auf einem Seidenkissen neben dem Bett des Kaisers. Alle Geschenke, die er bekam, Gold und Edelsteine, lagen rings um ihn her, und er war zu einem „Hochkaiserlichen Nachttisch-Sänger“ aufgestiegen, Rang Nummer eins auf der linken Seite. Denn der Kaiser rechnete die Seite für die vornehmste, auf der das Herz saß, und das Herz sitzt auch bei einem Kaiser links. Der Spielmeister schrieb ein Werk von fünfundzwanzig Bänden über den Kunstvogel, das war so gelehrt und so lang und voll von den schwersten chinesischen Wörtern, daß alle Leute behaupteten, sie hätten es gelesen und verstanden, denn sonst wären sie ja dumm gewesen und bestraft worden.

Ein Jahr verging. Der Kaiser, der Hofstaat und alle übrigen Chinesen kannten jeden Ton des Kunstvogels auswendig. Gerade deshalb gefiel er ihnen jetzt so gut, weil sie selbst mitsingen konnten. Die Straßenbuben sangen: „Zizizi! Gluckgluckgluck!“, und der Kaiser sang es ebenfalls.

Eines Abends jedoch, als der Kaiser im Bett lag und dem Kunstvogel zuhörte, der gerade im besten Singen war, sagte es im Inneren des Vogels plötzlich „schwupp“, etwas riß entzwei, die Räder knarrten „schnurr!“ und die Musik verstummte.

Der Kaiser sprang aus dem Bett und ließ seinen Leibarzt rufen. Aber was konnte der helfen! Dann ließen sie den Uhrmacher holen, und nach vielem Hin und Her brachte er den Vogel einigermaßen in Ordnung; aber er sagte, daß er geschont werden müsse, denn die Zapfen seien abgenutzt. Da war eine große Trauer im ganzen Land. Nur einmal im Jahr

durfte man den Kunstvogel singen lassen, und das war schon fast zu viel.

So vergingen fünf Jahre. Da kam eine große Trauer über das Land, denn der Kaiser war krank geworden, und die Chinesen liebten ihren Kaiser. Man sagte, daß er nicht mehr lange leben würde.

Schon war ein neuer Kaiser gewählt worden, und das Volk stand auf der Straße und fragte den Hofmarschall, wie es ihrem alten Kaiser gehe.

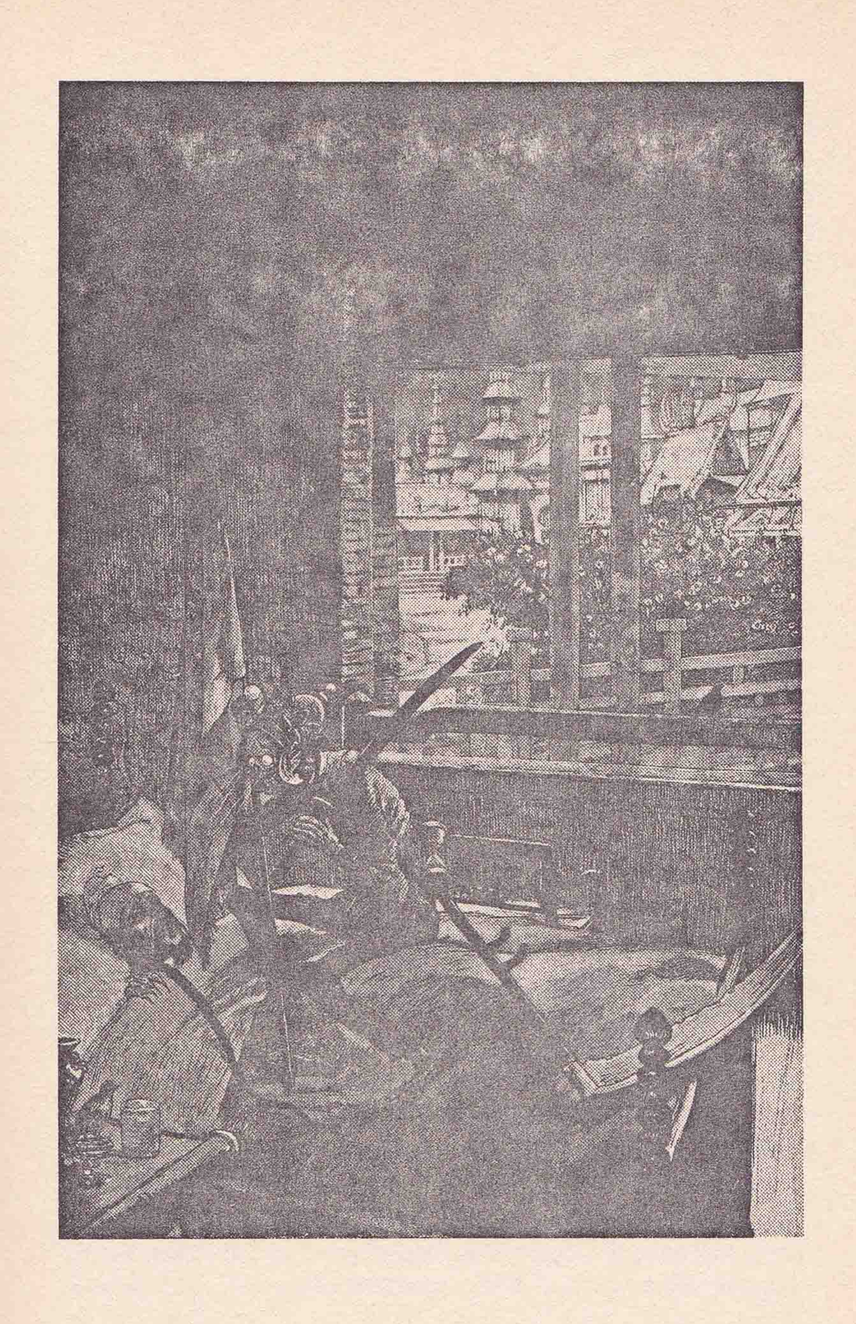
„P!“ sagte er und schüttelte den Kopf.

Kalt und bleich lag der Kaiser in seinem großen prächtigen Bett; der ganze Hof glaubte ihn tot, und jeder lief hin, den neuen Kaiser zu begrüßen. Die Kammerdiener liefen hinaus, um darüber zu schwatzen, und die Kammermädchen hielten Kaffeekränzchen. In allen Sälen und Gängen waren Teppiche gelegt, damit man keinen Fußtritt vernehme, und deshalb war es still, ganz still hier. Aber der Kaiser war noch nicht tot; steif und bleich lag er in dem prächtigen Bett mit den langen Samtgardinen und den schweren Goldquasten. Ein Fenster stand offen, und der Mond schien herein und leuchtete auf den Kaiser und den Kunstvogel.

Der arme Kaiser konnte kaum atmen. Ihm war so beklommen zumute. Als er die Augen aufschlug, sah er den Tod auf seiner Brust sitzen. Er hatte sich seine goldene Krone aufgesetzt und hielt in der einen Hand des Kaisers goldenen Säbel, in der anderen seine stolze Fahne. Aus den Falten der langen, samtenen Bettvorhänge sahen sonderbare Köpfe hervor: einige häßlich und abstoßend, andere lieblich und mild. Das waren des Kaisers böse und gute Taten, die ihn jetzt, da der Tod auf seinem Herzen saß, anblickten.

„Erinnerst du dich an dieses?“ flüsterte einer. „Erinnerst du dich an jenes?“ fragte ein anderer. Und sie erzählten ihm so viel, daß ihm der kalte Schweiß auf der Stirn stand.

„Das habe ich nicht gewußt!“ jammerte der Kaiser. „Musik! Musik! Die große chinesische Trommel! Ich will nicht alles hören, was sie sagen!“



Sie aber redeten ununterbrochen, und der Tod nickte wie ein Chinese zu allem, was gesagt wurde.

„Musik! Musik!“ schrie der Kaiser. „Du kleiner herrlicher Goldvogel, singe doch, singe! Ich habe dir Gold und Kostbarkeiten gegeben, ich habe dir meinen goldenen Pantoffel um den Hals gehängt. Singe doch, singe!“

Aber der Vogel blieb stumm. Es war niemand da, ihn aufzuziehen, und ohne Aufziehen sang er nicht. Der Tod starrte mit seinen großen hohlen Augen den Kaiser immer noch an. Es war totenstill.

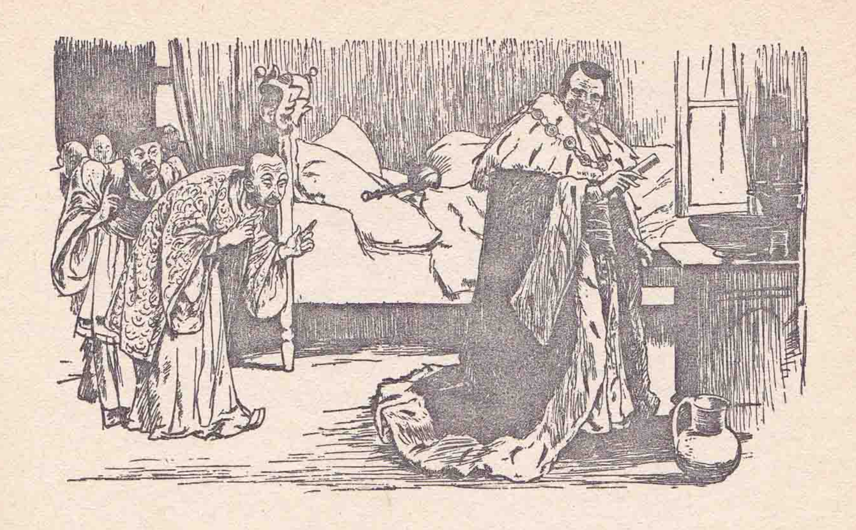
Da klang auf einmal vom Fenster her der herrlichste Gesang. Die kleine lebendige Nachtigall saß draußen auf einem Zweig. Sie hatte von der Not ihres Kaisers gehört und war gekommen, ihm Trost und Hoffnung zu singen. Und während sie sang, wurden die Gespenster immer bleicher und bleicher, das Blut strömte wieder schneller durch den schwachen Körper des Kaisers, und der Tod selbst lauschte und sagte: „Singe weiter, kleine Nachtigall, singe weiter!“

„Willst du mir den prächtigen goldenen Säbel dafür geben? Willst du mir die stolze Fahne geben? Willst du mir die Krone des Kaisers geben?“ fragte sie.

Und der Tod gab jedes Kleinod für einen Gesang. Und die Nachtigall fuhr fort zu singen. Sie sang von dem stillen Gottesacker, wo die weißen Rosen blühen, wo der Flieder duftet und das Gras von den Tränen der Überlebenden naß wird. Da bekam der Tod Sehnsucht nach seinem Garten und schwebte wie ein kalter weißer Nebel zum Fenster hinaus.

„Dank, Dank!“ sagte der Kaiser. „Du himmlischer kleiner Vogel! Ich kenne dich noch! Dich habe ich aus meinem Land und meinem Reich fortgejagt! Und doch hast du die bösen Gesichter von meinem Bett weggesungen und den Tod von meinem Herzen verscheucht. Wie kann ich dich belohnen?“

„Du hast mich reichlich belohnt“, sagte die Nachtigall, „denn ich habe dir heiße Tränen entlockt, als ich das erstemal sang, das vergesse ich nie. Das sind Juwelen, die ein Sängerherz



erfreuen. Schlafe nun ruhig und gut, daß du wieder gesund wirst! Ich werde dir etwas vorsingen."

Die Nachtigall sang ihre schönsten Melodien, und der Kaiser fiel in einen süßen, wohltuenden Schlaf.

Die Sonne schien bereits durch die Fenster, als er frisch gestärkt und gesund aufwachte. Kein Diener war bisher zurückgekehrt, weil alle glaubten, daß er tot sei. Nur die Nachtigall saß noch bei ihm und sang.

„Du mußt immer bei mir bleiben!" sagte der Kaiser. „Du sollst singen, wenn du es selbst willst, und den Kunstvogel schlage ich in tausend Stücke."

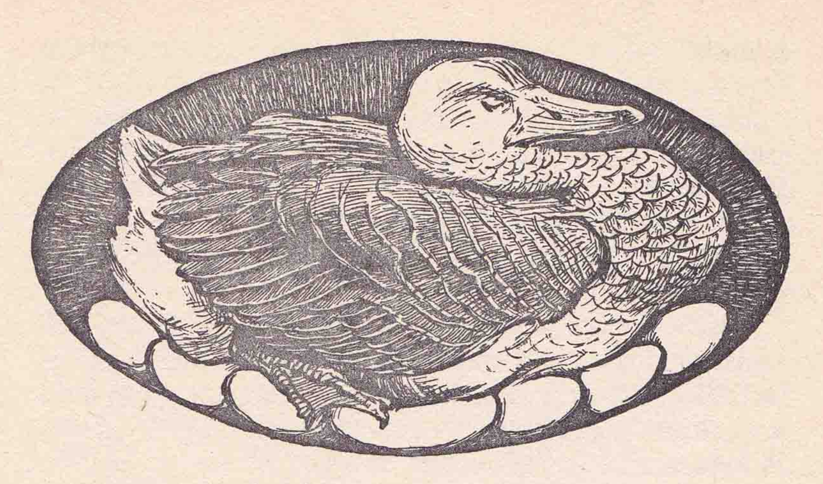
„Tue das nicht!" sagte die Nachtigall. „Er hat doch Gutes getan, solange er konnte. Behalte ihn bei dir! Ich kann mein Nest nicht im Schloß bauen und hier wohnen. Laß mich aber kommen, wenn ich Lust habe. Dann will ich am Abend dort auf dem Zweig am Fenster sitzen und dir etwas vorsingen, damit du froh und nachdenklich zugleich wirst. Ich werde von den Glücklichen singen und von den Leidenden, vom Bösen und vom Guten, das dir verborgen bleibt. Ein kleiner Singvogel fliegt weit im Land herum und kennt den armen Fischer und

den Bauersmann. Ich komme und singe dir von ihnen, denn ich liebe dein Herz mehr als deine Krone. Aber etwas mußt du mir versprechen . . .“

„Alles!“ sagte der Kaiser und stand in seinem kaiserlichen Gewand, das er sich selbst angelegt hatte, da und drückte den schweren goldenen Säbel an sein Herz.

„Um eines bitte ich dich: Erzähle niemand, daß du einen kleinen Vogel hast, der dir alles berichtet!“ sagte die kleine Nachtigall und flog fort.

Die Diener kamen herein, um nach ihrem toten Kaiser zu sehen – ja, da standen sie, und der Kaiser sagte: „Guten Morgen!“



Das häßliche junge Entlein

Draußen auf dem Lande war es herrlich. Es war Sommer. Das Korn stand gelb, der Hafer grün, das Heu war unten auf den Wiesen in Schobern aufgesetzt, und der Storch stelzte auf seinen langen roten Beinen durchs Gras und plapperte ägyptisch, denn diese Sprache hatte er von seiner Mutter gelernt. Um Äcker und Wiesen dehnten sich große Wälder und mitten in den Wäldern tiefe Seen. Ja, es war wirklich herrlich draußen auf dem Lande! Ein altes Herrengut, von tiefen Kanälen umzogen, lag verträumt im hellen Sonnenschein. Von der Mauer bis zum Wasser hinunter wuchsen große Klettenblätter, die so hoch waren, daß kleine Kinder unter den höchsten aufrecht stehen konnten; es war hier so romantisch schön wie im Urwald. Auf einem dicken Ast saß eine Ente in ihrem Nest, die ihre Jungen ausbrüten mußte. Die Zeit wurde ihr allmählich langweilig, sie erhielt selten Besuch, die anderen Enten schwammen lieber in den Kanälen herum, als mit ihr zu schnattern.

Endlich platzte ein Ei nach dem anderen. „Piep! Piep!" sagte

es, und alle Eidotter waren lebendig geworden und steckten den Kopf heraus.

„Rapp! Rapp!" sagte sie, und so rappelten sich alle, was sie konnten, und schauten sich nach allen Seiten um unter den grünen Blättern; und die Mutter ließ sie sehen, soviel sie wollten, denn das Grüne ist gut für die Augen.

„Wie groß ist doch die Welt!" sagten alle Jungen, denn jetzt hatten sie mehr Platz als drinnen im Ei.

„Glaubt ihr, das sei die ganze Welt?" sagte die Mutter, „die erstreckt sich noch weit über die andere Seite des Gartens bis in das Feld vom Pfarrer; aber dort bin ich noch nie gewesen. – Seid ihr noch alle beisammen?" fuhr sie fort und stand auf. „Nein, ich habe nicht alle. Das größte Ei liegt noch immer da. Wie lange soll das denn dauern? Jetzt habe ich es bald satt!" Und sie setzte sich wieder.

„Nun, wie geht es?" fragte eine alte Ente, die ihr einen Besuch abstatten wollte.

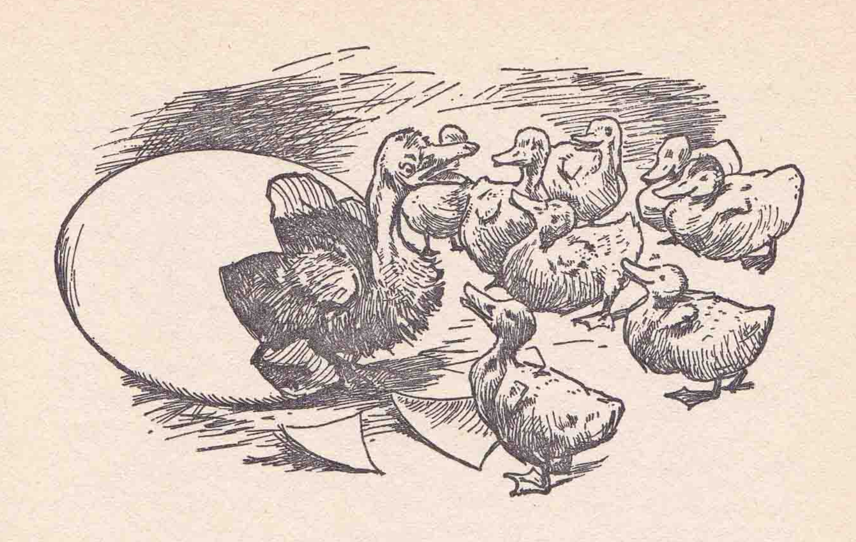
„Es dauert recht lange mit dem einen Ei", sagte die Ente, die da saß, „es will nicht platzen. Doch schau nur die anderen an! Sind es nicht die niedlichsten Entlein, die man je gesehen? Und wie sie dem Vater gleichen! Der Bösewicht kommt nicht, um mich zu besuchen."

„Laß mich das Ei einmal sehen, das nicht platzen will!" sagte die Alte. „Glaub mir, es ist ein Putenei! Ich bin auch einmal so angeführt worden und hatte meine liebe Not mit den Jungen, denn sie haben Angst vor dem Wasser. Ich konnte sie nicht hineinbringen. Ich rappte und schnappte, aber es half nichts. – Laß mich das Ei sehen! Ja, das ist ein Putenei. Laß das liegen und lerne lieber die anderen Kinder schwimmen!"

„Ich will doch noch ein bißchen darauf sitzen", sagte die Entenmutter, „wenn ich nun so lange gesessen bin, kann ich auch noch ein paar Tage sitzen."

„Nach Belieben", sagte die alte Ente und watschelte davon.

Endlich platzte das große Ei. „Piep! Piep!" sagte das Junge und kroch heraus. Es war sehr groß und häßlich. Die Ente betrachtete es. „Das ist doch ein gewaltig großes Entlein", sagte



sie, „keins von den andern sieht so aus. Sollte es doch ein Putenküchlein sein? Nun, wir werden bald dahinterkommen. Ins Wasser muß es auf alle Fälle, und wenn ich es selbst hineinstoße.“

Am nächsten Tag war schönes, herrliches Wetter. Die Sonne schien auf alle grünen Kletten. Die Entenmutter ging mit ihrer ganzen Familie zum Kanal hinunter. Platsch! Da sprang sie ins Wasser. „Rapp! Rapp!“ lockte sie, und ein Entlein nach dem anderen plumpste hinein. Das Wasser schlug über ihren Köpfen zusammen, aber sie kamen gleich wieder hoch und schwammen ganz prächtig; die Beine gingen von selbst. Alle waren im Wasser, selbst das häßliche graue Junge schwamm mit.

„Nein, es ist kein Puter“, sagte die Entenmutter, „schaut nur, wie herrlich es die Beine gebraucht, wie gerade es sich hält! Es ist mein eigenes Kind. Im Grunde ist es doch hübsch, wenn man es nur recht betrachtet. Rapp! Rapp! Kommt mit! Ich führe euch in die große Welt, im Entenhof will ich euch vorstellen, aber bleibt in meiner Nähe, damit euch niemand tritt, und nehmt euch vor den Katzen in acht!“



So kamen sie in den Entenhof. Drinnen war ein schrecklicher Lärm, denn da bissen sich zwei Familien um einen Aalkopf, und am Ende schnappte ihn doch die Katze weg.

„Seht, so geht es in der Welt zu!“ sagte die Entenmutter und wetzte ihren Schnabel, denn sie wollte auch den Aalkopf haben. „Gebraucht nur die Beine!“ sagte sie, „seht, daß ihr euch rappeln könnt, und neigt euern Hals vor der alten Ente dort! Die ist die vornehmste von allen hier; sie ist aus spanischem Geblüt, deshalb ist sie so dick. Seht ihr den roten Lappen um das Bein?

Das ist etwas außerordentlich Schönes und die größte Auszeichnung, die einer Ente zuteil werden kann. Es bedeutet so viel, daß man sie nicht verlieren will und daß sie von Tier und Menschen erkannt werden soll! Rappelt euch! Setzt die Füße nicht einwärts! Ein wohlerzogenes Entlein setzt die Füße weit auseinander, gerade wie Vater und Mutter. Seht: so! Nun neigt euern Hals und sagt: ‚Rapp!' "

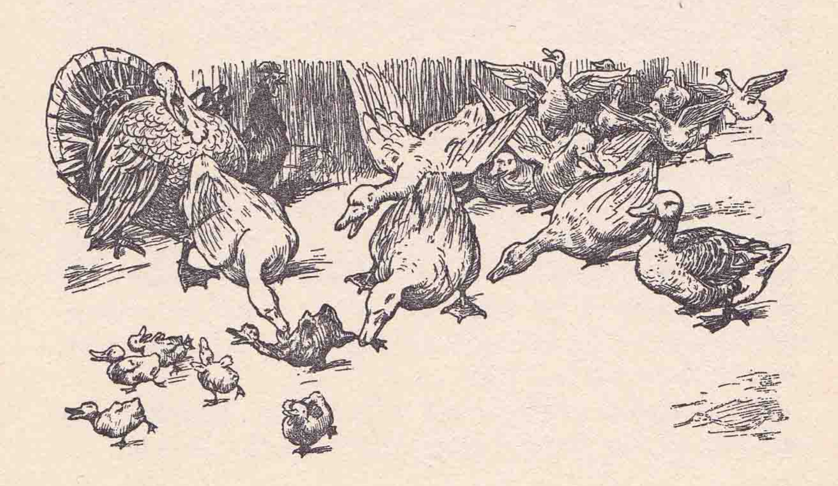
Und das taten sie. Aber die anderen Enten ringsum betrachteten sie und sagten ganz laut: „Sieh da! Nun sollen wir noch den Anhang haben, als ob wir nicht schon so genug wären! Pfui! Wie sieht das eine Entlein aus! Das wollen wir nicht dulden." Und sofort flog eine Ente hin und biß es in den Hals.

„Laß es gehen!" sagte die Mutter. „Es tut ja niemandem etwas."

„Ja, aber es ist zu groß und ungewöhnlich", sagte die beißende Ente, „und deshalb muß es gepufft werden."

„Es sind hübsche Kinder, die die Mutter hat", sagte die alte Ente mit dem Lappen ums Bein, „alle schön, bis auf das eine, das ist nicht geglückt. Ich möchte, daß sie es umarbeitet."

„Das geht nicht, Ihro Gnaden", sagte die Entenmutter, „es ist zwar nicht schön, aber es hat ein gutes Gemüt und schwimmt



so herrlich wie jedes andere, ja, ich darf sagen, noch besser! Ich denke, daß es hübsch heranwachsen und mit der Zeit etwas kleiner wird. Es hat zu lange im Ei gelegen und deshalb nicht die rechte Gestalt bekommen." Und sie zupfte es im Nacken und glättete sein Gefieder. „Es ist außerdem ein Enterich", sagte sie, „und darum macht es nicht so viel aus. Ich denke, er wird kräftig werden, er schlägt sich schon durch."

„Die anderen Entlein sind niedlich", sagte die Alte. „Fühlt euch nun wie zu Hause, und wenn ihr einen Aalkopf findet, so könnt ihr ihn mir bringen."

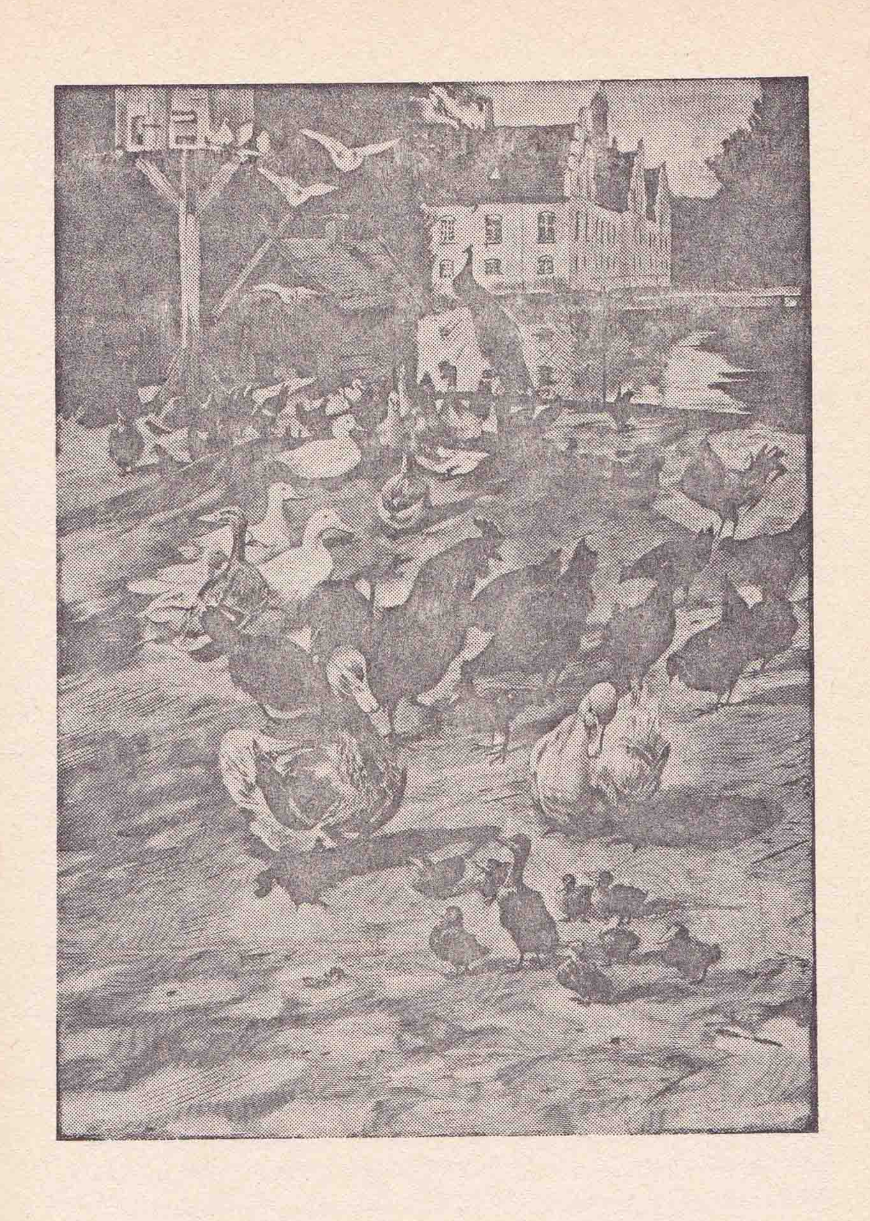
Nun fühlten sie sich wie zu Hause.

Aber das arme Entlein, das zuletzt aus dem Ei gekrochen war und so häßlich aussah, wurde sowohl von den Enten als auch von den Hühnern gebissen, gestoßen und verspottet. „Es ist gar zu groß!" sagten alle, und der kalkuttische Hahn, der mit Sporen zur Welt gekommen war und deshalb glaubte, daß er Kaiser sei, blies sich auf wie ein Schiff mit vollen Segeln und ging auf das verschüchterte Tierchen los, sein Kamm schwoll ihm und er kollerte. Das arme Entlein wußte nicht, wo es stehen oder gehen sollte; es war betrübt, weil es so häßlich aussah und vom ganzen Entenhof verspottet wurde.

So ging es am ersten Tag zu, und später wurde es immer schlimmer. Das arme Entlein wurde von allen gejagt; selbst seine Schwestern waren böse zu ihm und schnatterten: „Wenn die Katze dich nur fangen möchte, du häßliches Geschöpf!" Und die Mutter sagte: „Wenn du nur weit fort wärst!" Die Enten bissen es, die Hühner schlugen es, und das Mädchen, das die Tiere fütterte, trat mit den Füßen nach ihm.

Eines Tages lief es fort und flog über den Zaun. Die kleinen Vögel in den Büschen flatterten erschrocken auf. „Das geschieht, weil ich so häßlich bin", dachte das Entlein und schloß die Augen, aber es lief weiter und immer weiter bis zu dem großen Moor, wo die wilden Enten wohnten. Hier lag es nun die ganze Nacht, müde und bekümmert.

Als am nächsten Morgen die wilden Enten aufflogen, betrachteten sie den neuen Kameraden neugierig. „Was bist du



für einer?“ fragten sie, und das Entlein wandte sich nach allen Seiten und grüßte, so gut es konnte.

„Du bist außerordentlich häßlich!“ sagten die wilden Enten, „aber das ist uns gleich, wenn du nur nicht in unsere Familie einheiratest.“

Das Arme! Es dachte wahrlich nicht daran, sich zu verheiraten. Wenn sie ihm nur erlaubten, im Schilf zu liegen und ein wenig Moorwasser zu trinken!

Zwei volle Tage lag das arme Entlein im Schilf. Da kamen zwei wilde Gänse oder richtiger: wilde Gänseriche dorthin. Sie waren noch nicht lange aus dem Ei gekrochen und deshalb auch so keck.

„Hör, Kamerad!“ sagten sie, „du bist so häßlich, daß wir dich gut leiden können. Willst du mitziehen und ein Zugvogel werden? In der Nähe von hier leben in einem anderen Moor ein paar süße, liebliche wilde Gänse, sämtliche Fräulein, die alle ‚Rapp‘ sagen können. Du kannst dein Glück dort machen, wenn du auch häßlich bist.“

„Piff! Paff!“ tönte es plötzlich, und beide wilden Gänseriche fielen im Schilf tot nieder, und das Wasser färbte sich blutrot. „Piff! Paff!“ erscholl es wieder, und ganze Scharen wilder Gänse flogen aus dem Schilf auf. Dann knallte es abermals. Es war große Jagd. Die Jäger umstellten das Moor, einige saßen oben in den Ästen der Bäume, die sich weit über das Schilfrohr streckten. Der blaue Dampf zog wie Wolken in die dunklen Bäume und über das Wasser hin. Die Jagdhunde schlichen herbei: Platsch, platsch! Das Schilf und das Rohr neigten sich nach allen Seiten. Das war ein Schreck für das arme Entlein! Ganz schnell wollte es seinen Kopf unter den Flügel stecken, aber in demselben Augenblick stand ein fürchterlich großer Hund vor ihm mit gräßlich funkelnden Augen, dem die Zunge aus dem Hals hing; er streckte seine Schnauze gegen das Entlein, zeigte ihm seine scharfen Zähne und – platsch, platsch! trottete er davon, ohne es zu packen.

„Gott sei Dank!“ seufzte das Entlein, „ich bin so häßlich, daß mich selbst der Hund nicht beißen mag!“



Und so lag es ganz still, während die Schrote durch das Schilf sausten und Schuß auf Schuß knallte.

Als das Schießen später aufhörte, wartete es vor lauter Angst noch ein paar Stunden, ehe es sich vorsichtig umsah und dann aus dem Moor forteilte, so schnell es konnte. Es watschelte über Feld und Wiese. Da tobte so ein heftiger Sturm, daß es nur langsam vorwärtskam.

Am Abend erreichte es eine kleine, armselige Bauernhütte, die so baufällig war, daß sie selbst nicht wußte, nach welcher Seite sie fallen sollte, und darum blieb sie stehen. Der Sturm peitschte das Entlein, daß es sich setzen und sich gegen ihn stemmen mußte, und es wurde schlimmer und schlimmer. Da bemerkte es, daß die Tür von der Hütte so schief hing, daß es durch die Spalte in die Stube hineinschlüpfen konnte, und das tat es.

Hier wohnte eine alte Frau mit ihrem Kater und ihrer Henne. Der Kater hieß Söhnchen und konnte einen Buckel machen und schnurren, er sprühte sogar Funken, aber dann mußte man ihn gegen das Haar streicheln. Die Henne hatte ganz kleine kurze Beine, und deshalb wurde sie Küchelchen-Kurzbein genannt, sie legte gut Eier, und die Frau liebte sie wie ihr eigenes Kind.

Am Morgen bemerkten sie das fremde Entlein in der Stube, und der Kater begann zu schnurren und die Henne zu glucken.

„Was ist das?" sagte die Frau. Da sie aber nicht gut sah, glaubte sie, daß das Entlein eine fette Ente sei, die sich verirrt habe. „Das ist ja ein seltener Fang!" sagte sie. „Nun kann ich Enteneier bekommen. Wenn es nur kein Enterich ist! Das müssen wir prüfen."

Und so nahmen sie das Entlein für drei Wochen auf Probe, aber es kamen keine Eier. Der Kater war der Herr im Hause und die Henne die Dame, und immer sagten sie: „Wir und die Welt!", denn sie glaubten, daß sie die Hälfte seien, und zwar die beste Hälfte. Das Entlein glaubte, daß man auch eine andere Meinung haben könne, aber das litt die Henne nicht.

„Kannst du Eier legen?" fragte sie.

„Nein!"

„Nun, dann wirst du die Güte haben zu schweigen!"

Und der Kater sagte: „Kannst du einen krummen Buckel machen, schnurren und Funken sprühen?"

„Nein!"

„So darfst du auch keine Meinung haben, wenn vernünftige Leute sprechen!"

Und das Entlein saß im Winkel und war schlechter Laune. Da fielen plötzlich frische Luft und heller Sonnenschein in die Stube, daß es große Lust bekam, auf dem Wasser zu schwimmen. Das erzählte es der Henne.

„Was fällt dir ein!" schimpfte diese. „Du hast nichts zu tun, deshalb fängst du Grillen! Leg Eier oder schnurre, so gehen sie vorüber."

„Aber es ist so schön, auf dem Wasser zu schwimmen", sagte das Entlein, „so herrlich, wenn man auf den Grund taucht."

„Ja, das ist ein großes Vergnügen!" spottete die Henne. „Du bist wohl verrückt geworden! Frag den Kater – er ist das klügste Geschöpf, das ich kenne –, ob er es liebt, auf dem Wasser zu schwimmen oder unterzutauchen. Von mir will ich nicht sprechen. Frag unsere Herrschaft, die alte Frau! Klüger als sie ist niemand in der Welt. Glaubst du, daß die Lust hat, zu schwimmen und das Wasser über dem Kopf zusammenschlagen zu lassen?"

„Ihr versteht mich nicht!" sagte das Entlein.

„Wir verstehen dich nicht? Wer soll dich denn verstehen! Du wirst doch nicht klüger sein wollen als der Kater und die Frau! Von mir will ich gar nicht reden! Bilde dir nichts ein, Kind! Und danke deinem Schöpfer für all das Gute, was man dir erwiesen hat! Bist du nicht in eine warme Stube gekommen, und hast du nicht eine Gesellschaft, von der du Nutzen hast? Aber du bist ein Schwätzer, und man hat keine Freude an dir. Mir kannst du glauben! Ich meine es gut mit dir. Ich sage dir Unangenehmes, aber daran kann man seine wahren Freunde erkennen. Sieh zu, daß du Eier legst oder schnurren und Funken sprühen lernst!"

„Ich glaube, ich gehe hinaus in die weite Welt!" sagte das Entlein.

„Ja, tu das!" sagte die Henne.

Das Entlein ging fort. Es schwamm auf dem Wasser und tauchte unter, aber es wurde von allen Tieren wegen seiner Häßlichkeit übersehen.

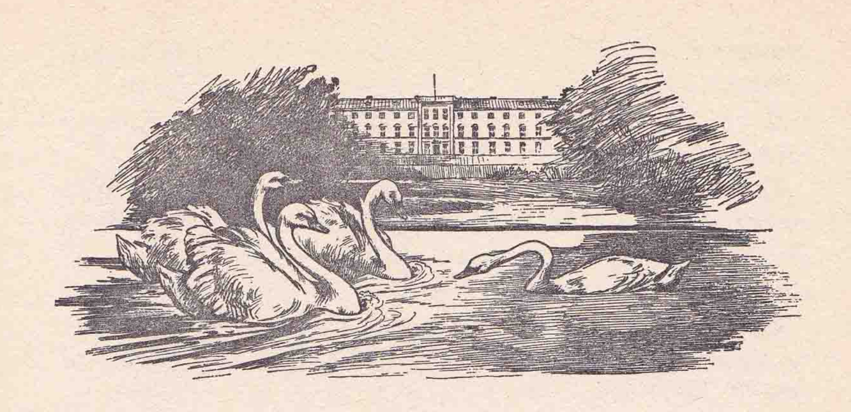
Der Herbst kam ins Land und färbte alle Blätter an den Bäumen gelb und braun, und der Wind wehte sie fort und ließ sie tanzen. Es war sehr kalt. Am Himmel hingen schwere Wolken, und manchmal fielen Schneeflocken. Auf dem Zaun krächzte der Rabe: „Au! Au!" Ja, es fror einen schon, wenn man nur daran dachte. Das arme Entlein hatte es wirklich nicht gut. Eines Abends – golden ging die Sonne gerade unter – kam ein Schwarm herrlicher großer Vögel aus dem Busch. Noch nie hatte das Entlein so schöne gesehen. Sie waren blendend weiß mit langen, schlanken Hälsen. Es waren Schwäne. Mit einem

eigentümlichen Ruf breiteten sie ihre prächtigen großen Flügel aus und flogen aus der kalten Gegend fort in ferne warme Länder. Sie stiegen so hoch, so hoch, und dem häßlichen jungen Entlein wurde gar sonderbar zumute. Es drehte sich im Wasser wie ein Rad, streckte den Hals hoch in die Luft und stieß einen so lauten und sonderbaren Schrei aus, daß es sich selbst davor fürchtete. Es mußte immer an die schönen, glücklichen Vögel denken. Sobald es sie nicht mehr sah, tauchte es unter bis auf den Grund. Als es wieder heraufkam, war es sehr erregt, denn es hätte zu gern gewußt, wie die Vögel heißen und wohin sie fliegen. Es verspürte eine große Zuneigung zu ihnen. Nein, es beneidete sie nicht. Nie würde ihm einfallen, sich solche Schönheit zu wünschen. Es wäre schon froh gewesen, wenn die Enten es nur unter sich geduldet hätten – das arme, häßliche Tierchen!

Der Winter wurde sehr kalt. Das Entlein mußte im Wasser herumschwimmen, damit es nicht zufror. Aber in jeder Nacht wurde das Loch, in dem es schwamm, kleiner und kleiner. Der Frost war so stark, daß die Eisdecke knackte. Das Entlein bewegte andauernd die Beinchen, damit das Loch sich nicht schloß. Schließlich ermattete es, lag ganz still und fror zuletzt im Eis fest.

Am frühen Morgen kam ein Bauer vorbei, und als er das erfrorene Tierchen sah, schlug er mit seinem Holzschuh das Eis in Stücke und trug das Entlein heim. Da kam es wieder zu sich.

Die Kinder wollten mit ihm spielen. Da das Entlein aber glaubte, sie wollten ihm weh tun, sprang es in seiner Angst gerade in den Milchtopf hinein, so daß die Milch in die Stube spritzte. Die Frau schlug die Hände zusammen, worauf es ins Butterfaß und dann in den Mehlsack hinein- und wieder herausflog. Wie sah es da aus! Die Frau schimpfte und schlug mit der Feuerzange nach ihm. Die Kinder rannten einander über den Haufen, um das Entlein zu fangen, und machten dabei ein wildes Geschrei. Gut war es, daß die Tür offen stand und es zwischen die Reiser in den frischgefallenen Schnee schlüpfen konnte. Ganz ermattet lag es nun hier.



Viel Not und Elend mußte das arme Entlein in dem harten Winter erdulden. Es lag zwischen dem Schilf im Moor, als die Sonne wieder warm zu scheinen begann. Die Lerchen sangen, und es war herrlicher Frühling.

Da konnte das Entlein auf einmal seine Flügel schwingen; sie brausten stärker als früher und trugen es weit fort. Plötzlich stand es in einem herrlichen großen Garten, wo der Flieder duftete und seine langen grünen Zweige bis zum Wasser hinunterneigte. Oh, hier war es so schön, so frühlingshaft! Aus dem Dickicht kamen drei prachtvolle weiße Schwäne. Mit leichtem Flügelschlag glitten sie über das Wasser. Das Entlein kannte die Tiere, und eine eigentümliche Traurigkeit befiel es. Und es dachte: „Ich will zu ihnen hinfliegen, zu den königlichen Vögeln. Vielleicht hacken sie mich tot, weil ich, das häßliche Entlein, mich ihnen zu nähern wage. Aber das ist mir egal. Es ist besser, von ihnen getötet zu werden, als von den Enten gezwackt, von den Hühnern geschlagen, von dem Mädchen im Hühnerhof getreten zu werden und im Winter zu hungern."

Das Entlein flog hinaus auf das Wasser und schwamm den prächtigen Schwänen entgegen. Als sie es erblickten, schossen sie mit brausenden Federn auf das Entlein zu. „Tötet mich nur!" sagte das arme Tier, neigte seinen Kopf zur Wasserfläche und erwartete den Tod. – Aber was sah es in dem klaren

Wasser? Es sah sein eigenes Bild unter sich, das kein plumper, häßlicher Vogel mehr war, sondern ein herrlicher Schwan.

Es schadet nichts, in einem Entenhof geboren zu sein, wenn man nur in einem Schwanenei gelegen hat!

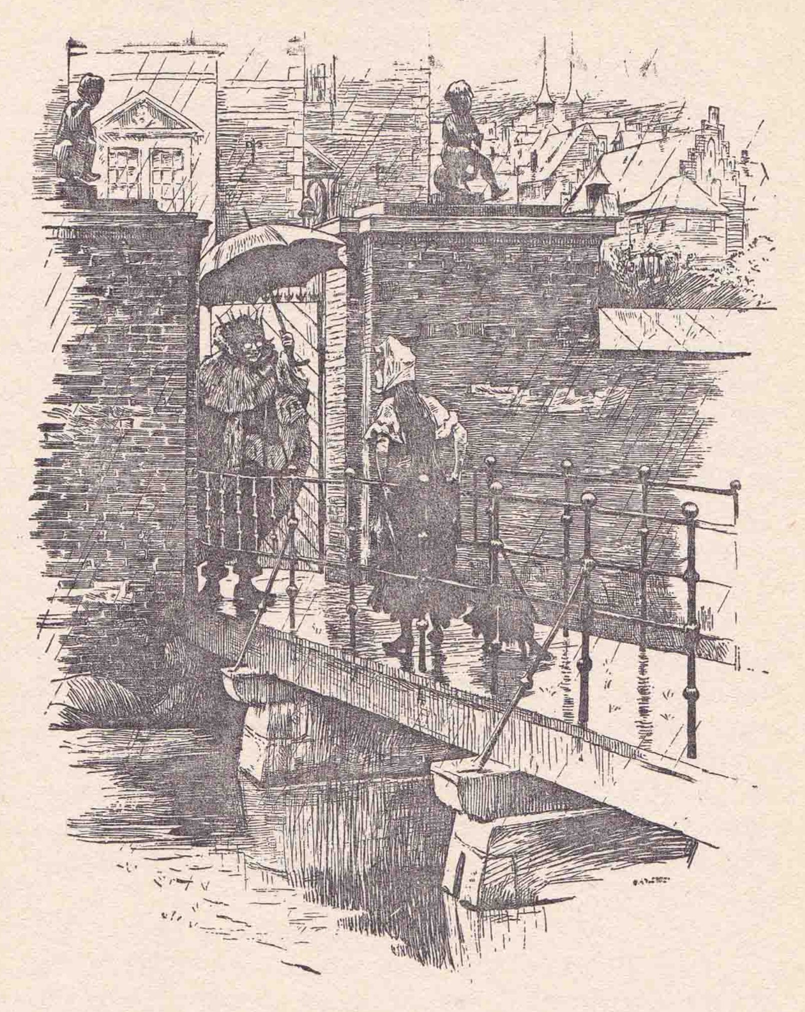
Es war froh, daß nun alle Not und alles Leid, das es erdulden mußte, zu Ende waren. Jetzt wußte es sein Glück doppelt zu schätzen. Die großen Schwäne schwammen um es herum und streichelten es mit ihren Schnäbeln.

Ein paar kleine Kinder sprangen in den Garten. Sie warfen Brot und Korn ins Wasser, und das Kleinste rief: „Da ist ein neuer!" Auch die anderen Kinder jubelten: „Ja, ein neuer ist angekommen!"

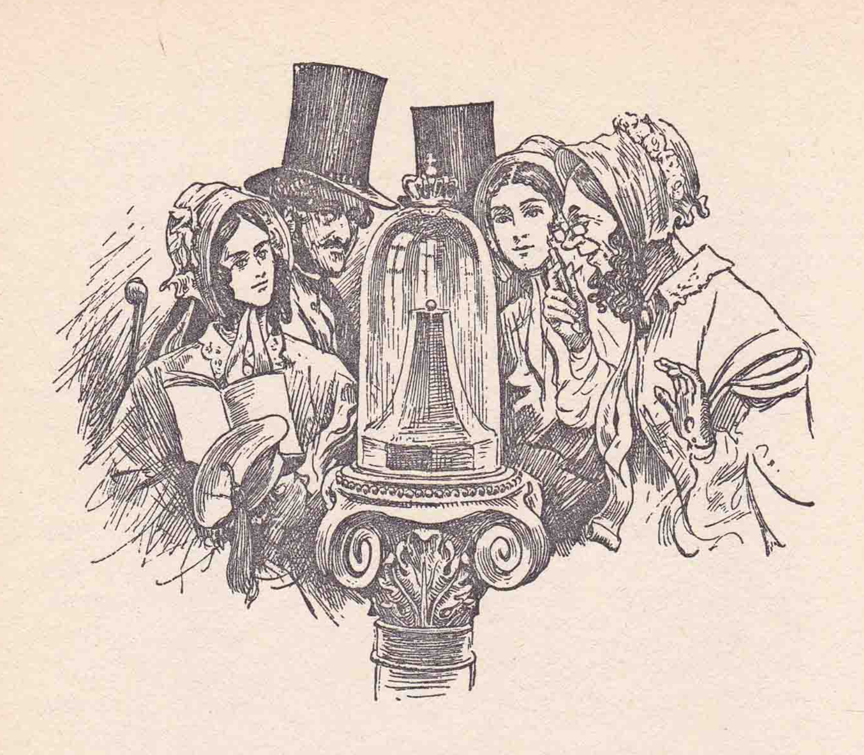
Sie klatschten voller Freude in die Hände und erzählten es Vater und Mutter. Und sie warfen noch Kuchen ins Wasser und sagten: „Der neue ist der schönste! So jung und prächtig!" Und die alten Schwäne verneigten sich vor ihm.

Da war er tief beschämt und steckte den Kopf unter seine Flügel. Er wußte selbst nicht, was er beginnen sollte, denn er war allzu glücklich, aber nicht stolz. Er dachte daran, wie er verfolgt und verhöhnt worden war. Und nun sagten alle, daß er der schönste aller schönen Vögel sei. Selbst der Flieder bog seine Zweige zu ihm ins Wasser, und die Sonne schien warm und mild. Da brausten seine Federn, der schlanke Hals reckte sich, und aus vollem Herzen jubelte er: „So viel Glück hätte ich mir nicht träumen lassen, als ich noch das häßliche junge Entlein war!"

Die Prinzessin auf der Erbse



Es war einmal ein schöner junger Prinz, der wollte eine Prinzessin heiraten, aber es sollte eine richtige Prinzessin sein. Da reiste er denn lange Zeit in der ganzen Welt herum, um so eine zu finden, aber überall war etwas auszusetzen. Prinzessinnen gab es genug, aber ob es richtige Prinzessinnen waren, konnte er



nicht herausbringen. Immer gab es etwas, was nicht ganz in Ordnung war. So kam er wieder nach Hause und war sehr traurig, denn er wollte doch gar zu gern eine wirkliche Prinzessin haben.

Eines Abends zog ein schreckliches Gewitter auf; es blitzte und donnerte, und der Regen floß in Strömen. Es war entsetzlich! Da klopfte es an das Stadttor, und der alte König ging hin, um aufzumachen.

Draußen stand eine Prinzessin. Aber, du lieber Himmel, wie sah sie vom Regen und dem bösen Wetter aus! Das Wasser lief ihr vom Haar und von den Kleidern herunter; es lief in die Schuhspitzen hinein und an den Hacken wieder heraus. Und doch sagte sie, daß sie eine richtige Prinzessin sei.

„Nun, das werden wir schon noch erfahren!“ dachte die alte Königin, aber sie sagte nichts. Sie ging in die Schlafkammer, nahm alles Bettzeug weg und legte eine Erbse auf den Boden des

Bettgestells. Dann nahm sie zwanzig Matratzen und legte sie auf die Erbse, und oben auf die Matratzen legte sie noch zwanzig Eiderdaunenbetten.

Darauf sollte die Prinzessin die ganze Nacht liegen. Am nächsten Morgen wurde sie gefragt, wie sie geschlafen habe.

„Oh, schrecklich schlecht!“ sagte die Prinzessin. „Ich habe die ganze Nacht fast kein Auge zugetan! Gott weiß, was da im Bett gewesen ist! Ich habe auf etwas Hartem gelegen, so daß ich am ganzen Körper braun und blau bin. Es ist entsetzlich!“

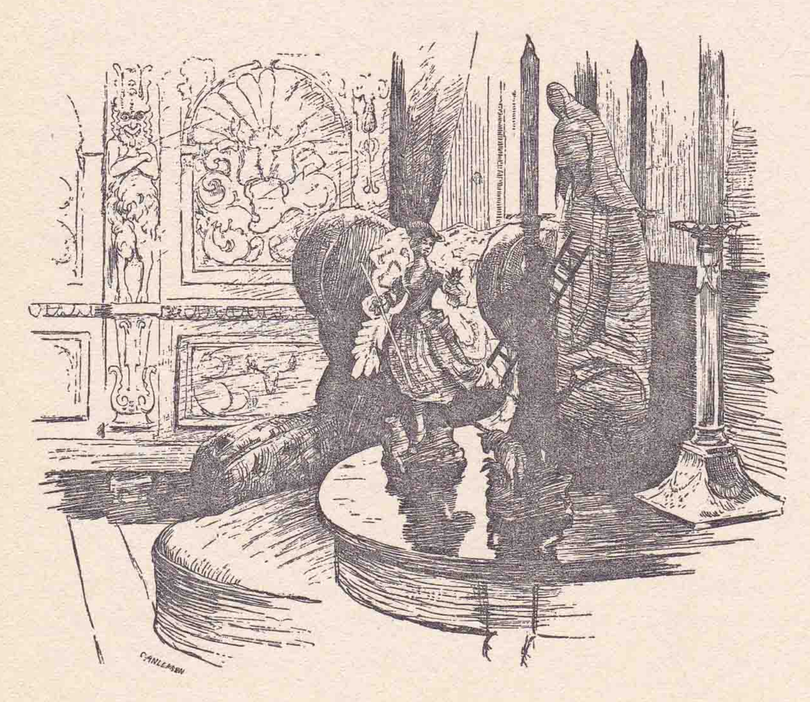
Nun sahen sie, daß sie eine richtige Prinzessin war, weil sie durch die zwanzig Matratzen und die zwanzig Eiderdaunenbetten hindurch die Erbse gespürt hatte. So empfindlich konnte niemand sein außer einer wirklichen Prinzessin.

Also nahm der Prinz sie zur Frau, denn nun wußte er, daß er eine richtige Prinzessin besitze. Die Erbse kam in die Schatzkammer, wo sie heute noch zu sehen ist, falls niemand sie gestohlen hat.

Seht, das ist eine wahre Geschichte.

Die Hirtin und der Schornsteinfeger

Hast du schon einmal einen ganz alten Holzschrank gesehen, schwarz vor Alter und mit geschnitzten Schnörkeln und Blattwerk daran? Genauso einer stand in einer Wohnstube. Er war von der Urgroßmutter geerbt und hatte geschnitzte Rosen und Tulpen von oben bis unten. Da gab es die sonderbarsten Schnörkel, und dazwischen ragten kleine Hirschköpfe mit Geweihen hervor. Mitten auf dem Schrank stand ein geschnitzter Mann, er war freilich lächerlich anzusehen und grinste auch, denn Lachen konnte man es nicht nennen. Er hatte Ziegenbocksbeine, kleine Hörner am Kopf und einen langen Bart. Die



Kinder nannten ihn immer den Ziegenbocksbein-Oberunduntergeneralkriegskommandiersergeanten. Puh, das war ein Name! Schwer auszusprechen, und es gibt nicht viele, die diesen Titel bekommen; aber den Mann ausschnitzen zu lassen, das war auch etwas. Doch nun war er ja da! Immer sah er auf das Tischchen unter dem Spiegel, denn da stand eine liebliche kleine Hirtin aus Porzellan. Die Schuhe waren vergoldet, das Kleid war mit einer roten Rose geschmückt, und dazu trug sie einen Goldhut und einen Hirtenstab; sie war wunderschön. Neben ihr stand ein kleiner Schornsteinfeger, so schwarz wie Kohle, übrigens auch aus Porzellan. Er war genauso rein und fein wie jeder andere. Einen Schornsteinfeger stellte er ja nur dar, der Porzellanarbeiter hätte ebensogut einen Prinzen aus ihm machen können, wenn er gewollt hätte.

Da stand er mit seiner Leiter und mit einem Gesicht, so weiß und rot wie das eines Mädchens; und das war eigentlich ein Fehler, denn etwas schwarz hätte es sein müssen. Er stand ganz nahe bei der Hirtin. So waren beide hingestellt worden, und da sie nun einmal beisammenstanden, hatten sie sich verlobt. Sie paßten gut zueinander. Sie waren junge Leute, aus demselben Porzellan und beide gleich zerbrechlich.

Neben ihnen stand noch eine Figur, die dreimal größer war. Es war ein alter Chinese, der nicken konnte. Er war auch aus Porzellan und sagte, er sei der Großvater der kleinen Hirtin; aber das konnte er nicht beweisen. Er behauptete, daß er Gewalt über sie habe, und deshalb hatte er dem Ziegenbocksbein-Oberunduntergeneralkriegskommandiersergeanten, der um die kleine Hirtin freite, zugenickt.

„Da erhältst du einen Mann", sagte der alte Chinese, „einen Mann, der, wie ich fast glaube, von Mahagoniholz ist. Er kann dich zur Ziegenbocksbein-Oberunduntergeneralkriegskommandiersergeantin machen. Er hat den ganzen Schrank voller Silberzeug, das er in den geheimen Fächern aufbewahrt."

„Ich will nicht in den dunklen Schrank hinein", sagte die kleine Hirtin. „Man hat mir erzählt, daß er elf Porzellanfrauen darin stehen hat."



„Dann kannst du die zwölfte werden!“ sagte der Chinese. „Heute nacht, sobald es in dem alten Schrank knackt, sollt ihr Hochzeit feiern, so wahr ich ein Chinese bin!“

Und darauf nickte er mit dem Kopf und schlief ein.

Aber die kleine Hirtin weinte bitterlich und blickte ihren Herzallerliebsten, den Porzellanschornsteinfeger, traurig an.

„Ich bitte dich“, sagte sie, „komm mit mir in die weite Welt hinaus, denn hier können wir nicht bleiben.“

„Ich tue alles, was du willst!“ sagte der kleine Schornsteinfeger. „Laß uns sofort gehen! Ich finde bestimmt gleich Arbeit, um uns zu ernähren.“

„Wenn wir nur schon vom Tisch herunter wären!“ sagte sie. „Ich kann nicht mehr froh sein, bis wir draußen in der weiten Welt sind!“

Und er tröstete sie und zeigte ihr, wie sie ihren kleinen Fuß auf die ausgeschnittenen Ecken und das vergoldete Blattwerk

am Tischfuß setzen müsse: seine Leiter war ihm eine richtige Hilfe, und schon standen sie auf dem Fußboden. Aber als sie zum alten Schrank hinsahen, war dort große Unruhe. Alle geschnitzten Hirsche streckten die Köpfe weiter vor, erhoben ihre Geweihe und drehten die Hälse. Der Ziegenbocksbein-Oberunduntergeneralkriegskommandiersergeant sprang in die Höhe und rief zum alten Chinesen hinüber: „Nun laufen sie fort! Nun laufen sie fort!"

Da erschraken die beiden und sprangen geschwind in die Schublade des Fenstertischchens. Hier lagen drei oder vier Kartenspiele, die nicht vollständig waren, und ein kleines Puppentheater, das, so gut es eben ging, aufgebaut war. Man spielte gerade eine Komödie, und alle Damen, Karo-, Herz-, Kreuz- und Pikdame, saßen in der ersten Reihe und fächelten sich mit ihren Tulpen; und hinter ihnen standen alle Buben und zeigten, daß sie Kopf hatten, sowohl oben als unten, wie das bei Spielkarten üblich ist. Die Komödie handelte von zwei Personen, die einander nicht bekommen konnten, und die Hirtin weinte darüber, denn es war wie ihre eigene Geschichte.

„Das kann ich nicht aushalten!" sagte sie. „Ich muß aus der Schublade heraus!" Als sie aber auf dem Fußboden anlangten und zum Tisch hinaufblickten, da war der alte Chinese erwacht und wackelte mit dem ganzen Körper, denn er war unten ja ein Klotz.

„Nun kommt der alte Chinese!" schrie die kleine Hirtin und fiel vor lauter Angst auf ihre Porzellanknie nieder.

„Da fällt mir etwas ein!" sagte der Schornsteinfeger. „Wollen wir in die große Potpourrivase kriechen, die in der Ecke steht? Dort können wir auf Rosen und Lavendel liegen und ihm Salz in die Augen werfen, wenn er kommt."

„Das nützt nichts!" sagte sie. „Zudem weiß ich, daß der alte Chinese und die Potpourrivase miteinander verlobt waren, und so ein Verhältnis läßt immer ein gewisses Wohlwollen zurück. Nein, uns bleibt nichts anderes übrig, als in die weite Welt hinauszuziehen."

„Hast du wirklich Mut, mit mir in die weite Welt hinauszu-

gehen?" fragte der Schornsteinfeger. „Hast du bedacht, wie groß sie ist und daß wir nie mehr zurückkommen können?"

„Das habe ich!" sagte sie.

Der Schornsteinfeger blickte sie fest an, und dann sagte er: „Mein Weg geht durch den Schornstein. Hast du wirklich Mut, mit mir durch den Ofen, durch den eisernen Kasten und durch das Rohr zu kriechen? Dann kommen wir hinaus in den Schornstein, und da kann ich mich bewegen, da bin ich in meinem Element! Wir steigen so hoch, daß sie uns nicht erreichen können, und ganz oben führt eine Öffnung in die weite Welt hinaus!" Und er führte sie zur Ofentür.

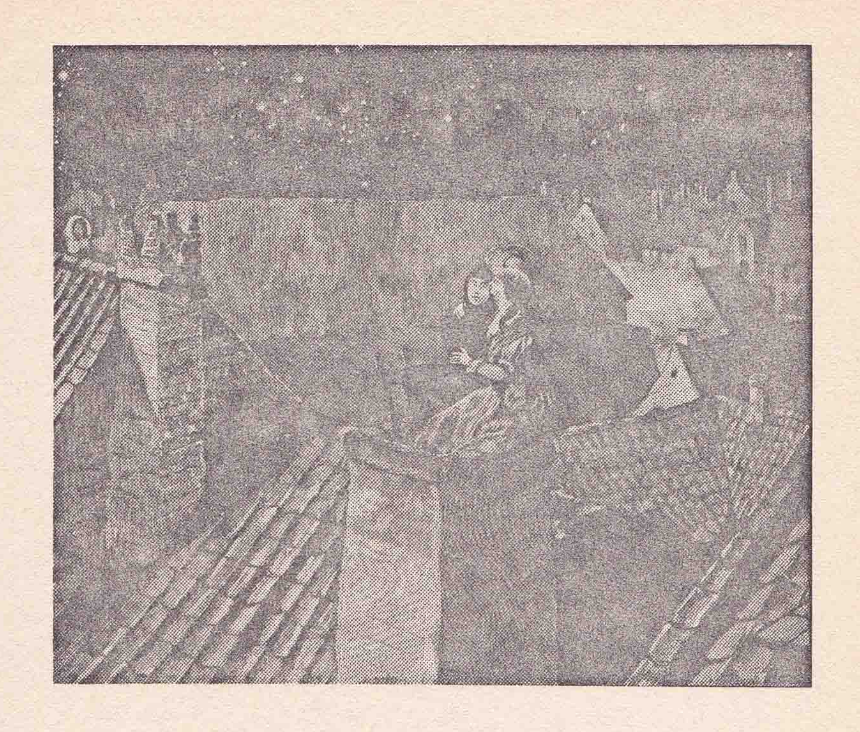
„Hu, ist es hier schwarz!" sagte sie. Aber sie kletterte mit ihm durch den Kasten und das Rohr, wo es pechschwarze Nacht war.

„Jetzt sind wir schon im Schornstein!" sagte er. „Und schau, schau! Dort oben scheint der herrlichste Stern!"

Und wirklich, am Himmel strahlte ein Stern und leuchtete in den Schornstein hinein, als wolle er ihnen den Weg zeigen. Sie kletterten und krochen. Ein greulicher Weg war es, unendlich hoch. Aber er hob sie und schob sie, er half ihr und hielt sie und zeigte ihr die besten Stellen, wo sie ihre kleinen Porzellanfüße hinsetzen könne. Und so erreichten sie den Schornsteinrand und setzten sich darauf, um ein wenig auszuruhen; denn sie waren sehr müde, und das konnten sie auch sein.

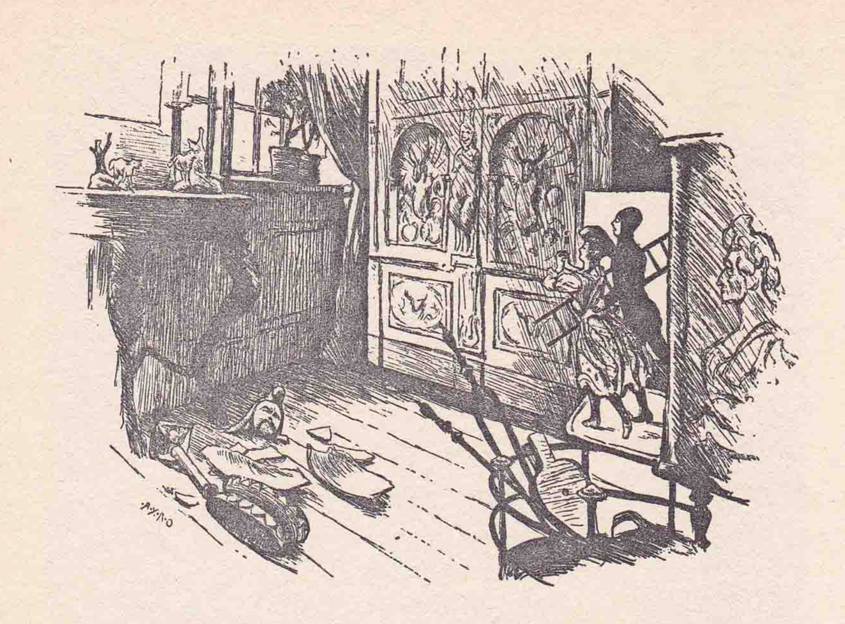
Hoch über ihnen dehnte sich der Himmel mit seinen hellen Sternen, und tief unter ihnen lagen die dunklen Dächer der Stadt. Unendlich weit konnten sie schauen, so unendlich weit in die große Welt. So hatte sich die arme Hirtin das nicht vorgestellt. Sie lehnte sich mit ihrem kleinen Kopf an ihren Schornsteinfeger, und dann weinte sie, daß das Gold von ihrem Gürtel absprang.

„Das ist zu viel!" sagte sie, „das kann ich nicht ertragen! Die Welt ist allzu groß! Wäre ich doch wieder auf dem Tisch unter dem Spiegel! Ich kann nicht froh sein, bis ich wieder dort bin! Nun bin ich dir in die Welt hinaus gefolgt, nun kannst du mich auch wieder zurückbegleiten, wenn du mich wirklich lieb hast!"



Und der Schornsteinfeger redete ihr gut zu, sprach von dem alten Chinesen und vom Ziegenbocksbein-Oberunduntergeneralkriegskommandiersergeanten, aber sie schluchzte so heftig und küßte ihren kleinen Schornsteinfeger, daß er nicht anders konnte, als sich ihr fügen, obgleich es töricht war.

Mit viel Mühe kletterten sie den Schornstein wieder hinunter und krochen durch das Rohr und den Kasten, das war gar nicht schön. Dann standen sie im dunklen Ofen und horchten hinter der Tür, um zu erfahren, wie es in der Stube aussehe. Dort war es ganz still. Sie schauten hinein – ach, da lag der alte Chinese mitten auf dem Fußboden! Er war vom Tisch heruntergefallen, als er ihnen nachlaufen wollte, und nun lag er in drei Stücke zerschlagen da: Der ganze Rücken war in einem Stück abgegangen, und der Kopf war in eine Ecke gerollt. Der Ziegenbocks-



bein-Oberunduntergeneralkriegskommandiersergeant stand, wo er immer gestanden hatte, und dachte nach.

„Das ist entsetzlich!“ sagte die kleine Hirtin. „Der alte Großvater ist in Stücke zersprungen, und wir sind schuld daran! Das überlebe ich nicht!“ Und sie rang ihre kleinen Hände.

„Er kann noch genietet werden“, sagte der Schornsteinfeger. „Er kann noch genietet werden! Beruhige dich! Wenn sie ihn im Rücken kitten und eine gute Niete in den Nacken stecken, ist er so gut wie neu und kann uns noch manches Unangenehme sagen.“

„Glaubst du?“ sagte sie. Und dann krochen sie wieder auf den Tisch hinauf, wo sie früher gestanden hatten.

„Siehst du, so weit sind wir nun gekommen!“ sagte der Schornsteinfeger. „Diese Mühe hätten wir uns ersparen können!“

„Oh, wäre der alte Großvater doch schon genietet!“ sagte die Hirtin. „Ob das sehr teuer ist?“

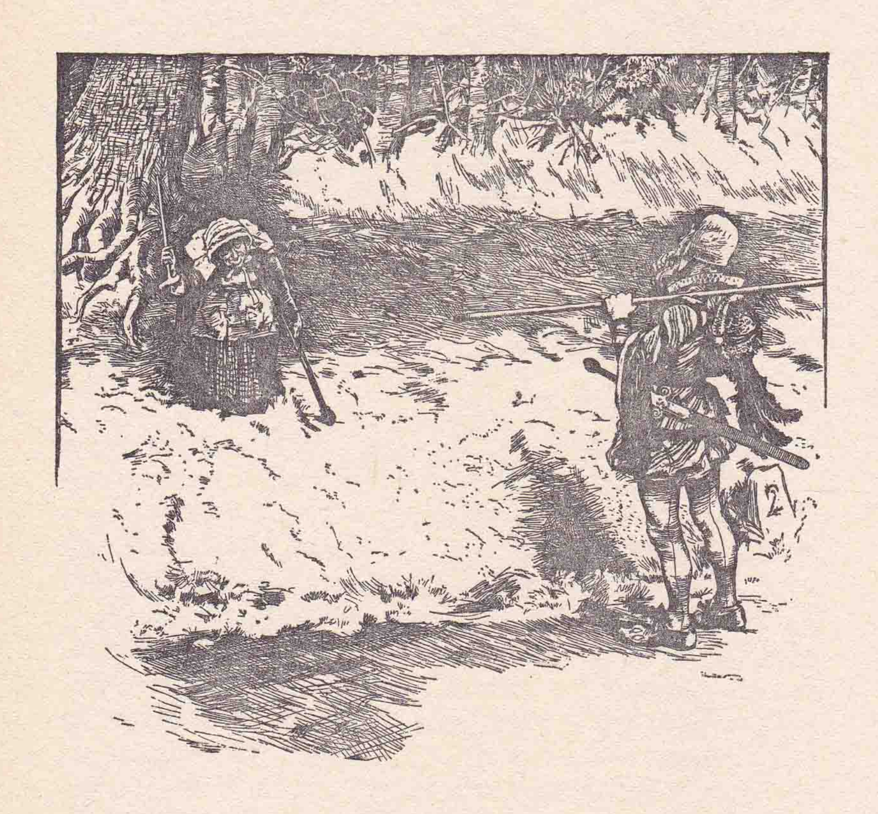
Und er wurde genietet. Die Familie ließ ihn im Rücken kitten; durch den Hals bekam er eine gute Niete; er war fast wie neu, aber nicken konnte er nicht mehr.

„Sie sind wohl hochmütig geworden, seit Sie in Stücke zersprungen waren?" sagte der Ziegenbocksbein-Oberunduntergeneralkriegskommandiersergeant. „Ich glaube nicht, daß Sie Grund dazu haben. – Bekomme ich sie nun, oder bekomme ich sie nicht?"

Und der Schornsteinfeger und die kleine Hirtin sahen den alten Chinesen gar rührend an; sie fürchteten, er würde nicken. Aber das konnte er ja nicht, und es war ihm auch peinlich, einem Fremden zu erzählen, daß er beständig eine Niete im Nacken habe.

So blieben die Porzellanleute beisammen, und sie segneten des Großvaters Niete und liebten sich, bis sie zerbrachen.

Das Feuerzeug



Auf der Landstraße kam ein junger Soldat munter dahermarschiert: Eins, zwei! Eins, zwei! Er hatte seinen alten Tornister auf dem Rücken und einen Säbel an der Seite, denn er war im Krieg gewesen und wollte nun nach Hause.

Da begegnete er einer alten Hexe, die wirklich abscheulich aussah. Ihre Unterlippe hing fast bis auf die Brust herab. Sie sagte: „Guten Abend, Soldat! Was hast du für einen schönen

Säbel und einen großen Tornister! Du bist ein richtiger Soldat! Nun sollst du so viel Geld bekommen, wie du haben willst!“

„Vielen Dank, du alte Hexe!“ sagte der Soldat.

„Siehst du den großen Baum dort?“ fragte die Hexe und zeigte auf einen Baum, der neben ihnen stand. „Er ist innen ganz hohl. Da kletterst du jetzt auf die Spitze, dann siehst du ein Loch, durch das du hinunterrutschen und tief in den Baum gelangen kannst. Ich binde dir einen Strick um den Leib, damit ich dich gleich wieder heraufziehen kann, wenn du mich rufst!“

„Was soll ich denn da unten im Baum?“ fragte der Soldat neugierig.

„Geld holen!“ antwortete die Hexe. „Weißt du, wenn du auf den Boden des Baumes kommst, dann bist du in einer großen Halle; da ist es ganz hell, denn da brennen über dreihundert Lampen. Dann siehst du drei Türen, du kannst sie öffnen, der Schlüssel steckt. Gehst du in die erste Kammer, dann siehst du mitten auf dem Fußboden eine große Kiste stehen, auf der sitzt ein Hund; der hat Augen, so groß wie Teetassen. Doch darum brauchst du dich nicht zu kümmern. Ich gebe dir meine blaukarierte Schürze mit, die kannst du auf dem Fußboden ausbreiten. Geh dann rasch hin, nimm den Hund und setz ihn auf meine Schürze, öffne die Kiste und hole so viele Geldstücke heraus, wie du willst! Sie sind alle aus Kupfer. Willst du lieber Silber haben, so mußt du in das nächste Zimmer gehen. Da sitzt aber ein Hund, der hat Augen, so groß wie Mühlräder. Doch das soll dich wiederum nicht stören. Setz ihn auf meine Schürze und nimm von dem Geld, so viel du magst! Möchtest du aber lieber Gold haben, so kannst du das auch bekommen, und zwar soviel wie du tragen kannst, wenn du in die dritte Kammer gehst. Aber der Hund, der dort auf der Geldtruhe sitzt, hat zwei Augen, jedes so groß wie ein Turm. Glaub mir, das ist ein böser Hund! Aber deshalb fürchte dich nur nicht! Setz ihn einfach auf meine Schürze, dann tut er dir nichts, und nimm aus der Kiste so viel Gold, wie du willst und tragen kannst!“

„Das ist so übel nicht!“ sagte der Soldat. „Aber was muß ich dir geben, du alte Hexe, denn umsonst wirst du es nicht tun?“



„Doch!“ sagte die Hexe. „Nicht ein einziges Geldstück will ich haben! Für mich sollst du nur ein altes, wertloses Feuerzeug mitbringen, das meine Großmutter vergaß, als sie das letzte Mal unten war.“

„Nun, so binde mir den Strick um den Leib!“ sagte der Soldat.

„Hier ist er“, sagte die Hexe, „und hier ist meine blaukarierte Schürze.“

Der Soldat kletterte auf den Baum, ließ sich durch das Loch hinuntergleiten und stand, wie die Hexe gesagt hatte, unten in der großen Halle, wo die vielen hundert Lampen brannten.

Er öffnete die erste Tür. Oh! Da saß der Hund mit den Augen, so groß wie Teetassen, und glotzte ihn an.

„Du bist ein netter Kerl!“ sagte der Soldat freundlich, setzte ihn auf die Schürze der Hexe und nahm so viele Kupfermünzen heraus, wie seine Taschen fassen konnten. Dann schloß er die Kiste, setzte den Hund wieder darauf und ging in das zweite Zimmer. Richtig! Da saß der Hund mit den Augen, so groß wie Mühlräder.

„Du solltest mich lieber nicht so anstarren!" sagte der Soldat. „Deine Augen könnten dir übergehen!" Und dann setzte er den Hund auf die Schürze der alten Hexe. Als er aber das viele Silbergeld in der Kiste erblickte, warf er gleich alles Kupfergeld, das er hatte, fort und füllte seine Taschen und seinen Tornister nur mit Silbermünzen.

Dann ging er in die dritte Kammer. Nein, das war gräßlich! Der Hund hatte wirklich zwei Augen, jedes so groß wie ein Turm; die drehten sich ständig im Kopf, gerade wie Räder.

„Guten Abend!" sagte der Soldat höflich und griff an die Mütze, denn einen solchen Hund hatte er noch nie gesehen. Als er ihn eine Weile betrachtet hatte, dachte er: „Nun ist es genug", hob ihn rasch auf den Fußboden herunter, wo die Schürze lag, und machte die Kiste auf. Du lieber Himmel, was war da für eine Menge Gold! Damit könnte er die ganze Stadt und die Zuckerhasen der Kuchenfrauen kaufen, alle Zinnsoldaten, Peitschen und Schaukelpferde der ganzen Welt. Ja, das war wirklich viel Gold! Nun warf der Soldat alles Silbergeld, womit er Taschen und Tornister gefüllt hatte, fort und nahm statt dessen Gold. Alle Taschen, der Tornister, die Mütze, selbst die Stiefel wurden gefüllt, so daß er kaum gehen konnte. Nun hatte er so viel Geld, wie er es sich nie hätte träumen lassen. Den Hund setzte er wieder auf die Kiste, schlug die Kammertür zu und rief dann durch den Baum hinauf:

„Zieh mich jetzt in die Höhe, du alte Hexe!"

„Hast du auch das Feuerzeug?" fragte die Hexe.

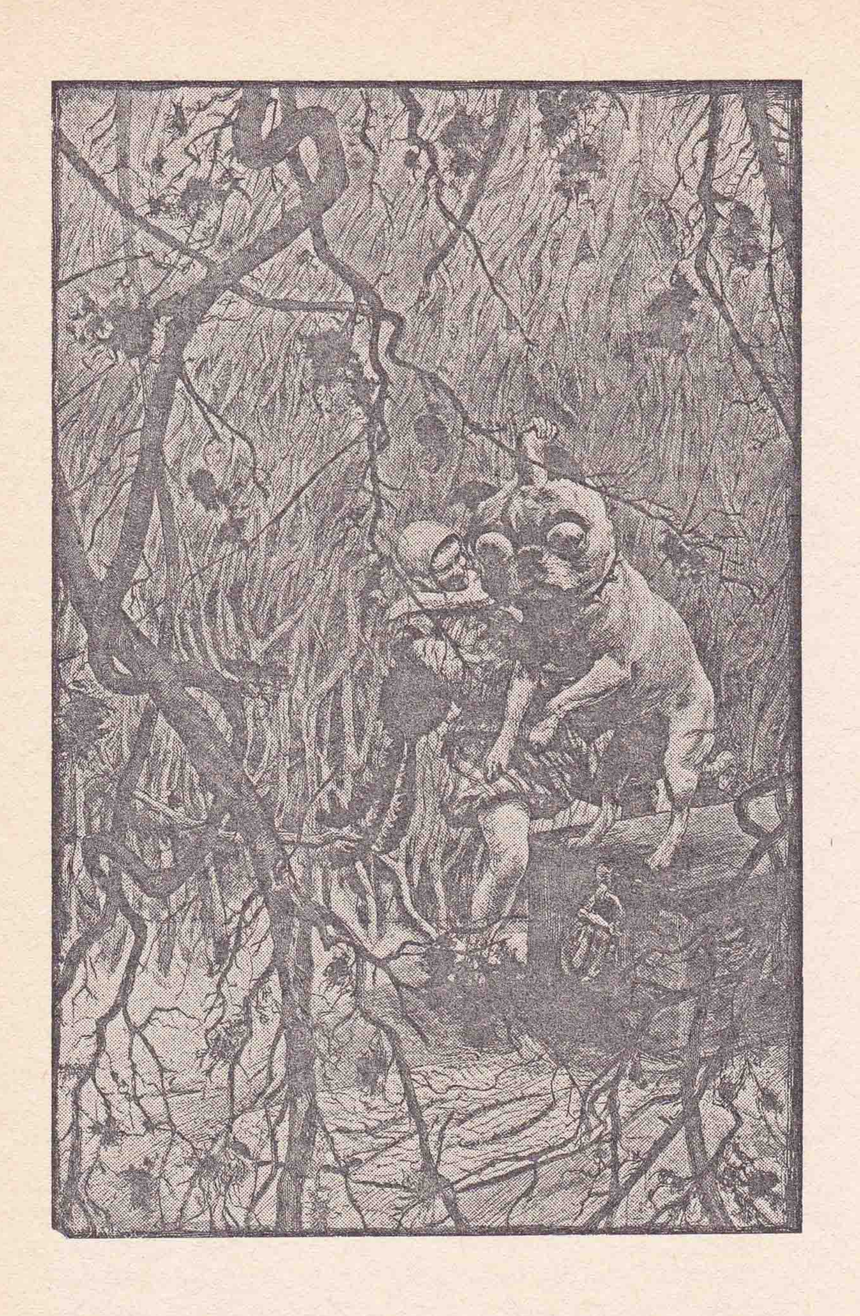
„Donnerwetter!" sagte der Soldat, „das hätte ich rein vergessen!"

Und dann holte er es. Die Hexe zog ihn langsam herauf, und er stand wieder auf der Landstraße, die Taschen und Stiefel, den Tornister und die Mütze voller Gold.

„Was willst du mit dem Feuerzeug machen?" fragte der Soldat die scheußliche Hexe.

„Das geht dich nichts an!" antwortete sie. „Du hast ja Geld bekommen! Gib mir das Feuerzeug her!"

„Ach was!" sagte der Soldat. „Entweder sagst du mir gleich,



was du damit machen willst, oder ich ziehe meinen Säbel und schlage dir den Kopf ab!"

„Nein!" sagte die Hexe und rollte die Augen.

Da schlug der Soldat ihr mit einem Hieb den Kopf ab. Er legte all sein Gold in ihre Schürze, band sie zusammen und nahm sie wie ein Bündel auf seinen Rücken, steckte das Feuerzeug in die Tasche und ging schnurstracks in die Stadt.

Das war eine prächtige Stadt! In dem prachtvollsten Wirtshaus kehrte er ein, verlangte die allerbesten Zimmer und seine Lieblingsspeisen; denn jetzt war er ja reich, da er so viel Geld besaß.

Der Diener, der seine Stiefel putzen sollte, wunderte sich freilich über die sonderbaren alten Stiefel, die so ein reicher Herr trug. Aber der Soldat hatte sich noch keine neuen gekauft; am nächsten Tag bekam er anständige Stiefel und feine Kleider. Nun war aus dem Soldaten ein vornehmer Herr geworden, und die Leute erzählten ihm von all den Herrlichkeiten, die es in ihrer Stadt gebe, und von ihrem König, und was für eine niedliche Prinzessin seine Tochter sei.

„Wo kann man sie denn zu sehen bekommen?" fragte der Soldat.

„Sie ist gar nicht zu sehen!" sagten alle. „Sie wohnt in einem großen kupfernen Schloß, von vielen hohen Mauern und Türmen umgeben. Niemand außer dem König darf bei ihr ein- und ausgehen, denn es ist ihr prophezeit worden, daß sie einen gemeinen Soldaten heiraten wird, und das kann der König nicht zulassen."

„Die möchte ich gern sehen!" dachte der Soldat bei sich, aber das würde ihm nicht erlaubt werden.

Nun lebte er recht vergnügt dahin, besuchte oft das Theater, fuhr in des Königs Garten spazieren und schenkte den Armen viel Geld; das war hübsch von ihm, denn er wußte noch aus früheren Zeiten, wie schlimm es ist, keinen Schilling zu besitzen. Er war jetzt reich, hatte schöne Kleider und fand viele Freunde, die alle sagten, er sei ein guter Mensch, ein richtiger Kavalier. Und das gefiel dem Soldaten. Da er aber jeden Tag Geld ausgab

und keines einnahm, so blieben ihm zuletzt nicht mehr als zwei Schillinge übrig, und er mußte die schönen Zimmer verlassen, in denen er gewohnt hatte, und oben unterm Dach in einer kleinen Kammer seine Stiefel selbst putzen und sie mit einer Stopfnadel flicken, wenn sie zerrissen waren. Keiner seiner alten Freunde kam zu ihm, denn man mußte zu viele Treppen hinaufsteigen.

Es war an einem dunklen Abend. Er konnte sich nicht einmal eine Kerze kaufen. Aber da fiel ihm ein, daß ein kleines Lichtstümpfchen in dem Feuerzeug lag, welches er aus dem hohlen Baum mitgenommen hatte. Er suchte das Feuerzeug und das Lichtendchen; aber als er Feuer schlug und die ersten Funken aus dem Feuerzeug aufsprühten, sprang plötzlich die Tür auf, und der Hund, der Augen so groß wie Teetassen hatte und den er im Baum unten gesehen, stand vor ihm und fragte: „Was befiehlt mein Herr?"

„Was ist das?" fragte der Soldat. „Das ist ja ein lustiges Feuerzeug, wenn ich einfach bekommen kann, was ich haben will. Verschaff mir etwas Geld!" sagte er zu dem Hund, und wupps! war der Hund fort, wupps! war er wieder da und hielt einen großen Beutel mit Geldstücken in seiner Schnauze.

Nun wußte der Soldat, was für ein wunderbares Feuerzeug das war. Strich er einmal daran, dann kam der Hund, der auf der Kiste mit dem Kupfergeld saß; strich er zweimal, so kam der, welcher das Silbergeld hatte, und strich er dreimal, erschien der, welcher das Gold bewachte. Jetzt zog der Soldat wieder in die schönen Zimmer hinunter und erschien von neuem in guten Kleidern. Da erkannten ihn gleich alle seine alten Freunde wieder und schätzten ihn hoch.

Eines Tages dachte er bei sich: „Es ist doch sonderbar, daß man die Prinzessin nicht sehen darf. Sie soll sehr schön sein, sagen alle. Aber was nützt das, wenn sie immer in dem großen kupfernen Schloß mit den vielen Türmen sitzen muß! – Kann ich sie denn gar nicht zu sehen bekommen? – Wo ist nur mein Feuerzeug?" Und so strich er Feuer an, und wupps! kam der Hund mit den Augen, so groß wie Teetassen.

„Es ist freilich mitten in der Nacht!“ sagte der Soldat. „Aber ich möchte so gern die Prinzessin sehen, nur einen Augenblick!“

Der Hund war gleich zur Tür hinaus, und schneller, als der Soldat dachte, sah er ihn wieder mit der Prinzessin auf seinem Rücken. Sie schlief und war so lieblich, daß jeder sehen konnte, daß sie wirklich eine Prinzessin war. Der Soldat konnte es nicht unterlassen, sie zu küssen, denn er war ein richtiger Soldat.

Der Hund lief mit der Prinzessin wieder zurück. Doch als am Morgen der König und die Königin Tee tranken, erzählte die Prinzessin, sie habe in der Nacht einen seltsamen Traum von einem Hund und einem Soldaten gehabt; sie sei auf dem Hund geritten, und der Soldat habe sie geküßt.

„Das ist ja eine schöne Geschichte!“ sagte die Königin entsetzt.

In der nächsten Nacht sollte eine alte Hofdame am Bett der Prinzessin wachen, um zu sehen, ob es wirklich ein Traum sei.

Der Soldat hatte große Sehnsucht nach der Prinzessin, und in der Nacht erschien der Hund wieder, holte sie und lief, so schnell er konnte. Aber die alte Hofdame zog Wasserstiefel an und lief ebenso schnell hinterher. Als sie nun sah, daß der Hund mit der Prinzessin in einem großen Haus verschwand, dachte sie: „Nun weiß ich, wo es ist“, und machte mit einem Stück Kreide ein großes Kreuz ans Tor. Dann ging sie nach Hause und legte sich schlafen, und der Hund kam auch mit der Prinzessin zurück. Als er aber sah, daß ein Kreuz an der Tür des Hauses, wo der Soldat wohnte, gemacht war, nahm er ein Stück Kreide und machte an alle Haustüren der Stadt auch ein Kreuz, und das war klug, denn nun konnte die Hofdame die richtige Tür nicht finden, da an allen Türen Kreuze waren.

Frühmorgens kamen der König und die Königin, die alte Hofdame und alle Offiziere, um zu sehen, wo die Prinzessin in der Nacht gewesen war.

„Da ist es!“ sagte der König, als er die erste Tür mit einem Kreuz sah.

„Nein, dort ist es, mein lieber Mann!“ behauptete die Königin, als sie die zweite Tür mit einem Kreuz sah.

„Aber da ist eins, und dort ist eins!“ sagten alle. Wohin sie auch blickten, waren Kreuze an den Türen. Da begriffen sie, daß ihnen das Weitersuchen nichts helfen würde.

Aber die Königin war eine äußerst kluge Frau, die mehr konnte, als nur in der Kutsche fahren. Sie nahm ihre große goldene Schere, schnitt ein Stück Seide in kleine Teile und nähte einen hübschen, niedlichen Beutel daraus, den füllte sie mit feinen Buchweizenkörnern und band ihn der Prinzessin auf den Rücken. Als das getan war, schnitt sie ein kleines Loch in den Beutel, so daß die Körner auf dem ganzen Weg, den die Prinzessin entlangkam, herausrieseln konnten.

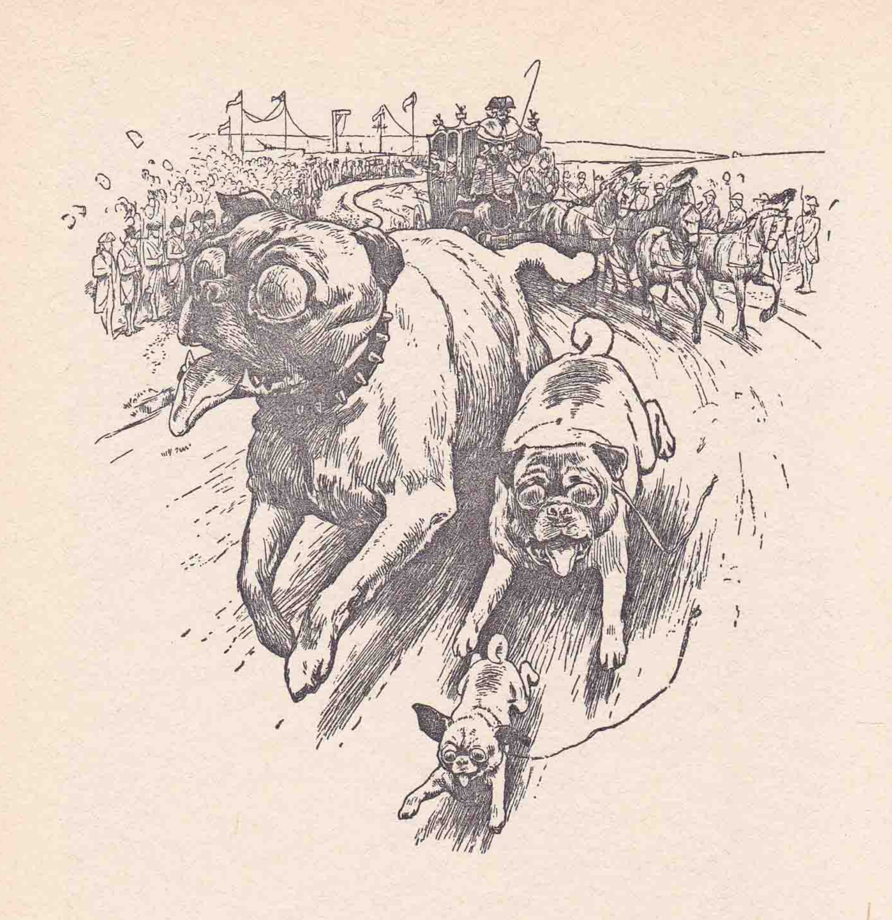
In der Nacht kam der Hund nun wieder, nahm die Prinzessin auf seinen Rücken und lief mit ihr zum Soldaten, der sie sehr lieb hatte und so gern ein Prinz gewesen wäre, um sie zur Frau zu bekommen.

Der Hund merkte nicht, wie die Körner aus dem Beutelchen rieselten, vom Schloß bis zum Fenster des Soldaten, wo er mit der Prinzessin an der Hauswand hinauflief. Am Morgen sahen der König und die Königin nun, wo ihre Tochter gewesen war, und da holten sie den Soldaten und steckten ihn ins Gefängnis.

Da saß er jetzt. Hu, wie dunkel und langweilig war es hier! Und sie sagten zu ihm: „Morgen wirst du gehängt!“ Das zu hören war kein Spaß, und sein Feuerzeug hatte er im Gasthof vergessen. Am Morgen konnte er durch das Eisengitter vor dem kleinen Fenster sehen, wie die Leute aus der Stadt eilten, um ihn hängen zu sehen. Er hörte die Trommeln und sah die Soldaten marschieren. Alle Menschen liefen hinaus, darunter auch ein Schusterjunge mit Schurzfell und Pantoffeln; der lief so im Galopp, daß ein Pantoffel von seinem Fuß ab- und gerade gegen die Mauer hinflog, wo der Soldat saß und durch das Eisengitter hinausguckte.

„Ei, du Schusterjunge!“ sagte der Soldat zu ihm. „Du brauchst dich nicht zu beeilen! Es geht doch nicht an, bevor ich





nicht da bin! Aber willst du nicht hinlaufen, wo ich gewohnt habe, und mir mein Feuerzeug holen? Ich will dir vier Schillinge dafür geben. Aber du mußt die Beine in die Hand nehmen!" Der Schusterjunge wollte sich gern die vier Schillinge verdienen und holte das Feuerzeug, gab es dem Soldaten und – ja, nun werden wir aber etwas hören!

Außerhalb der Stadt war ein großer Galgen errichtet worden, ringsherum standen die Soldaten und viele hunderttausend Menschen. Der König und die Königin saßen auf einem prächtigen Thron, den Richtern und dem ganzen Rat gegenüber.

Der Soldat stand schon oben auf der Leiter. Als sie ihm den Strick um den Hals legen wollten, sagte er, daß man doch immer einem armen Sünder, bevor er seine Strafe erleide, einen harmlosen Wunsch erfülle. Er möchte so gern eine Pfeife Tabak rauchen; es sei ja die letzte Pfeife, die er in dieser Welt rauche.

Das wollte der König ihm auch nicht verwehren, und so nahm der Soldat sein Feuerzeug und schlug Feuer: eins, zwei, drei! Und nun standen plötzlich alle drei Hunde da: der mit den Augen, so groß wie Teetassen, der mit den Augen, so groß wie Mühlräder, und der, dem jedes Auge so groß wie ein Turm war.

„Helft mir nun, daß ich nicht gehängt werde!" sagte der Soldat. Da fielen die Hunde über die Richter und den ganzen Rat her, packten den einen bei den Beinen und den anderen bei der Nase und warfen sie viele Klafter hoch in die Luft.

„Ich will nicht!" sagte der König, aber der größte Hund nahm sowohl ihn als auch die Königin und warf sie den anderen nach. Da erschraken die Soldaten, und alle Leute riefen: „Guter Soldat, du sollst unser König sein und die schöne Prinzessin haben!"

Dann setzten sie den Soldaten in die Kutsche des Königs, und die drei Hunde tanzten und schrien: „Hurra!" Die Knaben pfiffen auf den Fingern, und die Soldaten präsentierten das Gewehr. Die Prinzessin kam aus dem kupfernen Schloß und wurde Königin. Die Hochzeit dauerte acht Tage, und die Hunde saßen mit bei Tisch und machten große Augen.

Fliedermütterchen

Es war einmal ein kleiner Junge, der hatte sich stark erkältet. Er war spazierengegangen und hatte nasse Füße bekommen. Niemand wußte woher, denn es war ganz trockenes Wetter. Seine Mutter zog ihm die Kleider aus, legte ihn ins Bett und kochte eine gute Tasse Fliedertee für ihn, denn der wärmt den Körper. Zur gleichen Zeit trat der alte freundliche Mann, der im Haus oben ganz allein wohnte und sehr einsam war, zur Tür herein. Er besaß weder Frau noch Kinder, aber hatte die Kinder gern und wußte gar viele hübsche Märchen und Geschichten zu erzählen.

„Nun trinkst du deinen Tee!“ sagte die Mutter, „vielleicht bekommst du dann auch ein Märchen zu hören.“

„Ach, wenn ich nur ein neues wüßte!“ sagte der alte Mann und nickte freundlich. „Woher hat der Kleine denn die nassen Füße bekommen?“ fragte er.

„Ja, wie das geschehen ist“, sagte die Mutter, „weiß niemand.“

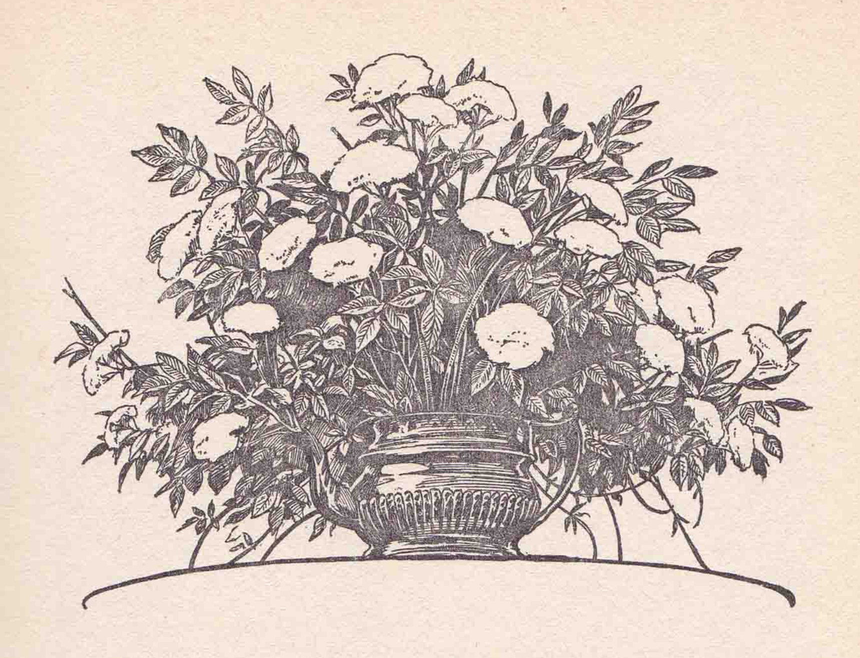
„Erzählst du mir nun ein Märchen?“ fragte der Junge.

„Ja, wenn du mir vorher genau sagst – denn das muß ich wissen –, wie tief der Rinnstein in der kleinen Straße ist, wo du zur Schule gehst.“

„Er reicht mir bis zur Mitte der Stiefelschäfte“, sagte der Junge, „aber dann muß ich in das tiefe Loch gehen.“

„Und davon haben wir die nassen Füße“, sagte der Alte. „Nun soll ich also ein Märchen erzählen? Aber ich weiß keins mehr.“

„Du kannst dir gleich eins ausdenken“, sagte der kleine Junge. „Mutter sagt, daß alles, was du siehst, zu einem Märchen werden kann, und aus allem, was du berührst, kannst du eine Geschichte machen.“



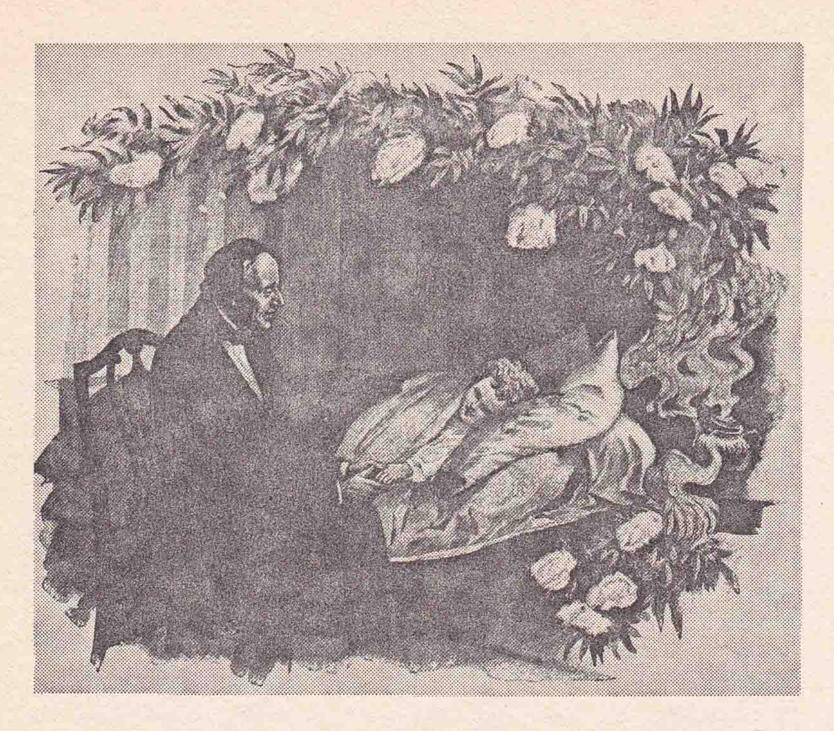
„Ja, aber die Märchen und Geschichten taugen nichts! Nein, die richtigen kommen von selbst, die klopfen an meine Stirn und sagen: ‚Hier bin ich.‘ “

„Klopft es nicht bald?“ fragte der kleine Junge. Die Mutter lachte, schüttete Fliedertee in die Kanne und goß kochendes Wasser darauf.

„Erzähl, bitte!“

„Ja, wenn ein Märchen von selbst käme! Aber so eins ist vornehm, es kommt nur, wenn es Lust hat. – Warte!“ sagte er auf einmal. „Da haben wir es! Gib acht, nun ist eins in der Teekanne!“

Der kleine Junge schaute auf die Teekanne; der Deckel hob sich mehr und mehr, die Fliederblüten stiegen frisch und weiß heraus und trieben lange Zweige, die sich selbst aus der Tülle nach allen Seiten verbreiteten und größer und größer wuchsen, bis der herrlichste Fliederbusch vor dem Bett stand. Nein, wie das blühte und duftete! Und mitten im Baum saß eine alte, freundliche Frau in einem merkwürdigen Kleid, es war ganz



grün wie die Blätter des Fliederbaums und mit großen weißen Fliederblüten besetzt. Man konnte nicht gleich erkennen, ob es aus Stoff war oder aus lebendem Grün mit richtigen Blumen.

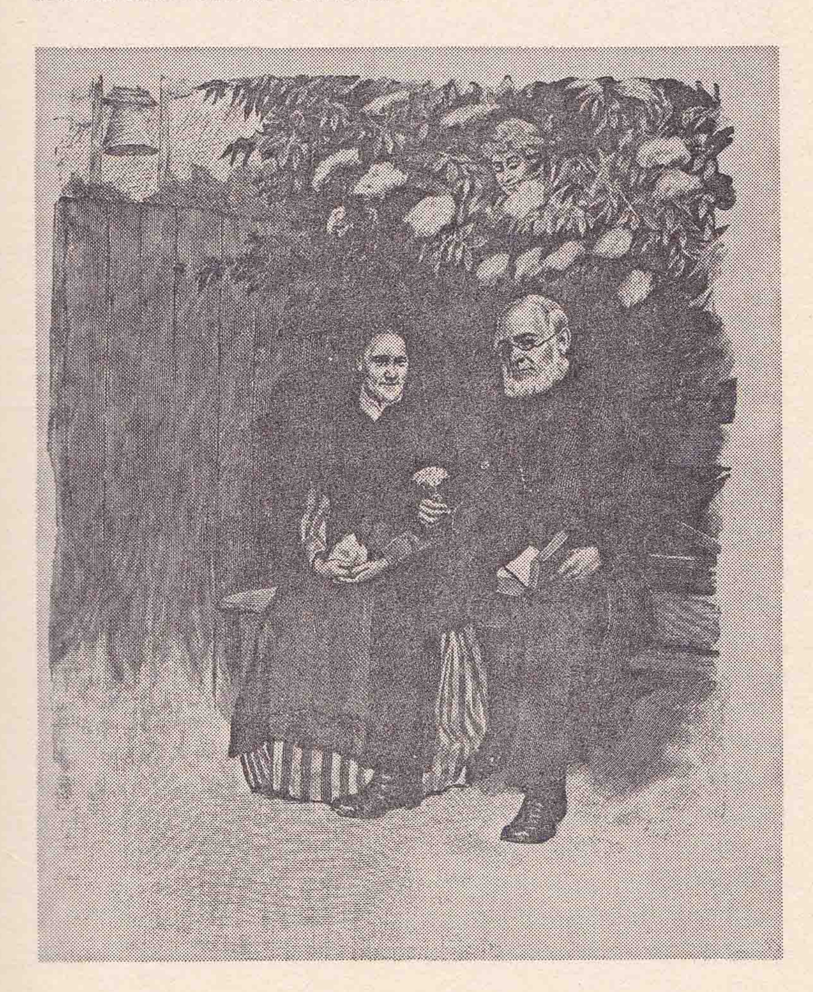
„Wie heißt die Frau?“ fragte der kleine Junge.

„Ja, die Römer und Griechen“, sagte der alte Mann, „nannten sie eine Dryade, aber das verstehen wir nicht. Draußen in der Vorstadt haben wir einen besseren Namen, da wird sie Fliedermütterchen genannt. Auf sie mußt du nun achten. Hör gut zu und schau auf den herrlichen Fliederbaum!

Gerade so ein großer, blühender Baum wuchs auch in der Ecke eines kleinen ärmlichen Hofs. Unter diesem Baum saßen eines Nachmittags zwei alte Leute in der warmen Sonne. Es war ein alter, alter Seemann und seine alte, alte Frau. Sie waren Urgroßeltern und sollten bald ihre goldene Hochzeit feiern. Aber beide konnten sich nicht mehr an das genaue Datum

erinnern. Und die Fliedermutter saß oben im Baum und lächelte vergnügt, gerade wie unsere hier. ‚Ich weiß wohl, wann die goldene Hochzeit ist', sagte sie. Aber die beiden hörten es nicht, denn sie erzählten von alten Zeiten.

‚Weißt du noch', sagte der alte Seemann, ‚damals als wir noch ganz klein waren und herumliefen und spielten? Es war hier in diesem Hof, in dem wir jetzt sitzen; wir pflanzten kleine Zweige und machten uns ein Gärtchen.'



‚Ja', sagte die alte Frau, ‚ich erinnere mich recht gut. Wir begossen die Zweige, und einer, es war ein Fliederzweig, schlug Wurzeln, trieb grüne Zweige und Blätter und ist ein großer Baum geworden, unter dem wir alten Leute jetzt sitzen.'

‚Ja!' sagte er, ‚und dort in der Ecke stand ein Wasserkübel, in dem mein Schiffchen schwamm, das ich ausgeschnitten hatte. Wie das segeln konnte! Ich allerdings mußte bald anderswohin segeln!'

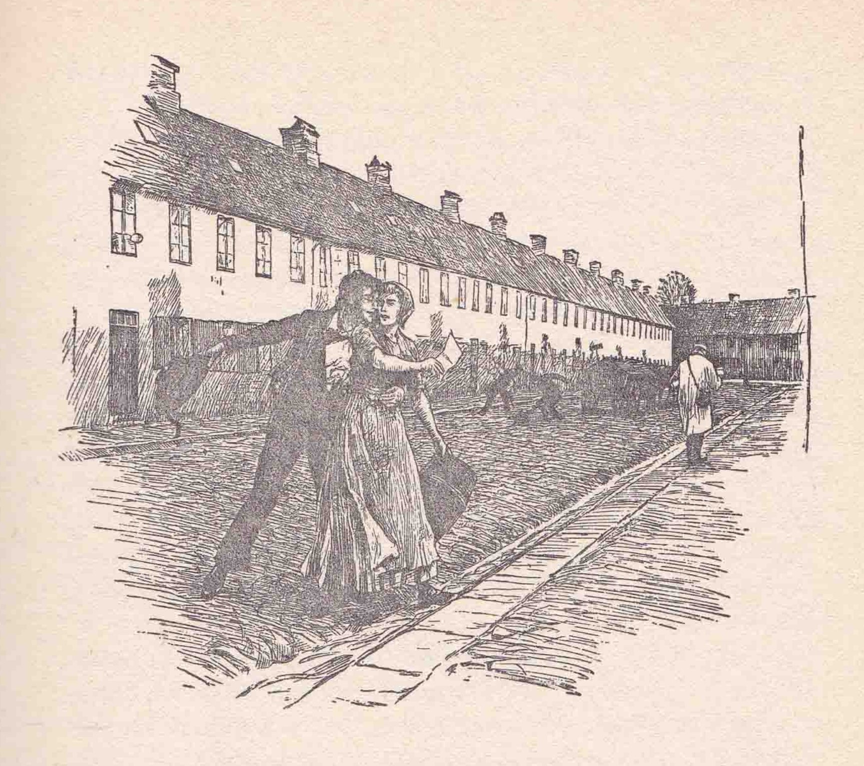
‚Ja, aber zuerst gingen wir in die Schule und lernten etwas', sagte sie, ‚dann wurden wir eingesegnet; wir weinten beide, aber am Nachmittag gingen wir Hand in Hand auf den runden Turm und sahen in die weite Welt hinaus, über Kopenhagen und über das Wasser; dann gingen wir nach Friedrichsburg, wo der König und die Königin in ihrem prächtigen Boot auf den Kanälen spazierenfuhren.'

‚Aber ich mußte wahrhaftig anderswo herumfahren, und das viele Jahre lang, weit weg, auf langen Reisen!'

‚Ja, ich weinte oft deinetwegen', sagte sie, ‚denn ich glaubte, du hättest den Tod in den Wellen gefunden und ruhtest schon längst im tiefen Meer. In mancher Nacht stand ich auf und sah nach, ob die Wetterfahne sich drehte; ja, sie drehte sich wohl, aber du kamst nicht. Ich erinnere mich genau, wie eines Tages – es regnete in Strömen! – der Fuhrmann kam, um den Abfall zu holen. Ich trug den Abfalleimer hinunter und blieb in der Tür stehen – was für ein abscheuliches Wetter! Und gerade als ich dastand, kam der Briefträger und gab mir einen Brief. Der war von dir! Und wie weit war er herumgereist! Ich riß ihn auf und las, ich lachte und weinte, ich war so froh! Du schriebst, daß du in den heißen Ländern seist, wo die Kaffeebohnen wachsen. Was muß das für ein herrliches Land sein! Du erzähltest so viel, und ich las und las, und der Regen rauschte, und ich stand da mit meinem Abfalleimer. Da faßte mich jemand um den Leib –'

‚– und du gabst ihm einen tüchtigen Schlag ins Gesicht, daß es klatschte!'

‚Ich wußte ja nicht, daß du es warst. Du warst so schnell wie dein Brief gekommen. Du warst so schön; das bist du noch



heute. Du trugst ein gelbes, seidenes Tuch in der Tasche und einen glänzenden Hut auf dem Kopf. Du warst so fein! Gott, was das doch für ein Wetter war, und wie die Straße aussah!'

‚Dann heirateten wir', sagte er, ‚erinnerst du dich? Und dann kam unser erstes Kind, ein Junge, und dann wurden Marie und Niels und Peter und Hans und Christian geboren.'

‚Ja, und alle wuchsen zu ordentlichen Menschen heran, die jeder gern hat.'

‚Und ihre Kinder haben wieder Kleine bekommen', sagte der alte Matrose. ‚Ja, das sind Kindeskinder! Die sind tüchtig! – Wenn ich mich nicht irre, hatten wir um diese Jahreszeit unseren Hochzeitstag.'

‚Ja, genau heute ist der goldene Hochzeitstag', sagte Fliedermütterchen und streckte den Kopf zwischen die beiden Alten hinunter; die glaubten, es sei die Nachbarin, die ihnen zunicke.

Sie sahen einander an und legten ihre Hände ineinander. Bald darauf kamen die Kinder und Kindeskinder, die wußten, daß heute der goldene Hochzeitstag sei; sie hatten schon am Morgen gratuliert, aber die Alten hatten es wieder vergessen, während sie sich so gut an all das erinnerten, was vor vielen Jahren schon geschehen war. Und der Fliederbaum duftete, und die untergehende Sonne wärmte noch einmal die beiden Alten, so daß ein roter Schimmer auf ihren Gesichtern lag. Das kleinste der Kindeskinder tanzte um sie herum und rief glücklich, daß an diesem Abend ein schönes Fest sei und es gebe warme Kartoffeln. Die Fliedermutter nickte im Baum und rief mit den anderen: ‚Hurra!' "

„Aber das war ja gar kein Märchen!" sagte der kleine Junge, der die Geschichte hörte, enttäuscht.

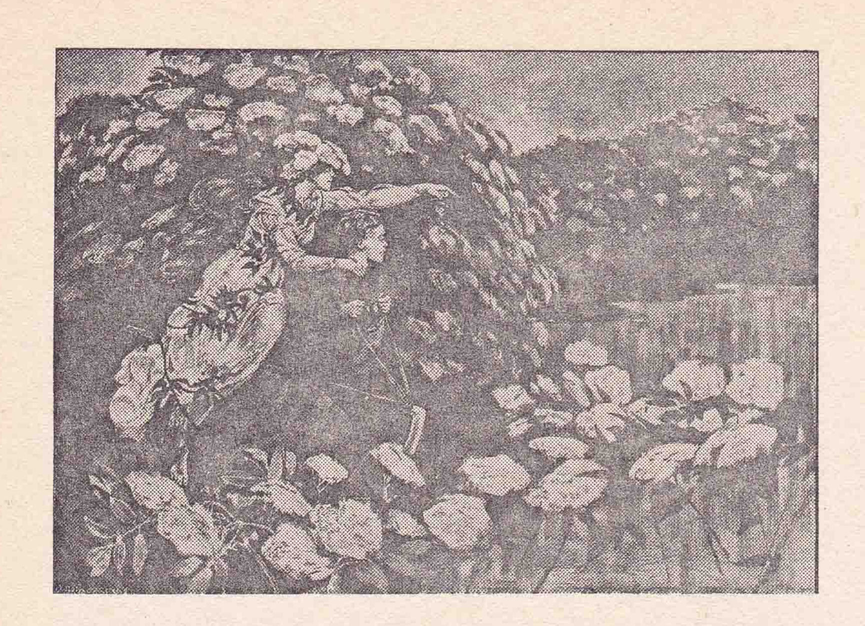
„Das wirst du gleich verstehen", sagte der Alte, der die Geschichte erzählte. „Wir wollen Fliedermütterchen danach fragen."

„Das war kein Märchen", sagte Fliedermütterchen, „aber nun kommt es! Aus der Wirklichkeit heraus wächst gerade das wunderbarste Märchen. Wie könnte mein schöner Fliederbusch sonst aus der Teekanne hervorgesprossen sein!"

Dann nahm sie den kleinen Jungen aus seinem Bettchen und legte ihn an ihre Brust. Die duftenden Fliederzweige hüllten sie ein. Wie in einer Laube geborgen, flogen sie durch die Luft. Es war unaussprechlich schön. Fliedermütterchen war auf einmal ein junges, liebliches Mädchen geworden, nur das Kleid war noch aus demselben grünen, weißgeblümten Stoff, wie es Fliedermütterchen getragen hatte, und an ihrer Brust steckte eine echte Fliederblüte. Auf ihrem blonden gelockten Haar saß ein Kranz von Fliederblüten. Ihre Augen waren so groß und so blau! Und sie küßten einander und waren glücklich.

Hand in Hand gingen sie aus der Laube und standen nun in dem schönen Blumengarten ihres Elternhauses. An einem Pfahl im Gras war Vaters Stock gebunden, und es war Leben im Stock. Sobald sich die Kleinen quer auf ihn setzten, verwandelte sich der blanke Knopf in einen prächtig wiehernden Pfer-

dekopf, die lange schwarze Mähne flatterte, vier schlanke, starke Beine schossen hervor. Auf dem mutigen Tier fuhren sie im Galopp um den Grasplatz herum. „Hussa! Nun reiten wir viele Meilen weit fort!" sagte der Junge, „wir reiten zum Rittergut, wo wir letztes Jahr waren." Und sie ritten um den Rasenplatz herum, und immer rief das kleine Mädchen, das, wie wir wissen, kein anderes als das Fliedermütterchen war: „Nun sind wir auf dem Lande! Siehst du das Bauernhaus mit dem großen Backofen, der wie ein riesengroßes Ei aus der Mauer herausguckt? Der Fliederbaum breitet seine Zweige über ihm aus; und der Hahn scharrt und kratzt für die Hühner; sieh, wie er sich brüstet! – Nun sind wir bei der Kirche. Sie liegt hoch oben auf dem Hügel unter den großen Eichbäumen, von denen der eine halb abgestorben ist. – Nun sind wir bei der Schmiede, wo das Feuer brennt und die halbnackten Männer mit den Hämmern schlagen, daß die Funken sprühen. Fort geht es nun zu dem prächtigen Rittergut!" Und alles, was das kleine Mädchen, das hinten auf dem Stock saß, aufzählte, flog auch vorbei. Der Junge sah es, doch ritten sie immer um den Grasplatz herum. Dann spielten sie im Seitengang und ritzten einen kleinen Garten in die Erde. Sie nahm die Fliederblüten aus ihrem Haar und pflanzte sie, und sie sprossen und wuchsen, gerade wie die bei den Alten damals, als diese noch klein waren, wie wir früher hörten. Sie gingen Hand in Hand, gerade wie die alten Leute es als Kinder gemacht hatten, aber sie stiegen nicht auf den runden Turm hinauf oder zum Friedrichsburger Garten – nein, das kleine Mädchen umschlang den Jungen und flog mit ihm im ganzen Land herum. Frühling, Sommer, Herbst und Winter folgten einander, und Tausende von Bildern spiegelten sich in den Augen und dem Herzen des Jungen, und immer sang das kleine Mädchen ihm vor: „Das wirst du nie vergessen!" Während des ganzen Flugs duftete der Fliederbaum berauschend süß; er spürte auch den Geruch der Rosen und der frischen Buchen, aber der Fliederbaum duftete noch stärker, denn seine Blüten hingen am Herzen des Mädchens und daran lehnte er im Fluge oft seinen Kopf.



„Hier ist es schön im Frühling!“ sagte das kleine Mädchen, als sie im grünenden Buchenwald standen und der Waldmeister zu ihren Füßen blühte und die blaßroten Anemonen wie Sternchen leuchteten. „Oh, wenn doch immer Frühling wäre!“

„Hier ist es herrlich im Sommer!“ sagte sie, und sie fuhren an alten Ritterschlössern mit schattigen Alleen vorbei, wo sich die hohen Mauern und gezackten Giebel in den klaren Seen spiegelten, auf denen weiße Schwäne schwammen. Auf den Feldern wogte das Korn, in den Gräben leuchteten rote und gelbe Blumen, und in den Gehegen rankten wilder Hopfen und blühende Winden. Abends stand der Mond groß und rund am Himmel, und über die Wiesen breitete sich der herbe Geruch des Heues. „Das wirst du nie vergessen!“

„Hier ist es herrlich im Herbst!“ sagte das kleine Mädchen, als der Wald sich im schönsten Rot und Gelb und Braun färbte. Die Jagdhunde jagten davon; Scharen wilder Vögel flogen schreiend über die Hünengräber, auf denen sich Brombeerranken um die alten Steine schlangen. Das Meer war tiefblau und

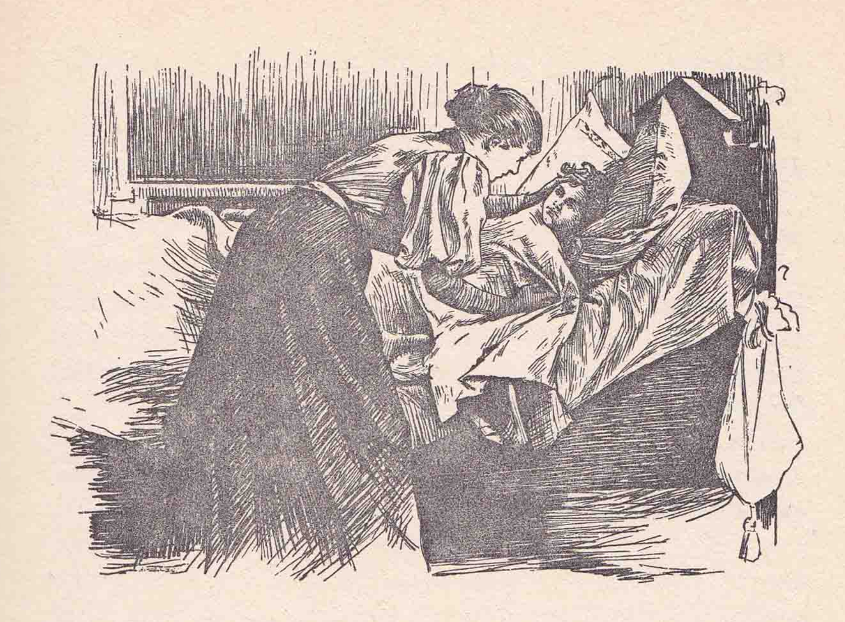
trug Schiffe mit weißen Segeln. Vor der Scheune saßen alte Frauen, Mädchen und Kinder und pflückten Hopfen in ein großes Gefäß; die Jungen sangen Lieder, aber die Alten erzählten Märchen von Kobolden und Zauberern. Besser konnte es nirgends sein.

„Hier ist es schön im Winter!“ sagte das kleine Mädchen. Auf allen Bäumen lag glitzernder Reif, so daß sie wie weiße Korallen aussahen. Der Schnee knirschte unter den Füßen, und vom Himmel fiel eine Sternschnuppe nach der anderen. Im Zimmer wurde der Weihnachtsbaum angezündet. Musik und Gesang klang aus den Stuben; die Kinder spielten um Apfelschnitze; selbst das ärmste Kind sagte: „Es ist doch schön im Winter!“

Ja, es war schön! Das kleine Mädchen zeigte dem Jungen alles. Immer duftete der Blütenbaum, immer wehte die rote Flagge mit dem weißen Kreuz, die Flagge, unter der der alte Seemann gesegelt war. Aus dem Knaben wurde ein Jüngling, der in ferne, fremde Länder fahren sollte, wo der Kaffee wächst. Beim Abschied nahm das kleine Mädchen eine Fliederblüte von ihrer Brust und gab sie ihm zum Andenken. Er legte sie ins Gesangbuch, und wenn er in der Fremde das Buch öffnete, schlug er immer die Stelle auf, wo die Erinnerungsblume lag; und je öfter er sie betrachtete, desto frischer wurde sie, so daß er gleichsam den Duft der Heimat einatmete. Deutlich sah er dann das kleine Mädchen vor sich, wie es mit seinen klaren, blauen Augen zwischen den Blumenblättern hervorschaute und leise flüsterte: „Hier ist es schön im Frühling, im Sommer, im Herbst und im Winter!“ Hunderte von Bildern glitten dann durch seine Gedanken.

So verstrichen viele Jahre. Er war nun ein alter Mann und saß mit seiner alten Frau unter einem blühenden Fliederbaum. Sie hielten einander bei den Händen, wie einst der Urgroßvater und die Urgroßmutter. Sie sprachen genau wie sie von alten Zeiten und von der goldenen Hochzeit. Das kleine Mädchen mit den blauen Augen und den Fliederblüten im Haar saß oben im Baum, nickte beiden zu und sagte: „Heute ist der goldene Hochzeitstag!“





Dann nahm es zwei Blüten aus seinem Kranz und küßte sie. Die Blüten glänzten zuerst wie Silber, dann wie Gold, und auf den Köpfen der Alten wurde jede Blüte zu einer Krone. Da saßen beide wie ein Königspaar unter dem duftenden Baum, der ganz und gar wie ein Fliederbaum aussah. Er erzählte seiner Frau die Geschichte vom Fliedermütterchen, wie sie ihm als kleinem Jungen damals erzählt worden war. Sie meinten beide, daß die Geschichte ihrer eigenen gleiche, und das, was ähnlich war, gefiel ihnen am besten.

„Ja, so ist es!" sagte das kleine Mädchen im Baum. „Einige nennen mich Fliedermütterchen, andere Dryade, aber ich heiße Erinnerung. Ich bin es, die im Baum sitzt, der immerzu wächst. Ich kann zurückdenken, ich kann erzählen. Laß sehen, ob du deine Blume noch hast!"

Der alte Mann öffnete sein Gesangbuch, da lag die Fliederblüte, so frisch, als wäre sie erst kürzlich hineingelegt worden, und die Erinnerung nickte, und die beiden Alten mit den Goldkronen auf dem Kopf saßen in der roten Abendsonne; sie schlossen die Augen und – und –? Ja, da war das Märchen aus!

Der kleine Junge lag in seinem Bett. Er wußte nicht, ob er die Geschichte geträumt oder gehört hatte. Die Teekanne stand auf dem Tisch, aber es wuchs kein Fliederbaum heraus, und der alte Mann, der erzählt hatte, ging gerade leise zur Tür hinaus.

„Wie schön war das!“ sagte der kleine Junge. „Mutter, ich bin in den warmen Ländern gewesen!“

„Ja, das glaube ich gern!“ sagte die Mutter, „wenn man zwei Tassen warmen Fliedertee im Leibe hat, dann kommt man wohl in die warmen Länder.“ Und sie deckte ihn gut zu, damit er sich nicht erkälte. „Du hast gut geschlafen, während wir überlegten, ob es eine Geschichte oder ein Märchen sei.“

„Und wo ist das Fliedermütterchen?“ fragte der Junge.

„Das ist in der Teekanne“, sagte die Mutter, „und da soll es auch bleiben.“

Alles am rechten Platz

Die Geschichte trug sich vor mehr als hundert Jahren zu. An einem großen See hinter dem Wald lag das alte Herrenhaus, um das sich tiefe Gräben zogen, in denen Schilf und Rohrkolben wuchsen. Neben der Brücke am Einfahrtstor stand ein alter Weidenbaum, der sich über das Schilf neigte.

Vom Hohlweg herauf ertönten Hörnerklang und Pferdegetrappel. Das kleine Mädchen, das die Gänse hütete, beeilte sich, sie von der Brücke zu treiben, bevor die Jagdgesellschaft herangaloppiert kam. Aber die brauste schneller heran, als man dachte, und das Mädchen hatte kaum Zeit, sich auf einen Brückenpfeiler zu stellen, um nicht überritten zu werden. Halb noch ein Kind, war es rank und schlank gewachsen, hatte einen gar lieben Ausdruck im Gesicht und zwei schöne, klare Augen. Doch dafür hatte der gnädige Herr keinen Blick. Als er nun an der kleinen Gänsehirtin vorbeisprengte, drehte er die Peitsche in der Hand um und machte sich ein Vergnügen daraus, das Mädchen mit dem Stiel zu stoßen, daß es rückwärts in den Graben fiel.

„Alles am rechten Platz!“ rief er. „In die Pfütze mit dir!“ Dabei lachte er laut, denn das sollte ein Witz sein, und die anderen stimmten mit ein. Die ganze Gesellschaft schrie und lärmte und die Jagdhunde bellten.

Das arme Mädchen griff glücklicherweise im Fallen nach einem herabhängenden Zweig des Weidenbaums und konnte sich so für eine Weile über dem Sumpf halten. Sobald die Gesellschaft und die Hunde durch das Schloßtor verschwunden waren, versuchte es, sich hinauf zu arbeiten, aber der Zweig brach an der Krone ab, und es wäre in das Schilf gefallen, wenn nicht in demselben Augenblick eine kräftige Hand es von oben gepackt hätte. Es war die Hand eines Hausierers, der aus einiger



Entfernung Zeuge des Geschehens gewesen war und nun herbeieilte, um Hilfe zu leisten.

„Alles am rechten Platz!“ äffte er den gnädigen Herrn nach und zog das kleine Mädchen ans Trockene. Den abgebrochenen Zweig wollte er wieder an der Stelle anfügen, an der er abgebrochen war, aber „Alles am rechten Platz!“ geht nicht immer, und deshalb steckte er den Zweig in die weiche Erde. „Wachse und gedeih, wenn du kannst, und blas denen auf dem Herrenhof dort einen tüchtigen Marsch!“ sagte er, denn er gönnte dem gnädigen Herrn und seiner Sippschaft einen gehörigen Spießrutenlauf. Darauf begab er sich ins Schloß. Doch nicht in den Ahnensaal – für diesen war er zu gering! –, in die Gesindestube trat er ein, und die Knechte und Mägde besichtig-

ten seine Waren und handelten. Von der herrschaftlichen Tafel oben schallten lautes Lachen und Lärmen herunter, und Hundegeheul drang durch die offenen Fenster heraus. Dort oben schmausten und schwelgten sie. Wein und altes starkes Bier schäumten in den Gläsern und Krügen, und die Leibhunde fraßen mit der Herrschaft. Dann und wann wurde eine dieser Bestien von den Junkern geküßt, nachdem man ihr mit den Ohren die Schnauze abgewischt hatte. Den Hausierer ließ man heraufholen, aber nur, um mit ihm Scherz zu treiben. Der Wein war ihnen zu Kopf gestiegen, der Verstand herausgeflogen. Sie gossen Bier in einen Strumpf, daß er mittrinken könne, das sollte ein Witz sein, und sie lachten schallend darüber. Ganze Viehweiden, Bauern und Bauernhöfe wurden auf eine Karte gesetzt und verspielt.

„Alles am rechten Platz!" sagte der Hausierer, als er endlich wieder wohlbehalten aus „Sodom und Gomorrha", wie er es nannte, weg war. „Die freie Landstraße ist mein rechter Platz, dort oben fühlte ich mich nicht wohl!" Das kleine Mädchen, das die Gänse hütete, nickte ihm freundlich zu, als er durchs Gehege schritt.

Tage und Wochen vergingen. Der abgebrochene Weidenzweig, den der Hausierer am Schloßgraben in die Erde gesteckt hatte, war immer noch grün, ja, es sprossen sogar frische Blättchen. Das kleine Gänsemädchen sah, daß der Zweig Wurzeln getrieben hatte, und freute sich recht herzlich darüber. Der Baum, so meinte es, sei nun sein Baum.

Ja, mit dem Baum ging es aufwärts, aber mit allem anderen auf dem Hof ging es gar schnell abwärts.

Noch keine sechs Jahre waren um, als der gnädige Herr, ein armer Mann am Bettelstab, Haus und Hof verlassen mußte und der Herrenhof von einem reichen Händler gekauft wurde. Es war jener, über den sie sich lustig gemacht hatten, dem sie Bier in einen Strumpf eingeschenkt hatten; doch mit Ehrlichkeit und Fleiß kommt man weit, und jetzt war der kleine Händler Herr des Rittergutes. Von dieser Stunde an wurde dort kein Kartenspiel mehr geduldet. „Als der Teufel zum erstenmal die Bibel

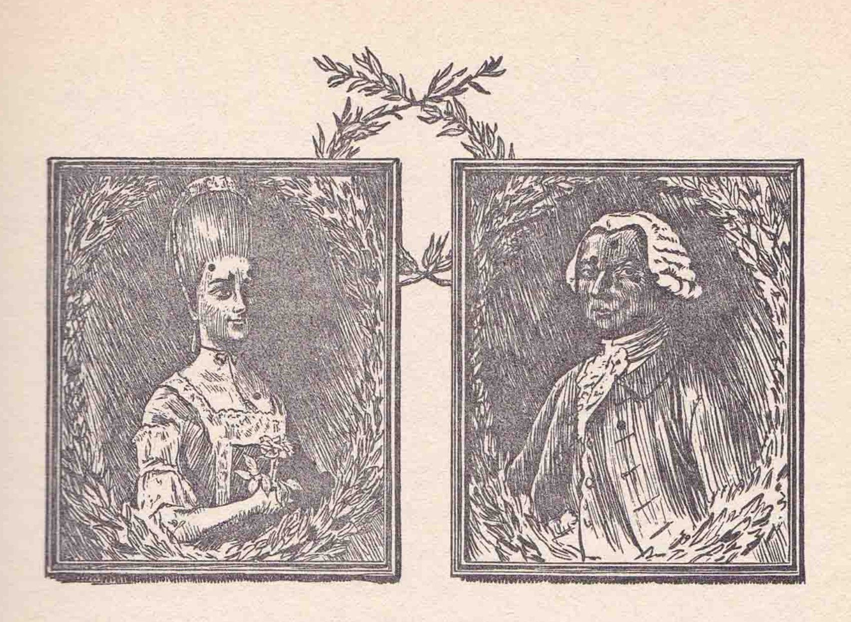
sah", sagte er, „wollte er ihr ein Zerrbild gegenüberstellen und erfand das Kartenspiel!"

Der neue Gutsherr nahm sich ein Weib. Und wen nahm er? – Das kleine Gänsemädchen, das stets gut und fromm geblieben war und in den neuen Kleidern so fein und schön aussah, als sei es eine vornehme Jungfrau. Und wie kam alles? – Das ist eine sehr lange Geschichte, aber sie hat sich wirklich ereignet.

Herrlich war das Leben auf dem alten Hof. Die Mutter versorgte den inneren Haushalt, der Vater den äußeren. Der alte Herrensitz wurde geputzt und gestrichen, die Gräben wurden gereinigt und Obstbäume angepflanzt. Alles war gut und schön. An den langen Winterabenden saß die Frau mit ihren Mägden im großen Saal am Spinnrad. An jedem Sonntagabend wurde aus der Bibel vorgelesen, und zwar vom Justizrat selbst; diesen Titel hatte der Händler erhalten, wenn auch erst in seinen alten Tagen. Die Kinder wuchsen auf – denn es kamen Kinder –, und der beste Unterricht wurde allen zuteil.

Inzwischen war aus dem Weidenzweig an der Schloßbrücke ein prächtiger Baum gewachsen, der frei und ungestutzt dastand. „Das ist unser Stammbaum!" sprachen die alten Leute, und diese Weide müsse geachtet und geehrt werden, sagten sie den Kindern.

Hundert Jahre waren vergangen. Der alte Herrenhof war verschwunden. Der klare See hatte sich in ein dunkles Moor verwandelt. An einem Wassertümpel ragten ein paar Mauerreste empor, die Überbleibsel der tiefen Gräben. Hier stand noch ein prächtiger alter Baum mit herabhängenden Zweigen, das war der Stammbaum; er stand hier und zeigte, wie schön eine Weide sein kann, wenn sie ungestört und ungeschnitten wachsen darf. Der Stamm war zwar mittendurch gespalten, von der Wurzel bis zur Krone, der Sturm hatte ihn ein wenig gebeugt, aber er stand immerhin da, und aus jeder Ritze und Spalte, in die Wind und Wetter ein bißchen Erde getragen hatten, wuchsen Grashalme und Blumen, besonders oben, wo die Zweige sich teilten, hing gleichsam ein Garten mit Himbeeren und Breitwegerich, selbst ein Vogelbeerstrauch hatte hier Wurzeln



geschlagen und stand zierlich mitten im alten Weidenbaum. Neben dem Baum führte ein schmaler Feldweg vorbei.

Droben auf dem Waldhügel lag, mit herrlicher Aussicht, der neue Herrenhof, groß und prächtig, und mit Fenstern, so klar, daß man glauben konnte, es seien gar keine da. Die große Treppe, die zum Eingang führte, sah wie eine Laube aus Rosen und großblättrigen Gewächsen aus. Im Saal hingen kostbare Gemälde, standen seidene und samtene Stühle und Sofas, Tische mit marmornen Platten und Bücher in Saffian und Goldschnitt. Ja, hier wohnten reiche Leute, vornehme Leute, hier wohnte der Baron mit seiner Familie.

„Alles am rechten Platz!" hieß es auch hier, und deshalb hingen alle Gemälde, einst zur Pracht und zur Ehre im alten Herrenhof, jetzt in dem Gang, der in die Gesindestube führte; altes Gerümpel war es, namentlich zwei alte Porträts, das eine einen Mann mit rosenrotem Rock mit Perücke, das andere eine Dame mit gepudertem hochfrisiertem Haar und einer Rose in der Hand darstellend, beide aber in gleicher Weise von einem

großen Kranz von Weidenzweigen umgeben. Diese beiden Gemälde hatten gar viele Löcher, und zwar deshalb, weil die kleinen Barone immer die beiden alten Leute als Zielscheibe für ihre Armbrüste benutzten. Es waren der Justizrat und die Justizrätin, von denen die ganze Familie abstammte.

„Aber sie gehören nicht recht zu unserer Familie!" sagte einer der kleinen Barone. „Er war Händler, und sie hütete die Gänse. Sie waren nicht wie Papa und Mama."

Die Bilder seien altes Gerümpel, und „Alles am rechten Platz!" sagte man, und deshalb kamen auch der Urgroßvater und die Urgroßmutter auf den Gang, der zur Gesindestube führte.

Der Sohn des Predigers war Hauslehrer auf dem Gut. Eines Tages ging er mit den kleinen Baronen und ihrer älteren Schwester, die vor kurzem eingesegnet worden war, spazieren, und zwar über den Feldweg, der an dem alten Weidenbaum vorbeiführte. Unterwegs pflückte sie einen Strauß bunter Feldblumen. „Alles am rechten Platz!" sagte sie. Aber sie hörte dabei doch, was gesprochen wurde, und es freute sie sehr, wie der Hauslehrer von den Naturkräften, von den großen Männern und Frauen der Geschichte erzählte. Sie hatte einen guten Charakter, war von vornehmer, edler Gesinnung und ihr Herz umfaßte alles von Gott Geschaffene mit einer großen Liebe.

Die Spaziergänger blieben an dem alten Weidenbaum stehen; der jüngste der Barone wollte durchaus eine Flöte davon haben, so eine hatte man ihm früher aus einer anderen Weide geschnitten, und der Lehrer brach einen Zweig ab.

„Oh, tun Sie es nicht!" sagte die junge Baronesse, aber es war schon geschehen. „Das ist doch unser alter berühmter Baum. Ich liebe ihn sehr. Ich werde deshalb sogar zu Hause ausgelacht, aber das macht nichts. Man erzählt eine Sage von diesem Baum."

Nun berichtete sie das, was wir wissen, vom Baum: vom alten Herrenhof, vom Hausierer und dem Gänsemädchen, die sich an dem Baum zum erstenmal trafen und die Stammeltern der vornehmen Familie und der jungen Baronesse wurden.

„Sie wollten sich nicht adeln lassen, die guten alten Leute!" sagte sie. „Sie hatten das Sprichwort ‚Alles am rechten Platz!', und das, meinten sie, sei nicht der Fall, wenn sie sich für Geld in den Adelsstand erheben ließen. Mein Großvater, der Baron wurde, war ihr Sohn; er soll ein sehr gelehrter Mann, soll sehr angesehen und beliebt bei Prinzen und Prinzessinnen gewesen sein und war oft zu Hoffesten eingeladen. Ihn liebten die anderen zu Hause am meisten, aber, ich weiß nicht, mir scheint, als sei an jenem alten Paar etwas, was mein Herz zu ihnen zieht. Wie gemütlich, wie patriarchalisch muß es auf dem alten Hof gewesen sein, wo die Hausmutter selbst mit ihren Mägden am Spinnrad saß und der alte Herr laut aus der Bibel vorlas!"

„Das sind prächtige und vernünftige Leute gewesen", sagte der Lehrer, und mit diesen Worten kam die Rede wie von selbst auf Adlige und Bürgerliche. Fast schien es, als gehöre der Sohn des Predigers nicht dem Bürgerstand an, wenn er in dieser Weise über die Bedeutung, adlig zu sein, sprach.

„Es ist ein Glück, zu einer Familie zu gehören, die sich so ausgezeichnet hat, und dadurch gleichsam einen Sporn im Blut zu besitzen, um immer höher zu steigen. Herrlich ist es, einen Familiennamen zu haben, der als Eintrittskarte in die höchsten Kreise gilt. Adel bedeutet edel, es ist die Goldmünze, die das Gepräge dessen erhalten hat, was sie selbst wert ist. Es ist der Ton der Zeit, und viele unserer Dichter schlagen natürlich diesen Ton an, daß alles, was adlig ist, auch schlecht und dumm ist, daß aber bei den Armen, je niedriger man steige, alles um so mehr glänze. Das ist meine Ansicht aber nicht, denn sie ist falsch. In den höheren Ständen findet man viele ergreifend schöne Züge; meine Mutter hat mir einen solchen erzählt, und ich könnte mehrere mitteilen. Sie war in einem vornehmen Haus in der Stadt zu Besuch. Meine Großmutter, glaube ich, hatte die gnädige Frau als Kind gestillt. Meine Mutter und der hochadlige Herr befanden sich allein im Zimmer. Da sieht er, wie unten im Hof eine alte Frau auf Krücken hereinkommt, jeden Sonntag kam sie und holte sich eine Gabe. ‚Das ist die arme Alte', sagte der Herr, ‚das Gehen fällt ihr immer schwe-

rer', und noch ehe meine Mutter diese Worte verstand, war er durch die Tür verschwunden und die Treppe hinuntergeeilt, um ihr den beschwerlichen Gang zu ersparen. Das ist zwar nur ein kleiner Zug, aber, wie die Gabe der armen Witwe in der Bibel, hat er einen Klang, der in der Tiefe des Herzens widerhallt, in der menschlichen Natur; und darauf soll der Dichter zeigen und zielen; gerade in der jetzigen Zeit soll er davon singen, es tut wohl, es mildert und versöhnt. Aber wenn ein Stückchen Mensch, nur weil er von blauem Blut ist und eine Stammtafel besitzt, wie die arabischen Pferde auf den Hinterbeinen steht und auf der Straße wiehert und in der Stube sagt: ‚Hier sind Leute von der Straße gewesen!', wenn ein Bürgerlicher dort war – da ist der Adel in Verwesung begriffen, zur Maske geworden, und zwar in der Art, wie Thespis sie schuf, und man macht sich lustig, wenn diese Person Gegenstand einer beißenden Satire wird."

Das war die Rede des Hauslehrers, ein wenig lang zwar, aber die Flöte war inzwischen fertig geworden.

Auf dem Gutshof war große Gesellschaft: viele Gäste aus der Umgebung und der Hauptstadt, viele Damen in geschmackvoller und geschmackloser Kleidung; der große Saal war voller Menschen. Ehrerbietigst standen die Prediger aus der Umgebung in einer Ecke, es sah aus, als sei hier ein Begräbnis; aber es war ein Freudenfest, nur war die Freude noch nicht da!

Ein großes Konzert sollte aufgeführt werden, und deshalb hatte der kleine Baron auch seine Weidenflöte mit hereingebracht, aber er konnte keinen Ton hervorbringen, und Papa auch nicht, und darum taugte die Flöte nichts.

Es gab Musik und Gesang, und die, die sie ausführten, hatten die größte Freude daran.

„Sie sind ein Virtuose", sagte ein galanter Herr zum Hauslehrer, „Sie blasen die Flöte, Sie stellen sie selbst her, das nenne ich Genie, ihm gebührt der Ehrenplatz!" – „Gott bewahre! Ich gehe immer mit der Zeit, das muß man schon!" – „Nicht wahr, Sie werden uns alle durch das kleine Instrument entzücken?" Mit diesen Worten reichte er dem Predigersohn die Flöte, die aus dem Weidenbaum, der unten am Tümpel wuchs, geschnitzt

war, und verkündete laut, daß der Hauslehrer ein Solo auf dieser Flöte vortragen wolle.

Man wollte ihn zum besten halten, das war leicht zu sehen. Darum wollte der Hauslehrer auch nicht blasen, obwohl er es gut konnte; doch man drang in ihn, man bestürmte ihn, und endlich nahm er die Flöte und setzte sie an die Lippen.

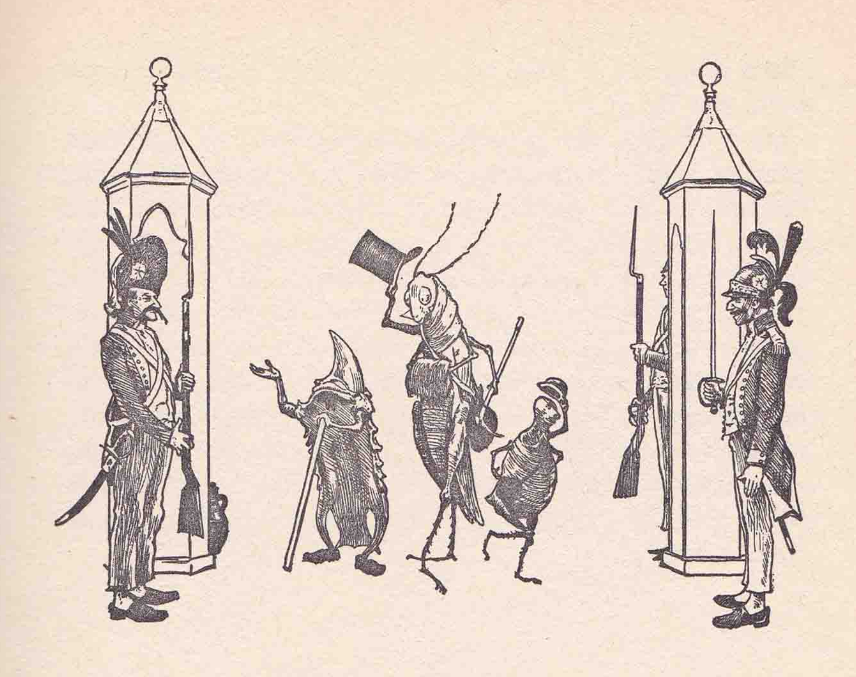
Das war eine sonderbare Flöte: Ein Ton, lang anhaltend, wie er von der Dampflokomotive schrillt, doch viel stärker, erscholl über Hof und Garten und Wald, meilenweit ins Land hinaus, und gleichzeitig mit dem Ton brauste ein Sturmwind heran, der tobte: „Alles am rechten Platz!“ Dabei flog Papa wie vom Wind getragen aus dem Saal geradewegs in die Behausung des Schäfers, und der Schäfer flog – nicht in den Saal, dorthin konnte er nicht kommen, nein, in das Zimmer der Dienerschaft, unter die feinen Diener hinauf, die dort in seidenen Strümpfen herumstolzierten, und die hochmütigen Diener waren wie gelähmt, weil so eine Person es wagte, sich mit ihnen an einen Tisch zu setzen.

In der Halle flog die junge Baronesse an den Ehrenplatz der Tafel, dahin, wo es würdig war zu sitzen, und der Sohn des Predigers, der junge Hauslehrer, saß neben ihr. Ein alter Graf aus einer der ältesten Familien des Landes blieb unangetastet auf seinem Ehrenplatz, denn die Flöte war gerecht. Das muß man sein! Jener galante, spöttische Herr, der eigentlich an dem Flötenspiel schuld war, flog kopfüber in den Hühnerstall, aber nicht allein.

Weit, weit ins Land hinaus klang die Flöte, und man vernahm die merkwürdigsten Ereignisse. Eine reiche Bankiersfamilie, die mit Vieren fuhr, wurde aus dem Wagen geblasen und konnte nicht einmal hinten auf ihm Platz finden. Zwei reiche Bauern, die zu rasch über ihr eigenes Kornfeld gewachsen waren, wurden in den Graben geschleudert. Es war eine gefährliche Flöte. Glücklicherweise zersprang sie beim ersten Ton, und das war gut, denn darauf wurde sie wieder in die Tasche gesteckt. „Alles am rechten Platz!“

Tags darauf sprach man kein Wort über dieses Ereignis –

daher die Redensart „Die Flöte einstecken!“ Alles war wieder in gewohnter Ordnung, nur die beiden alten Bilder, der Händler und das Gänsemädchen, hingen im Festsaal. Dorthin hatte der Sturmwind sie geblasen, und an dieser Wand blieben sie auch hängen und wurden restauriert, weil ein Kunstkenner sagte, sie seien von Meisterhand gemalt.
„Alles am rechten Platz!“ Dahin wird es auch kommen!



Der Springer

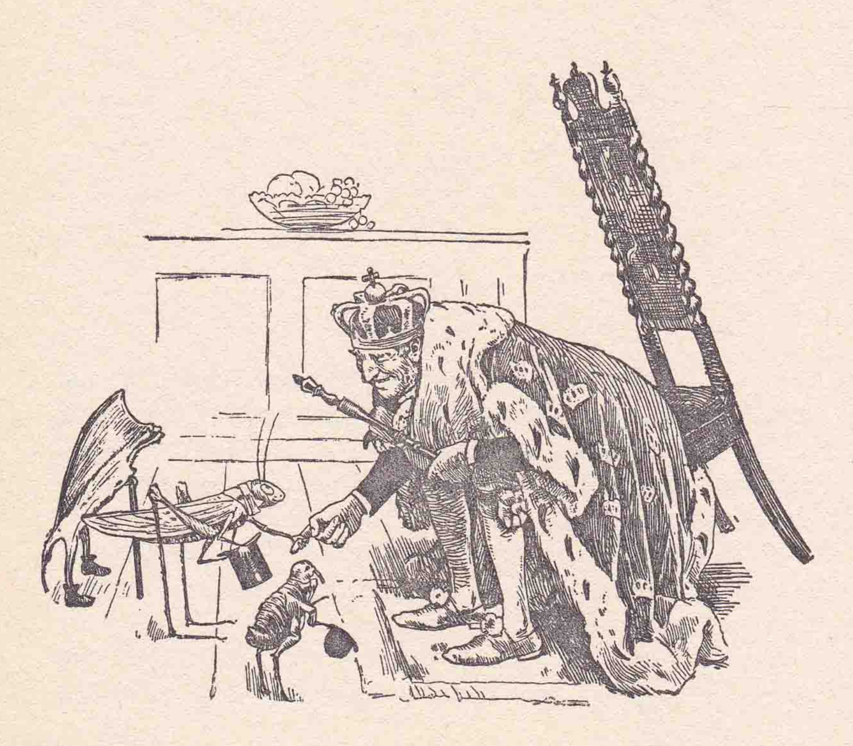
Der Floh, der Heuschreck und der Hüpfauf wollten einmal sehen, wer von ihnen am höchsten springen könne. Da luden sie die ganze Welt und wer sonst noch das Schauspiel ansehen wollte ein. Es waren drei tüchtige Springer, die sich im Zimmer versammelten.

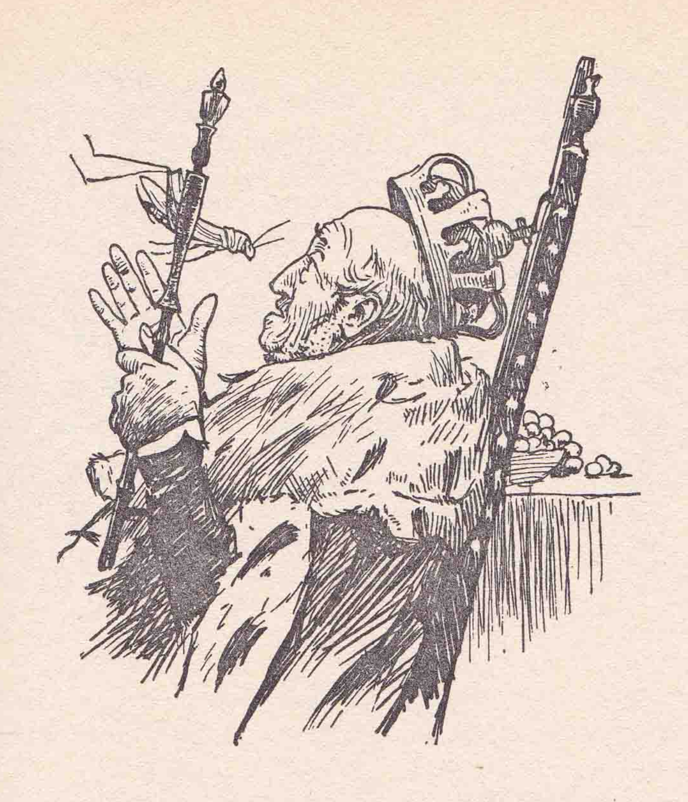
„Ich gebe meine Tochter dem, der am höchsten springt!" sagte der König. „Denn es wäre geizig, wenn diese Personen umsonst springen sollten."

Der Floh trat zuerst vor. Er hatte gar feine Manieren und grüßte nach allen Seiten, denn er hatte Fräuleinblut in den

Adern und war gewohnt, nur mit Menschen umzugehen, das macht sehr viel aus.

Dann erschien der Heuschreck. Freilich war er bedeutend schwerer, aber er hatte doch eine hübsche Figur und trug grüne Uniform, die ihm angeboren war. Überdies behauptete diese Person, daß sie in Ägypten einer sehr alten vornehmen Familie angehöre und dort hochgeschätzt werde. Er sei vom Feld genommen und in ein Kartenhaus aus drei Etagen gesetzt worden, alle aus Spielkarten, deren bunte Seiten nach innen gedreht und dann zusammengeklebt wurden. Da seien Türen und Fenster, und zwar im Leib der Herzdame ausgeschnitten. „Ich singe so“, sagte er, „daß die sechzehn eingeborenen Heimchen, die von klein auf gepfiffen und doch kein Kartenhaus erhalten hatten, sich, da sie mich hörten, noch dünner ärgerten, als sie schon waren.“

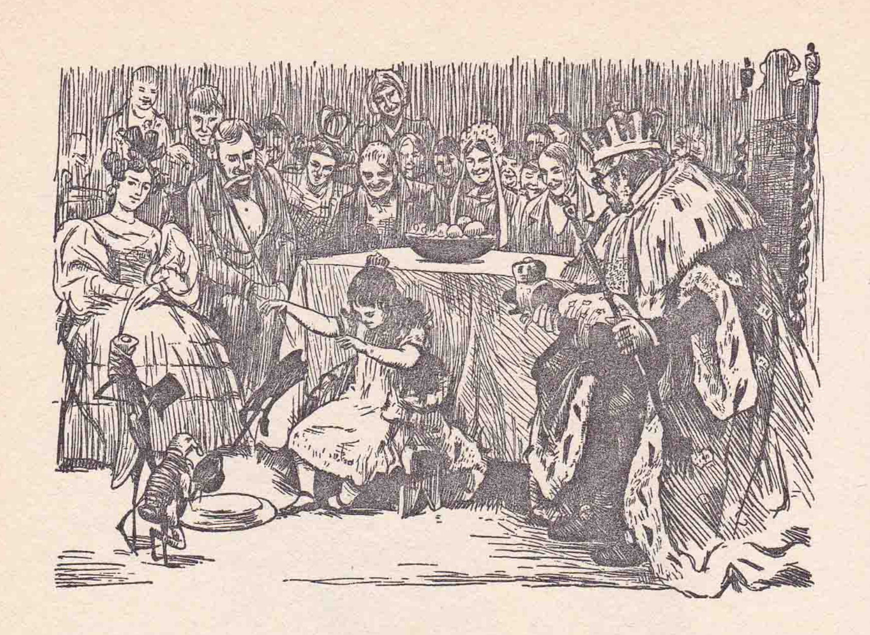




Beide, der Floh und der Heuschreck, prahlten sehr, und sie glaubten, eine Prinzessin wohl heiraten zu können.

Der Hüpfauf sprach gar nichts. Aber man erzählte von ihm, daß er umso mehr denke. Und als der Hofhund ihn bloß beschnüffelt hatte, haftete er dafür, daß der Hüpfauf von guter Familie und aus dem Brustknochen einer echten Gans gemacht sei. Der alte Ratsherr, der drei Orden für seine Verschwiegenheit erhalten hatte, versicherte, daß der Hüpfauf mit prophetischer Kraft begabt sei, man könne an seinem Rücken erkennen, ob man einen milden oder einen strengen Winter bekomme, was man nicht einmal auf dem Rücken desjenigen ersehen könne, der den Kalender schreibt.

„Ich sage nun nichts mehr!“ sprach der alte König, „ich gehe hin und denke mir mein Teil.“



Jetzt erfolgte also der Sprung.

Der Floh sprang so hoch, daß niemand es sehen konnte. Da behaupteten sie, daß er gar nicht gesprungen sei. Das war doch nicht anständig von ihnen.

Der Heuschreck sprang nur halb so hoch, aber er sprang dem König ins Gesicht, und der sagte, das sei abscheulich.

Der Hüpfauf stand lange ganz ruhig und still da und dachte nach. Schließlich glaubte man, daß er gar nicht springen könne.

„Wenn ihm nur nicht schlecht geworden ist!" sagte der Hofhund und beschnüffelte ihn wieder. Hops! Da sprang der Hüpfauf mit einem kleinen schiefen Sprung in den Schoß der Prinzessin, die auf einem niedrigen goldenen Schemel saß.

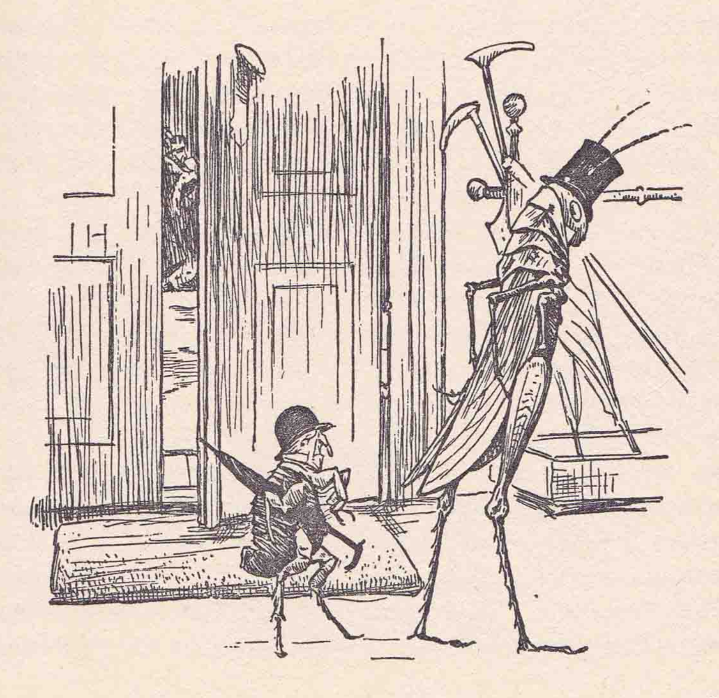
Da sagte der König: „Der höchste Sprung ist der zu meiner Tochter hinauf, denn darin liegt der Sinn der ganzen Sache. Aber es gehört Köpfchen dazu, dies zu erkennen. Und der Hüpfauf hat gezeigt, daß er Köpfchen hat."

Deshalb erhielt er die Prinzessin.

„Ich sprang am höchsten!" sagte der Floh. „Aber es ist einerlei! Soll sie doch den Gänseknochen mit Stock und Pech

haben! Ich sprang dennoch am höchsten. Aber in dieser Welt gehört ein Körper dazu, damit man gesehen werden kann.“ Darauf ging der Floh in fremde Kriegsdienste, wo er, wie man sich erzählt, erschlagen worden sein soll.

Der Heuschreck setzte sich draußen in den Graben und dachte über die Ungerechtigkeit in der Welt nach. Und er kam auch zu dem Schluß: „Körper gehört dazu! Körper gehört dazu!“ Dann sang er sein trauriges, wehmütiges Lied. Und daraus haben wir eigentlich diese Geschichte, die trotzdem gelogen sein könnte, auch wenn sie gedruckt ist.





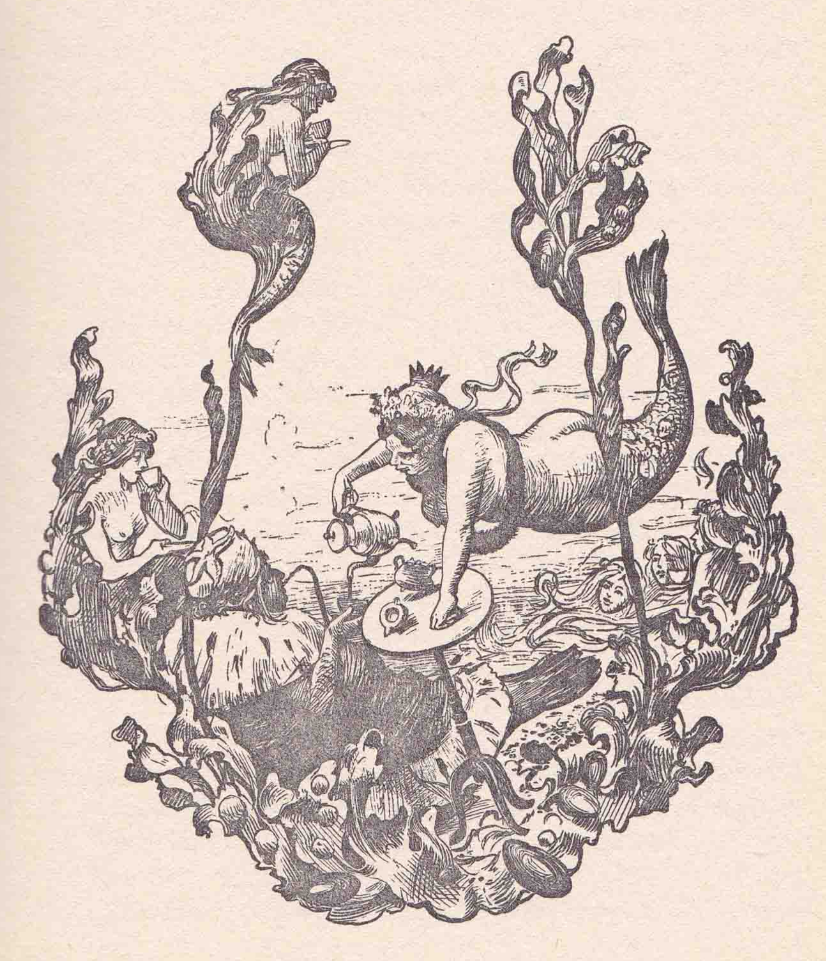
Die kleine Seejungfer

Weit draußen im Meer ist das Wasser so blau wie die Blütenblätter der schönsten Kornblume und so klar wie das reinste Glas. Aber es ist sehr tief, viel tiefer als irgendein Ankertau reicht. Viele Kirchtürme müßten aufeinander gestellt werden, um vom Boden bis über das Wasser zu reichen. Dort unten in der Tiefe wohnt das Meervolk.

Man muß aber nicht glauben, daß da nur der nackte, weiße Sandboden sei, nein, da wachsen die sonderbarsten Bäume und Pflanzen, deren Stiele und Blätter so biegsam sind, daß sie bei der geringsten Bewegung des Wassers hin und her schwanken, gerade als ob sie lebten. Alle Fische, kleine und große, schlüpfen zwischen den Zweigen hindurch, ebenso wie hier oben die Vögel durch die Bäume.

An der tiefsten Stelle liegt das Schloß des Meerkönigs; die Mauern sind aus Korallen und die hohen Spitzbogenfenster aus klarstem Bernstein; das Dach bilden Muschelschalen, die sich öffnen und schließen, je nachdem das Wasser strömt. Es sieht herrlich aus, denn in jeder liegen strahlende Perlen, eine einzige davon würde in der Krone einer Königin ein großer Schmuck sein.

Der Meerkönig dort unten war seit vielen Jahren Witwer, und seine alte Mutter führte ihm den Haushalt. Sie war eine kluge Frau, aber stolz auf ihren Adel, deshalb trug sie auch zwölf Austern auf ihrem Schwanz, die anderen Vornehmen durften nur sechs tragen. Besonders großes Lob gebührt ihr, weil sie sich sehr um die kleinen Meerprinzessinnen, ihre Enkelinnen, kümmerte. Es waren sechs schöne Kinder, doch die Jüngste war die schönste von allen. Ihre Haut war so zart und fein wie ein Rosenblatt, ihre Augen so blau wie das tiefblaue



Meer; aber sie hatte ebenso wie alle anderen keine Füße, ihr Körper endete in einem Fischschwanz.

Den ganzen Tag konnten sie unten im Schloß, in den großen Sälen, wo lebende Blumen aus den Wänden wuchsen, spielen. Die großen Bernsteinfenster wurden geöffnet, und dann schwammen die Fische zu ihnen herein, genauso wie bei uns die Schwalben hereinfliegen, wenn wir die Fenster öffnen; die Fische schwammen gerade zu den Prinzessinnen, fraßen aus ihren Händen und ließen sich streicheln.

Draußen vor dem Schloß war ein großer Garten mit feuerroten und dunkelblauen Bäumen, die Früchte leuchteten wie Gold und die Blüten wie glühendes Feuer, während sich Stengel und Blätter unaufhörlich bewegten. Die Erde selbst war der feinste Sand, aber blau wie eine Schwefelflamme. Über allem lag ein eigentümlicher blauer Schimmer. Man hätte glauben können, daß man hoch droben in der Luft stehe, nur Himmel über und unter sich, und nicht auf dem Meeresgrund. Bei Windstille konnte man die Sonne wahrnehmen, die wie eine Purpurblume aussah, aus deren Kelch lauter Licht strömte.

Jede der kleinen Prinzessinnen hatte ihr besonderes Plätzchen im Garten, wo sie nach Herzenslust graben und pflanzen konnte. Die eine gab ihrem Blumenbeet die Gestalt eines Walfisches; einer anderen gefiel es besser, daß ihr Beet einer Seejungfrau glich; aber die jüngste machte ihres rund wie die Sonne und hatte nur Blumen, die rot wie die Sonne leuchteten. Sie war überhaupt ein sonderbares Wesen, still und nachdenklich, und wenn sich die Schwestern mit den merkwürdigsten Sachen, die sie aus gestrandeten Schiffen erhalten hatten, schmückten, so wollte sie außer den rosenroten Blumen, die der Sonne da droben glichen, nur eine hübsche Marmorsäule haben, die einen wunderschönen Knaben darstellte. Sie war aus weißem Marmor gehauen und beim Stranden auf den Meeresgrund gesunken. Die Prinzessin pflanzte neben die Marmorsäule eine rosenrote Trauerweide, die herrlich wuchs, so daß ihre Äste bald über die Säule bis auf den blauen Sandboden hinunterhingen, wo der violett schimmernde Schatten sich wie die Zweige

unablässig bewegte. Es sah aus, als wollten Wipfel und Wurzeln miteinander spielen und sich küssen.

Keine größere Freude gab es für die Prinzessin, als von der Menschenwelt da droben zu hören. Die Großmutter mußte alles, was sie von Schiffen und Städten, Menschen und Tieren wußte, erzählen. Am herrlichsten erschien es ihr aber, daß die Blumen oben auf der Erde dufteten, denn das taten sie auf dem Meeresgrund nicht, und daß die Wälder grün seien und die Fische, die man dort zwischen den Bäumen sehe, so laut und herrlich singen könnten, daß es eine wahre Lust sei. Es waren die kleinen Vögel, die die Großmutter Fische nannte, denn sonst konnten die Prinzessinnen sie nicht verstehen, da sie noch keinen Vogel gesehen hatten.

„Wenn ihr euer fünfzehntes Jahr erreicht habt", sagte die Großmutter, „dann sollt ihr die Erlaubnis erhalten, aus dem Meer emporzutauchen, im Mondschein auf der Klippe zu sitzen und die großen Schiffe, die vorbeisegeln, zu sehen. Auch Wälder und Städte werdet ihr dann erleben!"

Im kommenden Jahr wurde die älteste der Schwestern fünfzehn Jahre alt. Von den anderen war eine immer um ein Jahr jünger als die vorhergehende. Die jüngste von ihnen mußte demnach noch volle fünf Jahre warten, ehe sie vom Meeresgrund hinaufsteigen und schauen konnte, wie es bei uns aussieht. Aber die eine versprach der anderen zu erzählen, was sie gesehen und am schönsten gefunden habe; ihre Großmutter erzählte ihnen nämlich nicht genug, da gab es noch so manches, worüber sie Auskunft haben wollten.

Keine hatte größere Sehnsucht als die Jüngste, gerade sie, die noch die längste Zeit warten mußte und die stets still und nachdenklich war. Manche Nacht stand sie am offenen Fenster und beobachtete, wie die Fische im Wasser mit ihren Flossen und Schwänzen plätscherten. Mond und Sterne konnte sie sehen, freilich schienen diese ganz bleich, aber durch das Wasser sahen sie weit größer aus als vor unseren Augen. Zog dann etwas, ähnlich einer schwarzen Wolke, unter ihnen hin, so wußte sie, daß es entweder ein Walfisch sei, der über ihr

schwamm, oder auch ein Schiff mit vielen Menschen; die dachten sicher nicht daran, daß unten in der Meerestiefe eine liebliche kleine Seejungfer stand und ihre weißen Hände zum Kiel emporstreckte.

Nun war die älteste Prinzessin fünfzehn Jahre alt und durfte über den Meeresspiegel emporsteigen.

Als sie zurückkam, hatte sie hunderterlei Dinge zu berichten, das Schönste aber, so sagte sie, sei doch, im Mondschein auf einer Sandbank in der ruhigen See zu liegen und die unmittelbar an der Küste gelegene große Stadt zu betrachten, wo die Lichter wie Hunderte von Sternen funkelten, Musik und Lärm und Geräusche von Wagen und Menschen zu hören waren und man die vielen Kirchtürme sah und das Läuten der Glocken vernahm.

Oh, wie aufmerksam lauschte die jüngste Schwester den Berichten, und wenn sie abends am offenen Fenster stand und durch das dunkelblaue Wasser blickte, dachte sie sehnsüchtig an die große Stadt, die so voller Leben war, und dann glaubte sie, hier unten noch das Läuten der Kirchenglocken zu hören.

Im folgenden Jahr erhielt die zweite Schwester die Erlaubnis, durch das Wasser hinaufzusteigen und zu schwimmen, wohin sie wolle. Gerade als die Sonne unterging, tauchte sie auf, und dieser Anblick war ihrer Ansicht nach das Schönste. Der ganze Himmel habe wie Gold ausgesehen, sagte sie, und die Schönheit der Wolken sei einfach unbeschreiblich. Rot und Violett seien sie über ihr dahingesegelt, aber weit schneller als diese flog gleich einem langen weißen Schleier ein Zug wilder Schwäne über das Wasser, der untergehenden Sonne zu. Die Prinzessin schwamm ihr entgegen, aber die Sonne versank, und der Rosenschimmer auf dem Meer und den Wolken erlosch.

Im Jahr darauf stieg die dritte Schwester hinauf. Sie war die mutigste von allen, deshalb schwamm sie einen breiten Fluß, der in das Meer mündete, aufwärts. Herrliche grüne Hügel mit Weinreben erblickte sie; Schlösser und Burgen ragten aus prächtigen Wäldern hervor. Sie hörte, wie die Vögel sangen. Die Sonne schien so warm, daß sie oft unter das Wasser tauchen

mußte, um ihr brennendes Antlitz abzukühlen. In einer schmalen Bucht traf sie eine Schar kleiner Menschenkinder, die völlig nackt waren und im Wasser plätscherten; sie wollte mit ihnen spielen, aber die Kinder flohen erschrocken davon, und es kam ein kleines schwarzes Tier, ein Hund – sie hatte aber noch nie einen Hund gesehen –, der bellte sie so schrecklich an, daß sie ängstlich wurde und in die offene See floh. Doch nie konnte sie die prächtigen Wälder, die grünen Hügel und die niedlichen Kinder vergessen, die im Wasser schwimmen konnten, obwohl sie keinen Fischschwanz hatten.

Die vierte Schwester war nicht so mutig, sie blieb draußen, mitten im wilden Meer, und erzählte, daß es gerade dort am schönsten sei. Man sehe viele Meilen weit in die Runde, und der Himmel stehe wie eine Glasglocke darüber. Schiffe hatte sie wahrgenommen, aber nur in weiter Ferne, sie sahen wie Möven aus. Die possierlichen Delphine hatten Purzelbäume geschlagen und die großen Walfische aus ihren Nasenlöchern Wasser emporgespritzt, so daß es rings um sie her wie Hunderte von Springbrunnen ausgesehen hatte.

Nun kam die Reihe an die fünfte Schwester. Da ihr Geburtstag gerade im Winter war, erblickte sie, was die anderen das erstemal nicht gesehen hatten. Die See schimmerte ganz grün, und überall schwammen große Eisberge. „Jeder strahlte wie eine Perle“, sagte sie, „und war weit größer als die Kirchtürme, die die Menschen bauen.“ Die Eisberge zeigten sich in den sonderbarsten Gestalten und glitzerten wie Diamanten. Sie hatte sich auf einen der größten gesetzt, und alle Segler kreuzten erschrocken außen herum, wo sie saß und den Wind mit ihrem langen Haar spielen ließ. Aber gegen Abend bezog sich der Himmel mit dunklen Wolken, es blitzte und donnerte, während die schwarze See die großen Eisblöcke hochhob und sie im roten Blitz erglänzen ließ. Auf allen Schiffen zog man die Segel ein, da war eine Angst und ein Grauen. Sie saß aber ruhig auf ihrem schwimmenden Eisberg und sah, wie die blauen Blitzstrahlen im Zickzack in die weißschäumende See hinunterfuhren.

Wenn eine der Schwestern zum ersten Mal über das Wasser kam, war sie von dem Neuen und Schönen, das sie erblickte, begeistert. Wenn sie später als erwachsene Mädchen die Erlaubnis erhielten, hinaufzusteigen, wann sie wollten, wurde es ihnen gleichgültig. Sie sehnten sich wieder in ihre See zurück, und nach einem Monat sagten sie, daß es bei ihnen da unten doch am schönsten sei, da sei man halt zu Hause.

In mancher Abendstunde schlangen die fünf Schwestern die Arme umeinander und stiegen in einer Reihe über das Wasser auf. Herrliche Stimmen hatten sie, schöner als irgendein Menschenkind, und wenn ein Sturm heraufzog, so daß sie vermuten konnten, es würden Schiffe untergehen, dann schwammen sie vor den Schiffen her und sangen gar lieblich von den Schönheiten auf dem Meeresgrund und baten die Seeleute, sich nicht zu fürchten, dort hinunterzukommen. Diese konnten aber die Worte nicht verstehen und dachten, es sei der Sturm, und sie bekamen auch die Herrlichkeiten da unten nie zu sehen, denn wenn das Schiff sank, ertranken die Menschen und kamen nur als Leichen zum Schloß des Meerkönigs.

Wenn die Schwestern dann abends oft Arm in Arm durch das Wasser hinaufstiegen, blieb die kleinste ganz allein zurück und schaute ihnen nach, und es war ihr zum Weinen, aber eine Seejungfrau hat keine Tränen, und darum leidet sie noch mehr.

„Ach, wäre ich doch schon fünfzehn Jahre alt!“ sagte sie. „Ich weiß, daß gerade ich die Welt dort oben und die Menschen, die darauf wohnen und leben, sehr liebhaben werde.“

Endlich war sie fünfzehn Jahre alt.

„Sieh, nun bist du erwachsen“, sagte die Großmutter, die alte Königswitwe. „Komm, laß dich nun schmücken wie deine Schwestern!“ Und sie setzte ihr einen Kranz weißer Lilien auf das Haar, von denen jedes Blütenblatt die Hälfte einer Perle war; und die Alte ließ acht große Austern sich im Schweif der Prinzessin festklemmen, um ihren hohen Rang zu zeigen.

„Das tut so weh“ jammerte die kleine Seejungfer.

„Ja, Stolz muß leiden!“ sagte die Alte.

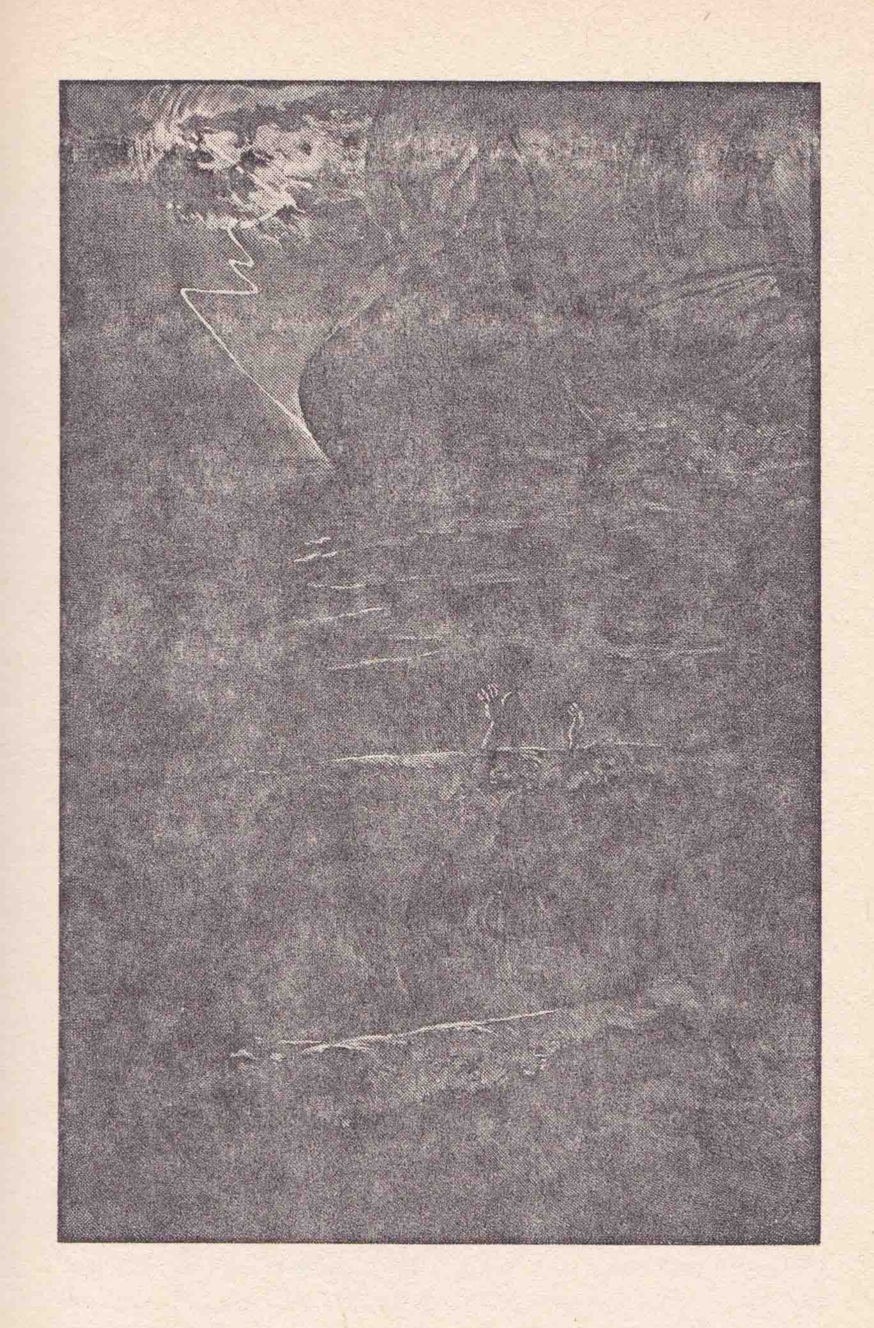
Oh, die Prinzessin hätte so gern all diese Pracht abschütteln

und den schweren Kranz ablegen mögen, ihre roten Blumen im Garten schmückten sie schöner, aber sie konnte es nicht ändern. „Lebt wohl!“ sprach sie und stieg leicht und klar wie eine Blase hoch.

Die Sonne war gerade untergegangen, als sie aus dem Wasser auftauchte, aber alle Wolken glänzten noch wie Rosen und Gold; hell und schön strahlte der Abendstern; die Luft war mild und rein und das Meer ganz ruhig. Ein großes Schiff mit drei Masten lag auf dem Wasser, aber nur ein einziges Segel war aufgezogen, denn es regte sich kein Lüftchen; ringsum im Tauwerk und auf den Rahen saßen die Matrosen. Da war Musik und Gesang, und als es dunkelte, wurden Hunderte von bunten Laternen angezündet, die sahen aus, als ob die Flaggen aller Nationen in der Luft wehten. Die kleine Seejungfer schwamm zum Kajütenfenster, und jedesmal, wenn das Wasser sie emporhob, konnte sie durch die spiegelklaren Fensterscheiben hineinschauen, wo viele festlich gekleidete Menschen standen. Der schönste war der junge Prinz mit den großen schwarzen Augen. Er war sicher nicht viel über sechzehn Jahre alt; es war sein Geburtstag, und deshalb herrschte all diese Pracht. Die Matrosen tanzten auf dem Vordeck, und als der junge Prinz hinaustrat, stiegen über hundert Raketen in die Luft; die leuchteten wie der helle Tag, so daß die kleine Seejungfer sehr erschrak und vor Furcht unter das Wasser tauchte. Aber sie streckte den Kopf bald wieder hervor, und da glaubte sie, alle Sterne des Himmels würden zu ihr herunterfallen. Nie hatte sie so ein Feuerwerk gesehen. Große Sonnen sprühten zischend umher, prächtige Feuerfische flogen in die blaue Luft, und alles spiegelte sich in der klaren, stillen See. Auf dem Schiff selbst war es so hell, daß man auch das kleinste Tau bemerken konnte, wieviel mehr also die Menschen. Wie schön war doch der junge Prinz! Er drückte den Leuten die Hände und lächelte freundlich, während die Musik durch die herrliche Nacht erklang.

Es wurde spät, aber die kleine Seejungfer konnte ihre Augen nicht von dem Schiff und dem schönen Prinzen abwenden. Die bunten Laternen erloschen, Raketen stiegen nicht mehr in die

Höhe, keine Kanonenschüsse donnerten mehr, nur tief unten im Meer summte und brummte es. Inzwischen saß die kleine Seejungfer auf dem Wasser und schaukelte auf und nieder, so daß sie in die Kajüte hineinblicken konnte. Aber das Schiff fuhr jetzt schneller, ein Segel nach dem anderen breitete sich aus; stärker schlugen die Wogen, schwarze Wolken zogen auf, es blitzte in der Ferne. Oh, ein Unwetter wird losbrechen! Deshalb zogen die Matrosen die Segel ein. Das Schiff schaukelte auf der wilden See; das Wasser erhob sich wie große schwarze Berge, die sich über die Masten zu wälzen drohten; aber das Schiff tauchte wie ein Schwan zwischen den hohen Wogen nieder und ließ sich wieder auf die aufgetürmten Wellen heben. Der kleinen Seejungfer kam es wie eine recht lustige Fahrt vor, aber so erschien sie den Seeleuten nicht. Das Schiff knackte und krachte; die dicken Planken bogen sich bei den starken Stößen, die die See gegen das Schiff führte, der Hauptmast brach mitten durch, als ob er ein Rohr sei, und das Schiff legte sich auf die Seite, während das Wasser in die Räume eindrang. Nun sah die kleine Seejungfer, daß sie in Gefahr waren; sie mußte sich selbst vor den Schiffsbalken und Stücken, die auf dem Wasser trieben, in acht nehmen. Einen Augenblick war es so finster, daß sie nicht das geringste wahrnehmen konnte; aber wenn es dann blitzte, wurde es wieder so hell, daß sie alle auf dem Schiff erkennen konnte. Sie suchte besonders den jungen Prinzen, und sie sah, wie er in das tiefe Meer versank, als das Schiff sich teilte. Da wurde sie ganz vergnügt, denn nun kam er zu ihr hinunter. Plötzlich dachte sie daran, daß die Menschen im Wasser nicht leben können und daß er nicht anders als tot zum Schloß ihres Vaters hinuntergelangen würde. Nein, sterben durfte er nicht; deshalb schwamm sie zwischen Balken und Planken, die auf der See trieben, hindurch und vergaß völlig, daß diese sie hätten zerquetschen können. Sie tauchte tief unter das Wasser und stieg mit den Wellen wieder hoch und erreichte schließlich den Prinzen, der nicht länger in der stürmischen See schwimmen konnte. Seine Arme und Beine begannen zu ermatten; die schönen Augen schlossen sich; er hätte sterben müssen, wäre die kleine Seejungfer nicht hinzuge-



kommen. Sie hielt seinen Kopf über Wasser und ließ sich mit ihm von den Wellen treiben, wohin sie wollten.

Am Morgen war das böse Wetter vorüber. Von dem Schiff sah man kein Hölzchen mehr. Die Sonne stieg leuchtend rot aus dem Wasser empor, die Wangen des Prinzen schienen dadurch Leben zu erhalten; aber die Augen blieben geschlossen. Die Seejungfer küßte seine schöne Stirn und strich sein nasses Haar zurück, da kam es ihr vor, als gleiche er dem Marmorbild in ihrem kleinen Garten. Sie küßte ihn wieder und wünschte, daß er doch leben möchte.

Nun sah sie festes Land vor sich mit hohen blauen Bergen, auf deren Gipfeln der weiße Schnee erglänzte, als seien es Schwäne, die dort lägen. Unten an der Küste dehnten sich herrliche grüne Wälder aus, und vorn lag eine Kirche oder ein Kloster, das konnte sie noch nicht recht unterscheiden, aber es war ein Gebäude. Zitronen- und Apfelsinenbäume wuchsen im Garten, und am Eingang standen hohe Palmen. Das Meer bildete hier eine kleine Bucht, in der das Wasser ganz still, aber sehr tief war. Zu dieser Klippe, wo der feine weiße Sand angespült war, schwamm die kleine Seejungfer mit dem schönen Prinzen, legte ihn in den Sand und sorgte dafür, daß sein Kopf im warmen Sonnenschein lag.

Da läuteten alle Glocken in dem großen weißen Gebäude, und viele junge Mädchen wandelten daraufhin durch den Garten. Die kleine Seejungfer schwamm hinter einige große Steine, die aus dem Wasser hervorragten, bedeckte ihr Haar und ihre Brust mit dem Schaum des Meeres, so daß niemand ihr Gesicht sehen konnte, und paßte nun auf, wer den armen Prinzen finden würde.

Es währte nicht lange, bis ein junges Mädchen dorthin kam. Es erschrak heftig, wie die Seejungfer beobachtete, aber nur einen Augenblick, dann holte es mehrere Menschen herbei, der Prinz erwachte langsam und lächelte alle an. Aber zu ihr lächelte er nicht herüber; er wußte ja auch nicht, daß sie ihn gerettet hatte. Sie war sehr betrübt, und als er in das große Gebäude geführt wurde, tauchte sie traurig unter das Wasser und kehrte zum Schloß ihres Vaters zurück.

Sie war immer still und nachdenklich gewesen, aber nun wurde sie noch stiller. Die Schwestern fragten sie, was sie das erste Mal dort oben gesehen habe, aber sie erzählte ihnen nichts.

An manchen Abenden und an manchem Morgen stieg sie zu der Stelle hinauf, wo sie den Prinzen verlassen hatte. Sie sah, wie die Früchte des Gartens reiften und gepflückt wurden; sie sah, wie der Schnee auf den Bergen schmolz; aber den Prinzen sah sie nicht, und deshalb kehrte sie immer trauriger heim. Da war es ihr einziger Trost, in ihrem kleinen Garten zu sitzen und die Arme um die schöne Marmorstatue zu schlingen, die dem Prinzen glich. Aber ihre Blumen pflegte sie nicht mehr, sie wuchsen wie in einer Wildnis und rankten ihre langen Stiele und Blätter um die Zweige der Bäume, so daß es dort ganz dunkel war.

Schließlich konnte sie ihr Geheimnis nicht länger mehr für sich behalten, sondern vertraute es einer ihrer Schwestern an, und gleich erfuhren es noch die anderen, aber niemand weiter als diese und ein paar andere Seejungfern, die es wiederum nur ihren nächsten Freundinnen weitererzählten. Eine von ihnen wußte, wer der Prinz war; sie hatte auch das Fest auf dem Schiff gesehen und berichtete nun, woher er war und wo sein Königreich lag.

„Komm, kleine Schwester!" sagten die anderen Prinzessinnen, und sich umschlingend stiegen sie in einer langen Reihe dort, wo das Schloß des Prinzen lag, aus dem Meer empor.

Das Schloß war aus strahlend gelben Steinen errichtet und hatte große Marmortreppen, von denen eine bis zum Meer hinunterführte. Prächtig vergoldete Kuppeln erhoben sich über dem Dach, und zwischen den Säulen, die um das ganze Gebäude herumliefen, standen Marmorbilder, die aussahen, als lebten sie. Durch die blanken Fensterscheiben sah man in die prunkvollen Säle hinein, wo kostbare Seidengardinen und Teppiche hingen und prächtige Bilder die Wände schmückten. Das zu betrachten, war ein wahres Vergnügen. In der Mitte des größten Saals plätscherte ein hoher Springbrunnen, dessen Strahlen bis zur Glaskuppel spritzten, durch die die Sonne auf

das Wasser und die schönen Pflanzen schien, die im großen Becken wuchsen.

Nun wußte sie, wo er wohnte, und weilte an manchem Abend und in mancher Nacht dort auf dem Wasser. Sie schwamm viel näher an das Land heran, als eine der anderen gewagt hatte, ja, sie schwamm sogar den schmalen Kanal hinauf, bis unter den prächtigen Marmorbalkon, der einen langen Schatten über das Wasser warf. Hier saß sie und betrachtete den jungen Prinzen, der in dem hellen Mondschein allein zu sein glaubte.

An manchem Abend lauschte sie im grünen Schilf, wenn er mit Musik in seinem prächtigen, mit bunten Fahnen geschmückten Boot vorbeisegelte. Und erfaßte dann der Wind ihren langen silberweißen Schleier und es sah jemand, so dachte er, es sei ein Schwan, der seine Flügel ausbreite.

Sie hörte in mancher Nacht, wenn die Fischer beim Schein der Fackeln auf der See fischten, viel Gutes von dem jungen Prinzen; und es freute sie, daß sie sein Leben gerettet hatte, als er halbtot auf den Wellen umhertrieb; sie dachte daran, wie fest sein Haupt an ihrer Brust geruht und wie innig sie ihn geküßt hatte. Davon wußte er aber nichts und konnte nicht einmal von ihr träumen.

Mehr und mehr begann sie die Menschen zu lieben; mehr und mehr wünschte sie, unter ihnen wandeln zu dürfen, deren Welt ihr weit größer als ihre eigene erschien. Sie konnten auf Schiffen über das Meer fliegen, auf den hohen Bergen über die Wolken steigen; und die Länder, die sie besaßen, erstreckten sich mit ihren Wäldern und Feldern weiter, als ihre Blicke reichten. Da war so vieles, was sie gern wissen wollte, aber die Schwestern konnten ihr nicht alles beantworten, deshalb fragte sie die alte Großmutter danach, die die höhere Welt, wie sie die Länder über dem Meer sehr richtig bezeichnete, gar gut kannte.

„Wenn die Menschen nicht ertrinken“, fragte die kleine Seejungfer, „können sie dann ewig leben? Sterben sie nicht wie wir hier unten auf dem Meeresgrund?“

„O ja“, sagte die Alte, „sie müssen auch sterben, und ihre Lebenszeit ist sogar noch kürzer als unsere. Wir können drei-

hundert Jahre alt werden, aber wenn wir dann aufhören, hier zu sein, werden wir nur in Schaum auf dem Wasser verwandelt, wir haben nicht einmal ein Grab hier unten bei unseren Lieben. Wir besitzen keine unsterbliche Seele; wir erhalten nie wieder Leben; wir sind wie das grüne Schilf, wenn das einmal durchgeschnitten ist, kann es nie wieder grünen. Die Menschen dagegen haben eine Seele, die ewig lebt, die noch lebt, nachdem der Körper zur Erde geworden ist; sie steigt durch die Luft empor, hinauf zu den glänzenden Sternen. So wie wir aus dem Wasser auftauchen und Länder erblicken, so steigen sie zu unbekannten herrlichen Orten auf, die wir nie zu sehen bekommen."

„Weshalb bekamen wir keine unsterbliche Seele?" fragte die kleine Seejungfer betrübt. „Ich möchte meine Hunderte von Jahren, die ich zu leben habe, dafür geben, um nur einen Tag Mensch zu sein und dann hoffen zu können, Anteil an der himmlischen Welt zu haben."

„Daran darfst du nicht denken!" sagte die Alte. „Wir fühlen uns weit glücklicher und besser als die Menschen dort oben!"

„Werde ich also sterben und als Schaum auf dem Meer treiben, nicht die Wellenmusik hören, die schönen Blumen und die rote Sonne sehen? Kann ich denn gar nichts tun, um eine unsterbliche Seele zu gewinnen?"

„Nein!" sagte die Alte. „Nur wenn ein Mensch dich so lieben würde, daß du ihm mehr bedeutest als Vater und Mutter, wenn er mit all seinem Denken und all seiner Liebe an dir hinge und von Herzen wünschte, vor dem Pfarrer seine rechte Hand in deine zu legen mit dem Gelübde der Treue hier und in alle Ewigkeit, dann würde seine Seele in deinen Körper überfließen, und du erhieltest Anteil an der Glückseligkeit der Menschen. Er gäbe dir Seele und behielte doch seine eigene. Aber das kann nie geschehen! Was hier im Meer schön ist, dein Fischschwanz nämlich, finden sie dort oben auf der Erde häßlich. Sie verstehen es eben nicht besser. Dort muß man zwei plumpe Stützen haben, die sie Beine nennen, um für schön zu gelten."

Da seufzte die kleine Seejungfrau und betrachtete betrübt ihren Fischschwanz.

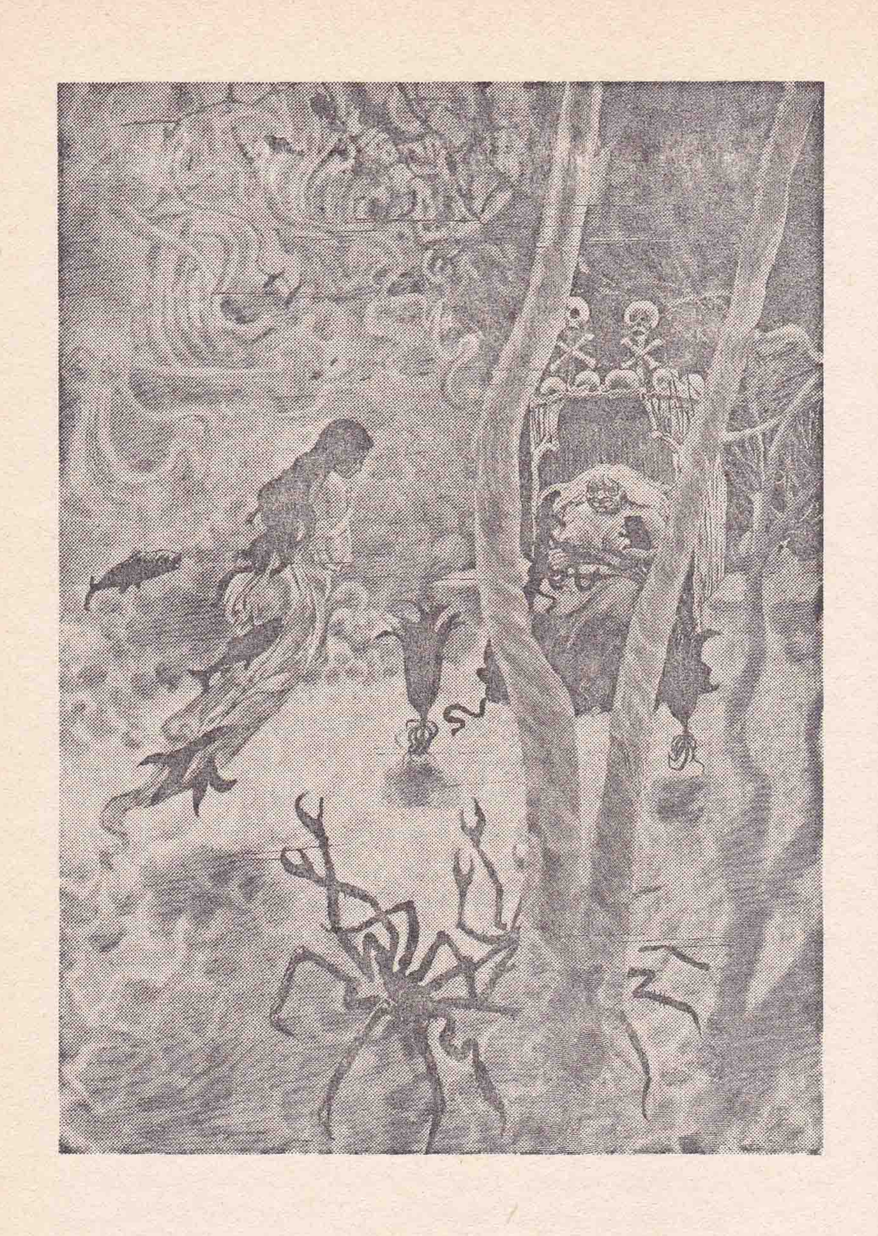
„Laß uns froh sein!“ sagte die Alte. „Hüpfen und springen wollen wir in den dreihundert Jahren, die uns vergönnt sind! Das ist wirklich eine lange Zeit. Später kann man um so besser ausruhen. Heute abend geben wir einen Hofball!“

Das war eine Pracht, wie man sie auf Erden nie erblickt. Wände und Decke des großen Tanzsaals waren aus dickem, aber durchsichtigem Glas. Mehrere hundert riesige Muschelschalen, rosenrote und grasgrüne, standen reihenweise an jeder Seite mit blau brennenden Flammen, die den ganzen Saal erleuchteten und selbst durch die Wände hindurchschienen, so daß auch die See draußen in hellem Lichterglanz erstrahlte. Man konnte unzählige Fische beobachten, die gegen die Glasmauern schwammen; auf einigen schimmerten purpurrote Schuppen, auf anderen glänzten sie herrlich wie Silber und Gold.

Mitten durch den Saal floß ein breiter, sanfter Strom, auf dem die Meermänner und Meerweibchen nach ihrem eigenen lieblichen Gesang tanzten. So schöne Stimmen haben die Menschen auf der Erde nicht. Die kleine Seejungfer sang am schönsten von allen, und der ganze Hof klatschte mit Händen und Schwänzen Beifall. Für einen Augenblick fühlte sie eine große Freude in ihrem Herzen, denn sie wußte, daß sie die schönste Stimme von allen im Meer und auf der Erde besaß. Aber bald dachte sie wieder an die Welt über sich. Sie konnte den schönen Prinzen nicht vergessen und nicht ihren Kummer, daß sie keine unsterbliche Seele besitze wie er. Deshalb schlich sie aus dem Schloß ihres Vaters hinaus, und während drinnen Gesang und Jubel herrschten, saß sie traurig und bekümmert in ihrem kleinen Garten. Da hörte sie das Waldhorn durch das Wasser schallen und dachte: „Nun segelt er sicher dort oben, er, an dem meine Sinne hängen und in dessen Hand ich das Glück meines Lebens legen möchte. Alles will ich wagen, um ihn und eine unsterbliche Seele zu gewinnen. Während meine Schwestern dort im Schloß meines Vaters tanzen, will ich zur Meerhexe gehen, vor der ich immer Angst hatte, aber sie kann mir vielleicht raten und helfen!“

Nun ging die kleine Seejungfer aus ihrem Garten hinaus zu den brausenden Strudeln, hinter denen die Hexe wohnte. Den Weg hatte sie früher nie zurückgelegt, da wuchsen keine Blumen und kein Seegras; nur der nackte, graue Sandboden erstreckte sich bis zu den Strudeln, wo das Wasser wie brausende Mühlräder herumwirbelte und alles, was es zu fassen bekam, mit sich in die Tiefe riß. Mitten durch diese zermalmenden Wirbel mußte sie schwimmen, um in den Bereich der Meerhexe zu kommen; hier war eine lange Strecke kein anderer Weg als über warmen, brodelnden Schlamm, den die Hexe ihr Torfmoor nannte. Dahinter lag ihr Haus in einem seltsamen Wald. Alle Bäume und Büsche waren Polypen, halb Tier und halb Pflanze; sie sahen aus wie hundertköpfige Schlangen, die aus der Erde hervorwuchsen; alle Zweige waren lange schleimige Arme, mit Fingern wie geschmeidige Würmer; und Glied um Glied bewegte sich von der Wurzel bis zur äußersten Spitze. Alles, was sie im Meer ergreifen konnten, umschlangen sie fest und ließen es nie wieder los. Die kleine Seejungfer blieb erschrocken vor diesem Wald stehen; ihr Herz klopfte vor Angst, fast wäre sie umgekehrt; aber da dachte sie an den Prinzen und an die zu gewinnende Menschenseele und faßte wieder Mut. Ihr langes, wallendes Haar band sie fest um den Kopf, damit die Polypen nicht danach greifen konnten, beide Hände kreuzte sie über ihrer Brust und schoß so schnell dahin, wie nur ein Fisch durch das Wasser schießen kann, immer zwischen den häßlichen Polypen hindurch, die ihre geschmeidigen Arme und Finger hinter ihr herstreckten. Sie sah, wie jeder von ihnen etwas, was er gepackt hatte, mit Hunderten von kleinen Armen festhielt. Menschen, die auf der See umgekommen und hinuntergesunken waren, guckten als weiße Gerippe aus den Armen der Polypen hervor. Schiffsruder und Kisten hielten sie umklammert, auch Skelette von Landtieren und, was ihr fast das Schrecklichste war, eine kleine Seejungfer, die sie gefangen und erstickt hatten.

Nun kam sie zu einem großen sumpfigen Platz im Wald, wo sich große fette Wasserschlangen ringelten und ihren häßlichen,



weißgelben Bauch zeigten. Mitten auf dem Platz war ein Haus aus den weißen Knochen ertrunkener Menschen errichtet. Da saß die Meerhexe und ließ eine Kröte aus ihrem Mund fressen, gerade wie die Menschen einen kleinen Kanarienvogel von ihren Lippen naschen lassen. Die häßlichen fetten Wasserschlangen nannte sie ihre lieben Küchlein und ließ sie sich auf ihrer großen schwammigen Brust herumwälzen.

„Ich weiß schon, was du willst!" sagte die Meerhexe. „Es ist zwar dumm von dir, doch sollst du deinen Willen haben; denn er wird dich ins Unglück stürzen, mein holdes Prinzeßchen. Du möchtest deinen Fischschwanz loswerden und dafür zwei Stummel zum Gehen haben, genau wie die Menschen, damit sich der junge Prinz in dich verliebt und du ihn und eine unsterbliche Seele erhalten kannst!" Dabei lachte die Hexe so laut und widerlich, daß die Kröte und die Schlangen auf die Erde fielen und sich dort herumwälzten. „Du kommst gerade zur rechten Zeit", sagte die Hexe, „morgen, wenn die Sonne aufgeht, könnte ich dir nicht helfen, bis wieder ein Jahr verstrichen ist. Ich werde dir einen Trank bereiten, mit dem mußt du noch vor Sonnenaufgang an das Land schwimmen, dich dort ans Ufer setzen und ihn trinken, dann verschwindet dein Schwanz und schrumpft zu dem, was die Menschen niedliche Beine nennen, zusammen, aber es tut weh; es ist, als ob ein scharfes Schwert dich durchdringe. Alle, die dich sehen, werden sagen, du seiest das schönste Menschenkind, das sie je gesehen hätten. Du behältst deinen schwebenden Gang, keine Tänzerin kann sich so leicht bewegen wie du; aber jeder Schritt, den du machst, ist, als ob du auf scharfe Messer trätest, als ob dein Blut fließen müßte. Willst du dies alles leiden, so werde ich dir helfen!"

„Ja!" sagte die kleine Seejungfer mit bebender Stimme und dachte an den Prinzen und an die unsterbliche Seele.

„Überlege es dir gut!" sagte die Hexe. „Wenn du menschliche Gestalt bekommen hast, so kannst du nie wieder eine Seejungfer werden! Du kannst nie wieder durch das Wasser zu deinen Schwestern und zum Schloß deines Vaters zurückkehren. Und gewinnst du die Liebe des Prinzen nicht, so daß er um deinet-

willen Vater und Mutter vergißt, an dir mit Leib und Seele hängt und den Priester eure Hände ineinanderlegen läßt, daß ihr Mann und Frau werdet, so bekommst du keine unsterbliche Seele. Am ersten Morgen, nachdem er mit einer anderen verheiratet ist, wird dein Herz brechen, und du wirst zu Schaum auf dem Wasser."

„Ich will es", sagte die kleine Seejungfer, bleich wie der Tod.

„Aber mich mußt du auch bezahlen!" sagte die Hexe, „und es ist nicht wenig, was ich verlange. Du hast die schönste Stimme von allen hier auf dem Meeresgrund; damit glaubst du wohl, ihn zu bezaubern. Aber diese Stimme mußt du mir geben. Das Beste, was du besitzt, will ich für meinen köstlichen Trank haben. Mein eigen Blut muß ich dir ja geben, damit der Trank scharf wird wie ein zweischneidiges Schwert."

„Aber wenn du meine Stimme nimmst", sagte die kleine Seejungfer, „was bleibt mir dann noch übrig?"

„Deine schöne Gestalt", sagte die Hexe, „dein schwebender Gang und deine sprechenden Augen; damit kannst du schon ein Menschenherz betören. Nun, hast du den Mut verloren? Streck deine kleine Zunge heraus, damit ich sie an Stelle einer Bezahlung abschneide, und du erhältst den kräftigen Trank!"

„Es geschehe!" sagte die kleine Seejungfer, und die Hexe setzte ihren Kessel auf, um den Zaubertrank zu kochen. „Reinlichkeit ist eine schöne Sache!" sagte sie und scheuerte den Kessel mit den Schlangen aus, die sie in einen dicken Knoten gebunden hatte. Dann ritzte sie sich selbst die Brust und ließ ihr schwarzes Blut hineintröpfeln. Der Dampf bildete die sonderbarsten Gestalten, so daß einem angst und bange werden mußte. Jeden Augenblick warf die Hexe neue Sachen in den Kessel, und als es richtig kochte, war es gerade, als wenn ein Krokodil weinte. Endlich war der Trank fertig; er sah wie das klarste Wasser aus.

„Da hast du ihn!" sagte die Hexe und schnitt der kleinen Seejungfer die Zunge ab. Sie war nun stumm und konnte weder singen noch sprechen.

„Sollten die Polypen dich ergreifen, wenn du durch meinen

Wald zurückgehst“, sagte die Hexe, „so besprenge sie nur mit einem einzigen Tropfen dieses Getränkes, davon zerspringen ihre Arme und Finger in tausend Stücke!“

Aber das brauchte die kleine Seejungfer nicht zu tun. Die Polypen zogen sich erschrocken zurück, als sie den schillernden Trank sahen, der wie ein funkelnder Stern in ihrer Hand leuchtete. So kam sie schnell durch den Wald, das Moor und die brausenden Strudel.

Sie konnte das Schloß ihres Vaters sehen. Die Fackeln im großen Tanzsaal waren erloschen; sicher schliefen drinnen schon alle, aber sie wagte doch nicht, sie aufzusuchen, da sie jetzt stumm war und sie auf immer von ihnen scheiden wollte. Es war, als ob ihr Herz vor Trauer brechen wollte. Sie schlich in den Garten, nahm eine Blume von jedem Blumenbeet ihrer Schwestern, warf Tausende von Kußhändchen zum Schloß hin und stieg dann durch die dunkelblaue See hinauf.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als sie das Schloß des Prinzen erblickte und die breite Marmortreppe hinaufstieg. Der Mond schien herrlich klar. Die kleine Seejungfer trank den brennenden, scharfen Trank, und es war, als ging ein zweischneidiges Schwert durch ihren feinen Körper. Sie fiel dabei in Ohnmacht und lag wie tot da. Als die Sonne über die See schien, erwachte sie und fühlte einen schneidenden Schmerz. Aber gerade vor ihr stand der schöne junge Prinz. Er heftete seine schwarzen Augen auf sie, so daß sie ihre niederschlug und dabei wahrnahm, daß ihr Fischschwanz fort war und sie die niedlichsten weißen Beine hatte, die nur ein Mädchen haben kann. Aber sie war ganz nackt, deshalb hüllte sie sich in ihr langes Haar ein. Der Prinz fragte, wer sie sei und wie sie hierhergekommen sei. Sie sah ihn mild und doch gar traurig mit ihren dunkelblauen Augen an, sprechen konnte sie ja nicht. Da nahm er sie bei der Hand und führte sie in das Schloß. Jeder Schritt, den sie tat, war, wie die Hexe vorausgesagt hatte, als trete sie auf spitze Nadeln und scharfe Messer; aber das ertrug sie gern. An der Hand des Prinzen schritt sie so leicht einher wie eine Seifenblase, und alle wunderten sich über ihren anmutigen Gang.

Sie bekam nun herrliche Kleider aus Seide und Musselin. Im Schloß war sie die Schönste von allen. Aber sie war stumm, konnte weder singen noch sprechen. Herrliche Sklavinnen, in Seide und Gold gekleidet, traten auf und sangen vor dem Prinzen und seinen königlichen Eltern. Eine sang schöner als die anderen, und der Prinz klatschte in die Hände und lächelte ihr zu. Da wurde die kleine Seejungfer traurig, denn sie wußte, daß sie selbst viel schöner gesungen hatte, und sie dachte bei sich: „Oh, wenn er nur wüßte, daß ich, um bei ihm zu sein, meine Stimme für alle Ewigkeit hingegeben habe!"

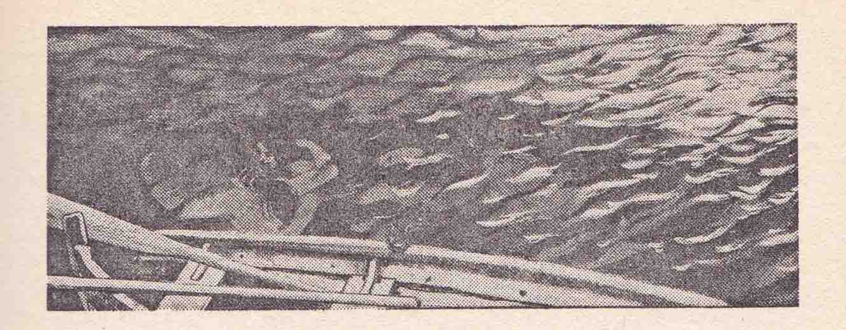
Nun führten die Sklavinnen reizende, beschwingte Tänze vor. Da erhob die kleine Seejungfer ihre schönen weißen Arme, stellte sich auf die Fußspitzen und schwebte über den Fußboden, tanzend, wie noch keine getanzt hatte. Bei jeder Bewegung trat ihre Schönheit noch mehr hervor, und ihre Augen sprachen tiefer zum Herzen als der Gesang der Sklavinnen.

Sie bezauberte alle durch ihren Liebreiz, besonders den Prinzen, der sie sein kleines Findelkind nannte. Sie tanzte ununterbrochen, obwohl es sie jedesmal, wenn ihr Fuß die Erde berührte, schmerzte, als ob sie auf scharfe Messer trete. Der Prinz wünschte, daß sie immer bei ihm bleiben solle, und sie erhielt sogar die Erlaubnis, vor seiner Tür auf einem Samtkissen zu schlafen.

Er ließ ihr eine Männertracht anfertigen, damit sie ihn auch zu Pferde begleiten könne. Sie ritten durch die herrlichen Wälder, wo die grünen Zweige ihre Schultern streiften und die Vögel im dichten Gebüsch sangen. Sie kletterte mit dem Prinzen auf die hohen Berge, und obwohl ihre zarten Füße bluteten, lachte sie doch darüber und folgte ihm, bis sie die Wolken tief unter sich segeln sahen, als seien sie ein Vogelschwarm, der in fremde Länder zieht.

Daheim, im Schloß des Prinzen, ging sie, wenn nachts die anderen schliefen, oft auf die breite Marmortreppe hinaus und kühlte ihre brennenden Füße im kalten Seewasser; dabei dachte sie an ihre Angehörigen in der Tiefe dort unten.

In einer Nacht erschienen einmal ihre Schwestern Arm in



Arm. Sie sangen, während sie über dem Wasser schwammen, gar traurige Weisen. Sie winkte ihnen, und sie erkannten sie und erzählten ihr, wie betrübt sie alle seien. Seitdem besuchten sie ihre kleine Schwester in jeder Nacht, und einmal erblickte sie weit draußen ihre alte Großmutter, die seit vielen Jahren nicht mehr über dem Meer gewesen war, und den Meerkönig mit seiner Krone auf dem Haupt. Sie streckten die Hände nach ihr aus, wagten sich aber nicht so nahe an das Land wie die Schwestern.

Tag für Tag gewann der Prinz sie lieber. Er liebte sie, wie man ein gutes, liebes Kind liebt. Aber sie zu seiner Königin zu machen, kam ihm nicht in den Sinn; und seine Frau mußte sie doch werden, sonst erhielt sie keine unsterbliche Seele und mußte an seinem Hochzeitsmorgen zu Schaum auf dem Meer werden.

„Liebst du mich nicht am meisten von allen?" schienen die Augen der kleinen Seejungfer zu fragen, wenn er sie in seine Arme nahm und ihre schöne Stirn küßte.

„Ja, du bist mir die liebste!" sagte der Prinz, „denn du hast das beste Herz von allen. Du bist mir am meisten ergeben und gleichst einem jungen Mädchen, das ich einmal sah, aber niemals wiederfinde. Ich war auf einem Schiff, das strandete; die Wellen warfen mich bei einem heiligen Tempel ans Land, wo mehrere junge Mädchen den Dienst verrichteten; die jüngste fand mich am Ufer und rettete mein Leben. Ich sah sie nur zweimal. Sie wäre die einzige, die ich in dieser Welt lieben

könnte; aber du gleichst ihr, und du verdrängst fast ihr Bild aus meiner Seele. Sie gehört dem Tempel an, und darum hat mein Glück dich mir gesandt. Niemals wollen wir uns trennen!"

„Ach, er weiß nicht, daß ich sein Leben gerettet habe!" dachte die kleine Seejungfer, „ich trug ihn über das Wasser zum Wald, wo der Tempel steht; ich saß hinter dem Schaum und schaute, ob Menschen kommen würden. Ich sah das hübsche Mädchen, das er mehr liebt als mich!" Sie seufzte tief, weinen konnte sie nicht. „Das Mädchen gehört dem heiligen Tempel an, hat er gesagt; es kommt nie in die Welt hinaus; sie begegnen einander nicht mehr. Ich bin bei ihm, sehe ihn jeden Tag, ich will ihn pflegen, ihn lieben, ihm mein Leben opfern."

Aber nun sollte sich der Prinz verheiraten und die schöne Tochter des Nachbarkönigs zur Frau bekommen, erzählte man. Deshalb rüste er ein Schiff so prächtig aus. Der Prinz reise, um die Länder des Nachbarkönigs zu besichtigen, heißt es zwar, aber eigentlich wolle er die Tochter des Königs sehen. Ein großes Gefolge solle ihn begleiten. Die kleine Seejungfer schüttelte ihr Köpfchen und lächelte; sie kannte die Gedanken des Prinzen besser als alle anderen. „Ich muß reisen!" hatte er zu ihr gesagt, „ich muß mir die schöne Prinzessin ansehen, meine Eltern verlangen es; aber sie wollen mich nicht zwingen, sie als meine Braut heimzuführen. Ich kann sie nicht lieben! Sie gleicht nicht dem schönen Mädchen im Tempel, dem du ähnelst. Wenn ich einmal eine Braut wähle, so würdest du es sein, mein stummes Findelkind mit den sprechenden Augen!" Und er küßte ihren roten Mund, spielte mit ihrem langen Haar und legte sein Haupt an ihr Herz, so daß es stärker denn je von Menschenglück und einer unsterblichen Seele träumte.

„Du fürchtest dich doch nicht vor dem Meer, mein stummes Kind?" fragte er, als sie auf dem prächtigen Schiff standen, das ihn ins Land des Nachbarkönigs führen sollte. Er erzählte ihr vom Sturm und von der Windstille, von seltsamen Fischen in der Tiefe und von dem, was die Taucher dort gesehen hätten. Und sie lächelte bei seiner Erzählung, denn sie wußte ja besser als irgendein anderer auf dem Meeresgrund Bescheid.

In der mondhellen Nacht, als alle bis auf den Steuermann, der am Ruder stand, schliefen, saß sie an Bord des Schiffes und starrte durch das klare Wasser hinunter. Sie glaubte das Schloß ihres Vaters zu erkennen, auf dem höchsten Turm stand die alte Großmutter mit der Silberkrone auf dem Haupt und blickte durch die reißenden Ströme zum Kiel des Schiffes hinauf. Da erschienen ihre Schwestern über dem Wasser und schauten sie traurig an und rangen ihre weißen Hände. Sie winkte ihnen, lächelte und wollte erzählen, daß es ihr gut und glücklich gehe, aber der Schiffsjunge näherte sich ihr, und die Schwestern tauchten unter, so daß er glaubte, das Weiße, was er gesehen, sei Schaum auf der See gewesen.

Am nächsten Morgen landete das Schiff im Hafen der prächtigen Stadt des Nachbarkönigs. Alle Kirchenglocken läuteten, und von den hohen Türmen wurden die Posaunen geblasen, während die Soldaten mit wehenden Fahnen und blitzenden Bajonetten dastanden. Jeder Tag brachte ein anderes Fest. Bälle und Gesellschaften folgten einander. Aber die Prinzessin war noch nicht da. Sie werde, so erzählte man, weit entfernt in einem heiligen Tempel erzogen, dort lerne sie alle königlichen Tugenden. Endlich trat sie ein.

Die kleine Seejungfer war sehr neugierig auf die Prinzessin, und sie mußte ihre Schönheit anerkennen, eine lieblichere Erscheinung hatte sie noch nie gesehen. Die Haut war fein und zart, und hinter den langen dunklen Augenwimpern lächelte ein Paar schwarzblaue treue Augen.

„Du bist die", sagte der Prinz, „die mich gerettet hat, als ich wie ein Toter an der Küste lag." Und er drückte seine errötende Braut in seine Arme. „Oh, ich bin zu glücklich!" sagte er zur kleinen Seejungfer. „Das Schönste, das ich niemals zu hoffen wagte, ist in Erfüllung gegangen. Du wirst dich über mein Glück freuen, denn du meinst es von allen am besten mit mir." Die kleine Seejungfer küßte seine Hand, und ihr schien, als breche schon ihr Herz. Sein Hochzeitsmorgen würde ihr ja den Tod bringen und sie in Schaum auf dem Meer verwandeln.

Alle Kirchenglocken läuteten; die Herolde ritten durch die

Straßen und verkündeten die Verlobung. Auf allen Altären brannte duftendes Öl in kostbaren Silberlampen. Die Priester schwangen die Rauchfässer, und Braut und Bräutigam reichten einander die Hand und empfingen den Segen des Bischofs. Die kleine Seejungfer war in Seide und Gold gekleidet und trug die Schleppe der Braut, aber ihr Ohr hörte nicht die festliche Musik, ihr Auge sah nicht die heilige Handlung, sie dachte an ihre Todesnacht und an alles, was sie in dieser Welt verloren hatte.

Noch am selben Abend gingen die Braut und der Bräutigam an Bord des Schiffes. Die Kanonen donnerten, alle Flaggen wehten, und mitten auf dem Schiff stand ein königliches Zelt aus Gold und Purpur und mit wunderbar weichen Kissen, auf denen das Brautpaar in der stillen kühlen Nacht ruhen sollte.

Der Wind schwellte die Segel, und das Schiff glitt ruhig und leicht über die glatte See.

Als es dunkelte, wurden bunte Lampen angezündet, und die Seeleute tanzten lustig auf dem Deck. Die kleine Seejungfer erinnerte sich dabei an jenen Abend, als sie zum ersten Mal aus dem Meer aufgetaucht war und dieselbe Pracht und Freude gesehen hatte, und nun wirbelte sie mit im Tanze, schwebend, wie eine Schwalbe schwebt, wenn sie verfolgt wird; und alle jubelten ihr bewundernd zu, nie hatte sie so herrlich getanzt. Wie scharfe Messer schnitt es in ihre zarten Füße, aber sie fühlte es nicht, schmerzlicher schnitt es ihr noch durch das Herz. Sie wußte, daß es der letzte Abend sei, an dem sie ihn sehen durfte, ihn, für den sie Verwandte und Heimat verlassen, ihre schöne Stimme hingegeben und täglich unendliche Schmerzen ertragen hatte, ohne daß er es auch nur mit einem Gedanken geahnt hatte. Es war die letzte Nacht, in der sie dieselbe Luft wie er einatmete, das tiefe Meer und den sternenklaren Himmel sah. Eine ewige Nacht ohne Denken und Träumen harrte ihrer, die keine Seele hatte und auch keine gewinnen konnte. Freude und Heiterkeit herrschten auf dem Schiff bis weit über Mitternacht, sie lachte und tanzte mit Todesgedanken im Herzen. Der Prinz küßte seine schöne Braut, und sie spielte mit seinem Haar, und Arm in Arm gingen sie in das prächtige Zelt zur Ruhe.

Auf dem Schiff wurde es still, nur der Steuermann stand am Ruder. Die kleine Seejungfer legte ihre weißen Arme an die Reling und blickte nach Osten; sie wußte, daß der erste Sonnenstrahl sie töten würde. Da sah sie, wie ihre Schwestern aus der Flut stiegen, sie waren bleich wie sie, ihre langen schönen Haare wehten nicht mehr im Winde; sie waren abgeschnitten.

„Wir haben sie der Hexe gegeben, um dir Hilfe zu bringen und du diese Nacht nicht sterben mußt! Sie hat uns ein Messer gegeben, hier ist es! Siehst du, wie scharf es ist? Noch ehe die Sonne aufgeht, mußt du es in das Herz des Prinzen stoßen, und wenn dann sein warmes Blut auf deine Füße spritzt, wachsen sie zu einem Fischschwanz zusammen, und du wirst wieder eine Seejungfer, kannst zu uns herabsteigen und lebst deine dreihundert Jahre, bevor du zu totem, salzigem Seeschaum wirst. Beeile dich! Er oder du mußt sterben, bevor die Sonne aufgeht! Unsere Großmutter trauert so, daß ihr weißes Haar ausgefallen ist, wie unseres unter der Schere der Hexe fiel. Töte den Prinzen und komm zurück! Beeile dich! Siehst du den roten Streifen am Himmel? In wenigen Minuten steigt die Sonne auf, dann mußt du sterben!“ Und sie stießen einen tiefen Seufzer aus und versanken in den Wellen.

Die kleine Seejungfer zog den Purpurteppich vom Zelt fort und sah die schöne Braut mit ihrem Haupt an der Brust des Prinzen ruhen. Und sie beugte sich nieder, küßte ihn auf seine schöne Stirn, blickte zum Himmel auf, wo die Morgenröte mehr und mehr leuchtete, betrachtete das scharfe Messer und heftete ihre Blicke dann wieder auf den Prinzen, der im Traum den Namen seiner Braut rief. Sie allein lebte in seinen Gedanken, und das Messer zitterte in der Hand der Seejungfer – aber dann warf sie es weit hinaus in die Wogen. Wo es hinfiel, leuchtete das Wasser rot auf, und es sah wie quellende Blutstropfen aus. Noch einmal schaute sie den Prinzen mit halbgebrochenem Blick an und stürzte sich dann vom Schiff in das Meer hinunter und fühlte, wie ihr Körper sich in Schaum auflöste.

In diesem Augenblick stieg die Sonne aus dem Meer auf, mild

und warm fielen ihre Strahlen auf den kalten Meeresschaum, und die kleine Seejungfer fühlte nichts vom Tode. Sie sah die helle Sonne, und über ihr schwebten Hunderte von durchsichtigen, herrlichen Wesen; sie konnte durch sie hindurch die weißen Segel des Schiffes und die roten Wolken des Himmels wahrnehmen. Ihre Stimmen waren wie Sphärenklang, aber so geistig, daß kein menschliches Ohr sie vernehmen, kein irdisches Auge sie sehen konnte. Ohne Flügel schwebten sie durch ihre eigene Leichtigkeit durch die Luft. Die kleine Seejungfer sah, daß sie einen Körper wie jene hatte, der sich mehr und mehr aus dem Schaum erhob.

„Wohin komme ich?“ fragte sie, und ihre Stimme klang wie die der anderen Wesen, so geistig, daß keine irdische Musik sie wiedergeben kann.

„Zu den Töchtern der Luft!“ erwiderten die anderen. „Die Seejungfrau hat keine unsterbliche Seele und kann sie auch nie erhalten, wenn sie nicht die Liebe eines Menschen gewinnt. Von einer fremden Macht hängt ihr ewiges Dasein ab. Die Töchter der Luft haben auch keine unsterbliche Seele, aber sie können sich selbst durch gute Taten eine verschaffen. Wir fliegen in die warmen Länder, wo die schwüle Pestluft die Menschen tötet, dort fächeln wir ihnen frischen, kühlenden Wind zu. Wir verbreiten den Duft der Blumen und bringen Erquickung und Heilung. Wenn wir dreihundert Jahre lang uns darum bemüht haben, alles Gute zu tun, was wir tun können, dann empfangen wir eine unsterbliche Seele und nehmen an dem ewigen Glück der Menschen teil. Du arme kleine Seejungfer hast mit ganzem Herzen nach demselben gestrebt wie wir, du hast gelitten und geduldet, hast dich zur Luftgeisterwelt erhoben und kannst dir nun selbst durch gute Werke nach drei Jahrhunderten eine unsterbliche Seele erringen.“

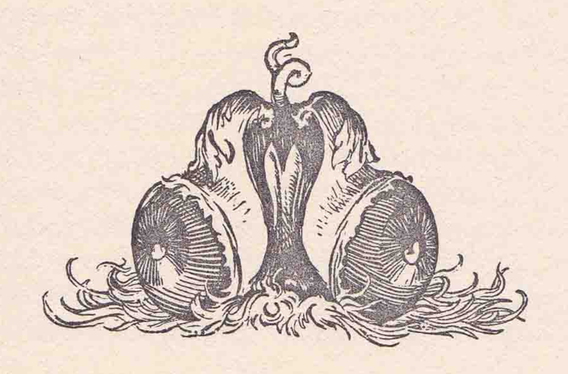
Und die kleine Seejungfer erhob verklärt ihre Augen zu Gottes herrlicher Sonne, und zum erstenmal fühlte sie Tränen.

Auf dem Schiff war wieder Lärm und Leben. Sie sah den Prinzen mit seiner schönen Braut nach ihr suchen, wehmütig starrten sie den perlenden Schaum an, als ob sie wüßten, daß sie

sich in die Fluten gestürzt hatte. Unsichtbar küßte sie die Stirn der Braut, umwehte sanft den Prinzen und stieg mit den übrigen Kindern der Luft zu der rosenroten Wolke hinauf, die durch den Äther segelte.

„Nach dreihundert Jahren schweben wir so in das Reich Gottes hinein!"

„Wir können auch noch früher dahin gelangen!" flüsterte eine Tochter der Luft. „Unsichtbar schweben wir in die Häuser der Menschen hinein, wo Kinder sind, und für jeden Tag, an dem wir ein gutes Kind finden, das seinen Eltern Freude bereitet und ihre Liebe verdient, verkürzt Gott unsere Prüfungszeit. Das Kind weiß nicht, wann wir durch die Stube fliegen. Und wenn wir vor Freude darüber lächeln, so wird ein Jahr von den dreihundert abgerechnet. Sehen wir aber ein unartiges oder böses Kind, so müssen wir Tränen vergießen, und jede Träne vermehrt unsere Prüfungszeit um einen Tag!"

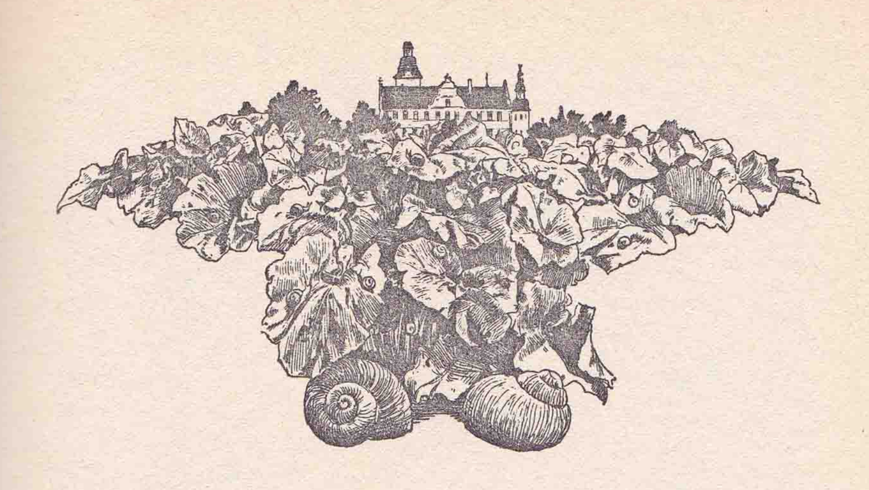




Die glückliche Familie

Das größte grüne Blatt hierzulande ist doch eigentlich das Klettenblatt. Hält man eins vor seinen kleinen Leib, so ist es wie eine Schürze, und legt man es auf seinen Kopf, so ist es bei Regenwetter beinahe so gut wie ein Regenschirm, denn es ist außerordentlich groß. Niemals wächst eine Klette allein, nein, wo eine wächst, wachsen auch mehrere. Es ist eine wahre Pracht! Und all diese Pracht ist Schneckenkost. Die großen weißen Schnecken, aus denen vornehme Leute in alten Tagen Frikassee bereiten ließen und, wenn sie es gegessen hatten, sagten: „Hm! Wie das schmeckt!“ – denn sie glaubten nun einmal, daß es vorzüglich schmecke –, diese Schnecken also lebten von Klettenblättern. Und darum wurden Kletten gesät.

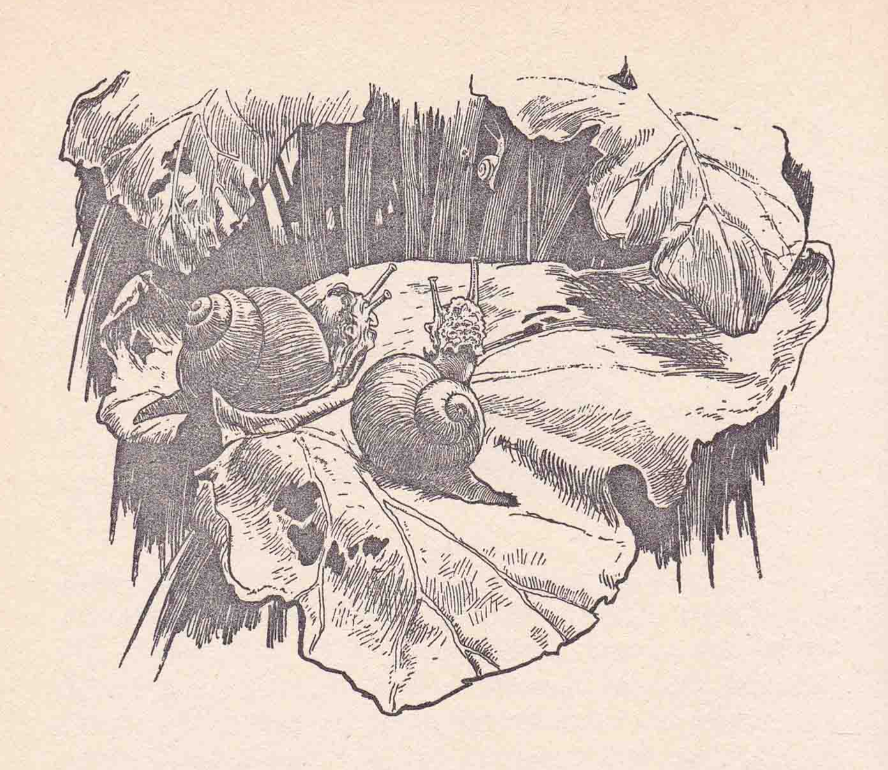
Nun gab es ein altes Rittergut, wo man keine Schnecken mehr aß. Die waren ausgestorben, aber die Kletten waren nicht ausgestorben. Sie wuchsen und wuchsen in allen Gängen und auf allen Beeten, ein richtiger Klettenwald. Hier und da stand ein Apfel- oder Pflaumenbaum dazwischen, sonst hätte man wohl nie gedacht, daß dies ein Garten sei. Alles war Klette, und darin wohnten die beiden letzten uralten Schnecken.



Sie wußten selbst nicht, wie alt sie waren. Aber sie konnten sich sehr gut erinnern, daß sie viel mehr Schnecken gewesen waren, daß sie von einer Familie aus fremden Landen abstammten und daß für sie und die Ihren der Wald gepflanzt worden war. Sie waren niemals draußen gewesen, aber es war ihnen bekannt, daß es noch etwas in der Welt gab, das Rittergut hieß, und da oben wurde man gekocht, dann wurde man schwarz, und dann wurde man auf eine silberne Schüssel gelegt, aber was dann weiter geschah, das wußten sie nicht. Wie das übrigens ist, wenn man gekocht und auf eine silberne Schüssel gelegt wird, konnten sie sich nicht denken. Aber schön sollte es sein und besonders vornehm! Weder der Maikäfer noch die Kröte, noch der Regenwurm, die sie darum befragten, konnten ihnen Bescheid geben, keiner von ihnen war jemals gekocht oder auf eine silberne Schüssel gelegt worden.

Die alten weißen Schnecken waren die vornehmsten auf der Welt, das wußten sie. Der Wald war ihretwegen da und das Rittergut auch, damit sie gekocht und auf eine silberne Schüssel gelegt werden konnten.

Sie lebten nun sehr zurückgezogen und glücklich, und da sie selbst kinderlos waren, so hatten sie eine kleine gemeine Schnecke zu sich genommen, die sie wie ihr eigenes Kind groß-



zogen. Doch der Kleine wollte nicht wachsen, denn er war nur eine gemeine Schnecke. Aber die Alten, besonders die Schneckenmutter, meinte, sie merke wohl, wie er zunehme. Und sie bat den Vater, wenn er es nicht sehen könne, so solle er doch nur das kleine Schneckenhaus befühlen; und dann betastete er es und fand, daß die Mutter recht hatte.

Eines Tages regnete es sehr stark.

„Hör, wie es auf den Klettenblättern trommelt: rumdumdum, rumdumdum!" sagte der Schneckenvater.

„Das nenne ich Tropfen!" sagte die Schneckenmutter. „Es läuft ja am Stengel herunter. Du sollst sehen, es wird hier naß. Ich freue mich nur, daß wir unsere guten Häuser haben und daß der Kleine auch sein Haus hat. Es wurde doch wirklich mehr für uns getan als für alle anderen Geschöpfe. Da kann man doch deutlich sehen, daß wir die Herrschaften in der Welt sind. Wir haben von Geburt an Häuser, und der Klettenwald ist wegen

uns gesät worden. Ich möchte wissen, wie weit er sich erstreckt und was da draußen liegt."

„Da draußen ist nichts, was besser wäre als bei uns", sagte der Schneckenvater, „ich habe gar nichts zu wünschen."

„Doch!" sagte die Schneckenmutter, „ich möchte gern zum Rittergut gebracht, gekocht und auf eine silberne Schüssel gelegt werden. Das ist mit all unseren Vorfahren geschehen, und du kannst es mir glauben: Das ist etwas Besonderes."

„Das Rittergut ist vielleicht eingestürzt", sagte der Schneckenvater, „oder der Klettenwald ist darübergewachsen, so daß die Menschen nicht herauskommen können. Das hat doch auch gar keine Eile. Aber du eilst immer zu sehr, und der Kleine fängt das nun auch schon an. Kriecht er nicht bereits seit drei Tagen an dem Stengel hinauf? Ich bekomme Kopfweh, wenn ich zu ihm hinaufschaue."

„Du mußt nicht auf ihn schelten!" sagte die Schneckenmutter. „Er kriecht ja recht besonnen, wir werden gewiß viel Freude an ihm erleben, und wir Alten haben ja nichts anderes, wofür wir leben. Aber hast du schon darüber nachgedacht, woher wir eine Frau für ihn bekommen? Glaubst du nicht, daß sich dort im Klettenwald, wenn man weiter hineingeht, noch ein paar unserer Art aufhalten?"

„Schwarze Schnecken werden wohl da sein, denke ich", sagte der Alte, „schwarze Schnecken ohne Haus, aber das ist zu gewöhnlich, und doch bilden sie sich etwas ein. Wir könnten aber den Ameisen den Auftrag geben; die laufen hin und her, als ob sie Geschäfte hätten; die wissen bestimmt eine Frau für unseren Kleinen."

„Ich wüßte die schönste", sagte eine der Ameisen, „aber ich fürchte, daß es nicht möglich ist, denn sie ist Königin!"

„Das macht nichts!" sagten die Alten. „Hat sie ein Haus?"

„Sie hat ein Schloß", antwortete die Ameise, „das schönste Ameisenschloß mit siebenhundert Gängen!"

„Schönen Dank!" sagte die Schneckenmutter. „Unser Sohn soll nicht in einen Ameisenhügel. Wißt ihr nichts Besseres, so geben wir den weißen Mücken den Auftrag. Sie fliegen weit



herum im Regen und Sonnenschein; sie kennen den Klettenwald von innen und außen."

„Wir haben eine Frau für ihn!" sagten die Mücken. „Hundert Menschenschritte von hier sitzt auf einem Stachelbeerstrauch eine kleine Schnecke mit Haus. Sie ist ganz allein und alt genug, sich zu verheiraten. Es ist nur hundert Menschenschritte von hier!"

„Ja, laßt sie zu ihm kommen!" sagten die Alten. „Er hat einen Klettenwald, sie hat nur einen Strauch."

Und nun holten sie das kleine Schneckenfräulein. Es dauerte acht Tage, bis es kam; aber das war ja gerade das Besondere dabei, daran sah man, daß es von der rechten Art war.

Dann hielten sie Hochzeit. Sechs Johanniswürmchen leuchteten, so gut sie konnten. Sonst ging es ganz still zu, denn die alten Schneckenleute konnten Tanzen und Lärmen nicht vertragen. Aber eine herrliche Rede wurde von der Schneckenmutter gehalten. Der Vater konnte nicht sprechen, er war zu gerührt. Dann gaben sie ihnen als Erbschaft den ganzen Klettenwald und sagten, was sie stets gesagt hatten, daß er das beste in der Welt sei, und daß sie, wenn sie rechtschaffen und ehrbar lebten und sich vermehrten, später einmal mit ihren Kindern zum Rittergut kommen, schwarz gekocht und auf eine silberne Schüssel gelegt werden würden. Nachdem die Rede gehalten war, krochen die Alten in ihr Haus hinein und kamen nie wieder heraus; sie schliefen. Das junge Schneckenpaar regierte nun im Wald und bekam viele Nachkommen. Da sie aber niemals gekocht auf die silberne Schüssel kamen, so schlossen sie daraus, daß das Rittergut eingestürzt und alle Menschen in der Welt gestorben seien. Niemand widersprach ihnen, also mußte es wahr sein.

Der Regen fiel auf die Klettenblätter, um ihretwegen Trommelmusik zu machen. Die Sonne schien, um den Klettenwald ihretwegen zu färben. Und die ganze Familie war glücklich, unendlich glücklich.

Die Geschichte von einer Mutter

Eine Mutter saß bei ihrem kleinen Kind. Sie war sehr traurig und fürchtete, daß es sterben würde, denn sein Gesichtchen war so bleich und die kleinen Augen hatten sich geschlossen. Das Kind atmete schwer und zuweilen so tief, als ob es seufze. Und die Mutter sah noch trauriger auf das kleine Wesen.

Da klopfte es an die Tür. Ein armer alter Mann trat ein, der in eine große Pferdedecke gehüllt war, denn die hält warm, und Wärme hatte er nötig, weil es doch kalter Winter war. Draußen lag alles mit Schnee und Eis bedeckt, und der Wind blies so scharf, daß es einem ins Gesicht schnitt.

Da der alte Mann vor Kälte zitterte und das kleine Kind einen Augenblick schlief, ging die Mutter hin und stellte Bier in einem kleinen Topf auf den Ofen, um es für ihn zu wärmen. Der alte Mann setzte sich und nickte mit dem Kopf, und die Mutter setzte sich auf einen alten Stuhl neben ihn, blickte auf ihr krankes Kind, das so tief Atem schöpfte, und faßte nach der kleinen Hand.

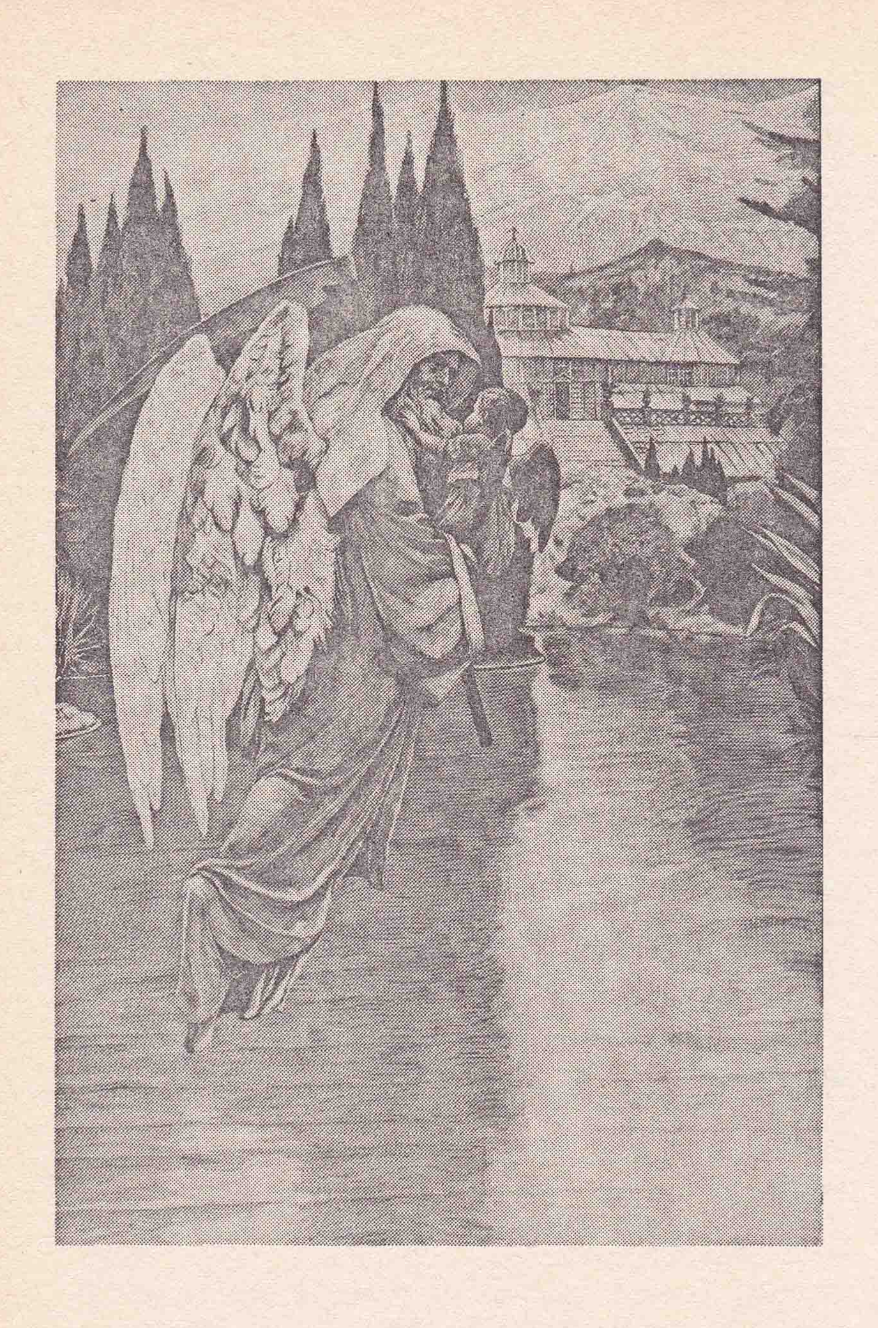
„Nicht wahr, du glaubst doch auch, daß ich es behalten darf?" fragte sie. „Der liebe Gott wird es nicht von mir nehmen."

Der alte Mann – es war der Tod selbst – nickte so sonderbar, daß es ebensogut Ja wie Nein bedeuten konnte. Die Mutter senkte den Kopf, und Tränen rollten über ihre Wangen. Der Kopf wurde ihr schwer. Drei Tage und drei Nächte hatte sie kein Auge geschlossen, und nun schlief sie, aber nur einen Augenblick, dann fuhr sie auf, zitternd vor Kälte. „Was ist das?" fragte sie und sah sich nach allen Seiten um. Der alte Mann war fort, und ihr kleines Kind war auch fort, er hatte es mitgenommen. In der Ecke schnurrte und surrte die alte Uhr, das schwere Bleigewicht lief bis auf den Fußboden hinab – plumps! –, da stand die Uhr still.



Die arme Mutter stürzte zum Haus hinaus und rief nach ihrem Kind.

Draußen, mitten im Schnee, saß eine Frau in langen schwarzen Kleidern und sprach: „Der Tod ist bei dir gewesen; ich sah ihn mit deinem Kind davoneilen; er schreitet schneller als der Wind und bringt niemals zurück, was er genommen hat!“



„Sag mir nur, welchen Weg er gegangen ist!“ bat die Mutter. „Sag mir den Weg, und ich werde ihn finden!“

„Ich kenne ihn“, sagte die Frau in den schwarzen Kleidern, „aber bevor ich ihn dir sage, mußt du mir erst alle Lieder singen, die du deinem Kind gesungen hast. Ich habe diese Lieder schon früher gehört und liebe sie. Ich bin die Nacht, und ich sah deine Tränen, als du sangst.“

„Ich will sie alle, alle singen!“ sagte die Mutter. „Aber halte mich nicht auf, damit ich ihn einholen, damit ich mein Kind wiederfinden kann!“

Aber die Nacht saß stumm und still. Da rang die Mutter ihre Hände, sang und weinte. Es gab viele Lieder, aber noch mehr Tränen. Dann sagte die Nacht: „Geh nach rechts in den dunklen Fichtenwald hinein, dahin sah ich den Tod mit deinem kleinen Kind eilen.“

Tief drinnen im Wald kreuzten sich aber mehrere Wege, und die Mutter wußte nicht, welche Richtung sie einschlagen sollte. Da stand ein Schwarzdornbusch, der hatte weder Blätter noch Blüten, denn es war ja in der kalten Winterszeit, und Eiszapfen hingen an den Zweigen.

„Hast du den Tod mit meinem kleinen Kind gesehen?“

„Ja!“ erwiderte der Schwarzdornbusch, „aber ich sage dir nicht, welchen Weg er genommen hat, wenn du mich nicht zuvor an deinem Herzen wärmst. Ich erfriere sonst, ich werde zu lauter Eis.“

Da drückte die Mutter den Schwarzdornbusch fest an ihre Brust, so fest, daß er recht auftauen konnte. Die Dornen drangen in ihr Fleisch ein, und ihr Blut floß in großen Tropfen. Aber der Schwarzdornbusch trieb frische grüne Blätter und bekam noch Blüten in der kalten Winternacht, so warm ist es am Herzen einer betrübten Mutter. Darauf sagte der Schwarzdornbusch ihr den Weg, den sie gehen sollte.

Und sie kam an einen großen See, auf dem sich weder Schiff noch Kahn befanden. Der See war noch nicht fest genug gefroren, daß er sie hätte tragen können, und auch nicht offen und flach genug, daß sie ihn hätte durchwaten können; aber sie

mußte hinüber, wenn sie ihr Kind finden wollte. Da legte sie sich nieder, um den See auszutrinken, aber das ist ja unmöglich für einen Menschen. Doch die traurige Mutter dachte, daß vielleicht ein Wunder geschehen könne.

„Nein, das geht niemals!“ sagte der See. „Laß uns lieber sehen, daß wir beide einig werden! Ich liebe es, Perlen zu sammeln, und deine Augen sind die klarsten, die ich je gesehen. Willst du sie in mich ausweinen, dann will ich dich zu dem großen Treibhaus hinübertragen, wo der Tod wohnt und Blumen und Bäume pflegt; jedes von ihnen ist ein Menschenleben.“

„Oh, was gebe ich nicht, um zu meinem Kind zu kommen!“ sagte die weinende Mutter. Und sie weinte noch mehr, und ihre Augen fielen auf den Grund des Sees und wurden zwei kostbare Perlen. Da hob der See die Mutter hoch und trug sie, als ob sie in einer Schaukel säße, hinüber an das jenseitige Ufer. Dort stand ein wundersames, wohl meilenbreites Haus. Man wußte nicht, ob es ein Berg mit Wäldern und Höhlen war oder ob es gebaut worden war. Aber die arme Mutter konnte das nicht sehen, denn sie hatte ja ihre Augen ausgeweint.

Da hörte sie Schritte nahen und fragte: „Wo werde ich den Tod finden, der mit meinem kleinen Kind davonging?“

„Bis jetzt ist er hier noch nicht angekommen“, sagte ein altes graues Weib, das dort umherging und das Treibhaus des Todes hüten mußte. „Wie hast du denn diesen Ort gefunden, und wer hat dir geholfen?“

„Der liebe Gott hat mir geholfen!“ antwortete sie. „Er ist barmherzig, und das wirst du auch sein. Wo werde ich mein kleines Kind finden?“

„Ich kenne es nicht“, sagte das alte Weib, „und du kannst ja nicht sehen. Viele Blumen und Bäume sind heute nacht verwelkt, der Tod wird bald kommen, um sie umzupflanzen. Du weißt wohl, daß jeder Mensch seinen Lebensbaum oder seine Lebensblume hat, je nachdem wie einer beschaffen ist. Sie sehen wie andere Gewächse aus, aber ihre Herzen schlagen. Kinderherzen schlagen ja auch. Danach richte dich und suche! Vielleicht erkennst du den Herzschlag deines Kindes.

Aber was gibst du mir, wenn ich dir sage, was du noch tun mußt?"

„Ich habe nichts, was ich dir geben könnte", sagte die betrübte Mutter. „Aber ich will für dich bis ans Ende der Welt gehen."

„Dort habe ich nichts zu besorgen", sagte das alte Weib, „aber du kannst mir dein langes schwarzes Haar geben, das gefällt mir; du weißt wohl selbst, daß es schön ist. Du kannst mein weißes dafür bekommen, das ist immerhin etwas."

„Verlangst du weiter nichts?" fragte die Mutter. „Das gebe ich dir mit Freuden!" Und sie gab ihr schönes schwarzes Haar und erhielt dafür das schneeweiße des alten Weibes.

Dann gingen sie in das große Treibhaus des Todes, wo Blumen und Bäume seltsam durcheinander wuchsen. Da standen feine Hyazinthen unter Glasglocken und große, baumstarke Pfingstrosen. Dort wuchsen Wasserpflanzen, einige ganz frisch, andere halb krank; Wasserschnecken krochen auf ihnen und schwarze Krebse klammerten sich an ihren Stengeln fest. Da standen prächtige Palmbäume, Eichen und Platanen. Dort wuchsen Petersilie und blühender Thymian. Alle Bäume und Blumen hatten ihre Namen; jedes war ein Menschenleben, und die Menschen lebten noch, der eine in China, der andere in Grönland, ringsum auf der Erde. Hier standen große Bäume in kleinen Töpfen, so eng und eingepreßt, daß sie fast den Topf sprengten. Da war auch manche kleine zarte Blume in fette Erde, mit Moos ringsum, gebettet. Die betrübte Mutter beugte sich über die kleinsten Pflanzen und hörte in jeder das Menschenherz schlagen, und aus Millionen erkannte sie das Herz ihres Kindes heraus.

„Hier ist es!" rief sie und streckte die Hand über eine kleine Krokusblume aus, die ganz krank nach einer Seite hing.

„Berühre die Blume nicht!" sagte das alte Weib. „Aber stelle dich hierher, und wenn der Tod kommt – ich erwarte ihn jeden Augenblick –, so laß ihn die Pflanze nicht ausreißen, sondern drohe ihm, daß du das gleiche mit den anderen Blumen tun würdest. Dann wird er nämlich ängstlich, denn er ist dem lieben

Gott dafür verantwortlich; keine darf herausgerissen werden, ehe er die Erlaubnis dazu gibt."

Auf einmal brauste es eiskalt durch den Saal, und die blinde Mutter fühlte, daß es der Tod war, der nun kam.

„Wie hast du den Weg hierher finden können?" fragte er. „Wie hast du schneller hierherkommen können als ich?"

„Ich bin eine Mutter", antwortete sie leise.

Der Tod streckte seine lange Hand nach der kleinen feinen Blume aus. Aber die Mutter hielt ihre Hände fest um sie geschlossen, dicht und doch bedacht, daß sie nicht eines der Blätter berühre. Da hauchte der Tod auf ihre Hände, und sie fühlte, daß dies kälter war als der kalte Wind, und ihre Hände sanken matt herab.

„Gegen mich kannst du nichts ausrichten!" sagte der Tod.

„Aber der liebe Gott kann es!" entgegnete sie.

„Ich tue nur, was er will", sagte der Tod, „ich bin sein Gärtner. Ich nehme seine Blumen und Bäume und pflanze sie in den großen Paradiesgarten, in das unbekannte Land. Wie sie dort gedeihen und wie es dort ist, das darf ich dir aber nicht sagen."

„Gib mir mein Kind zurück!" bat die Mutter und weinte und flehte. Und mit einemmal griff sie mit beiden Händen nach zwei hübschen Blumen und rief dem Tod zu: „Ich reiße alle deine Blumen ab, denn ich bin in Verzweiflung!"

„Rühr sie nicht an!" rief der Tod. „Du sagst, daß du so unglücklich bist, und nun willst du eine andere Mutter ebenso unglücklich machen?"

„Eine andere Mutter?" fragte die arme Frau erschrocken und ließ sofort beide Blumen los.

„Hier hast du deine Augen", sagte der Tod. „Ich habe sie aus dem See gefischt; sie glänzten so hell; ich wußte nicht, daß es deine Augen waren. Nimm sie zurück! Sie sind jetzt noch klarer als zuvor. Und nun schau in diesen tiefen Brunnen hinunter! Ich will dir die Namen der beiden Blumen nennen, die du ausreißen wolltest, und du wirst sehen, was du zerstören und zugrunde richten wolltest!"

Und die Mutter schaute tief in den Brunnen, und es war eine Glückseligkeit zu sehen, wie die eine Blume ein Segen für die Welt wurde, wieviel Glück und Freude sich um sie verbreitete. Aber sie sah auch das Leben der anderen Blume, das Sorge und Not, Kummer und Elend war.

„Beides ist Gottes Wille", sagte der Tod.

„Welche von ihnen ist die Blume des Unglücks und welche die gesegnete?" fragte sie.

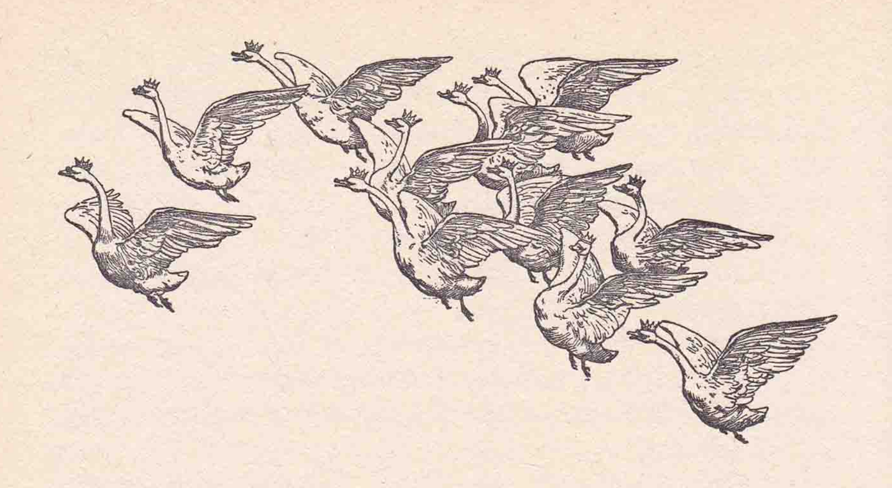
„Das sage ich dir nicht", antwortete der Tod, „aber das sollst du von mir erfahren, daß eine der Blumen die deines eigenen Kindes ist. Sein Schicksal, die Zukunft deines eigenen Kindes, hast du gesehen."

Da schrie die Mutter vor Schreck laut auf: „Welche von beiden Blumen war die meines Kindes? Sag mir das! Befreie das unschuldige Kind! Erlöse mein Kind von allem Elend! Trag es lieber fort, trag es in Gottes Reich! Vergiß meine Tränen, vergiß mein Flehen und alles, was ich gesagt und getan habe!"

„Ich verstehe dich nicht", sagte der Tod. „Willst du dein Kind zurückhaben, oder soll ich mit ihm an jenen Ort gehen, den du nicht kennst?"

Da rang die Mutter ihre Hände, fiel auf die Knie und betete zum lieben Gott: „Erhöre mich nicht, wenn ich gegen deinen Willen bitte, der allezeit der beste ist! Erhöre mich nicht! Erhöre mich nicht!"

Und sie neigte ihr Haupt. Der Tod aber ging mit ihrem Kind weit fort in das unbekannte Land.



Die wilden Schwäne

Weit fort von hier, dort wo die Schwalben hinfliegen, wenn wir Winter haben, wohnte ein König, der elf Söhne und eine Tochter, Elisa, hatte. Die elf Brüder waren Prinzen und gingen mit dem Stern auf der Brust und dem Säbel an der Seite in die Schule. Sie schrieben mit Diamantgriffeln auf Goldtafeln und lernten genausogut auswendig, wie sie lasen; man konnte gleich hören, daß sie Prinzen waren. Die Schwester Elisa saß auf einem kleinen Schemel aus Spiegelglas und betrachtete ein Bilderbuch, das man für das halbe Königreich gekauft hatte.

Oh, die Kinder hatten es außerordentlich gut, aber so sollte es nicht immer bleiben.

Ihr Vater, der König über das ganze Land war, verheiratete sich mit einer bösen Königin, die die armen Kinder gar nicht gern hatte. Schon am ersten Tag konnten sie es merken. Auf dem Schloß war ein großes Fest, und da spielten die Kinder „Es kommt Besuch"; während sie aber sonst allen Kuchen und alle

gebratenen Äpfel, die nur zu haben waren, erhielten, gab sie ihnen bloß Sand in einer Teetasse und sagte, sie könnten so tun, als ob das etwas sei.

In der Woche darauf brachte sie die kleine Schwester Elisa aufs Land zu Bauersleuten, und es dauerte nicht lange, da log sie dem König so viel von den armen Prinzen vor, daß er sich gar nicht mehr um sie kümmerte.

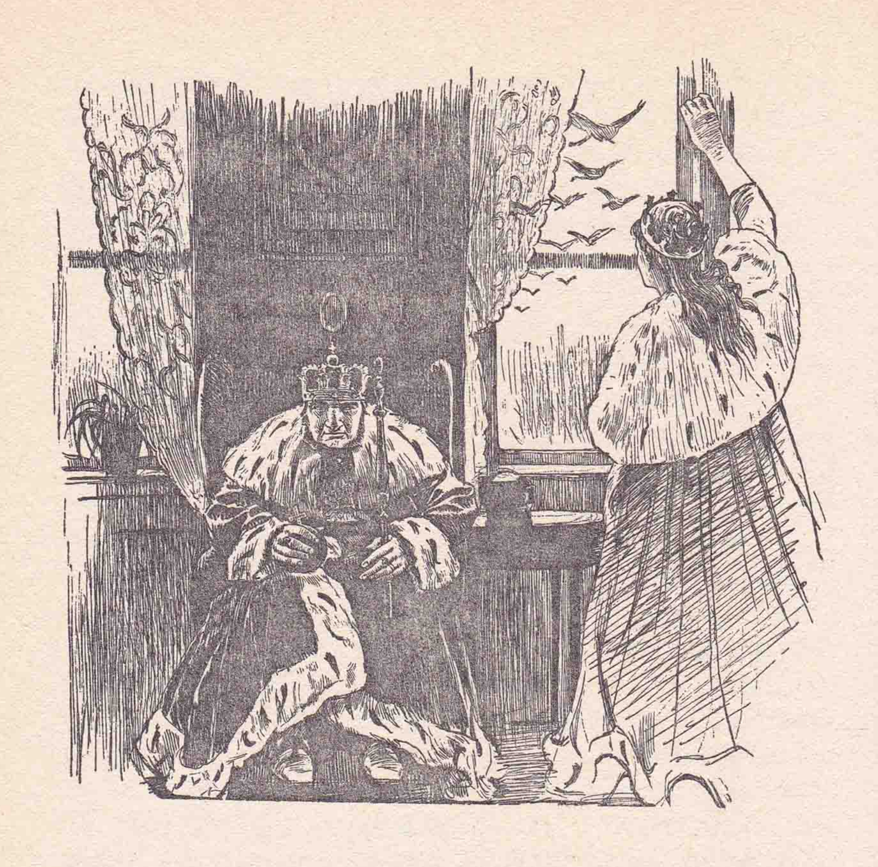
„Fliegt hinaus in die Welt und ernährt euch selbst!“ sagte die böse Königin. „Fliegt als große Vögel ohne Stimme!“ Aber so schlimm wurde es nicht, wie sie gern wollte, denn sie wurden elf herrliche wilde Schwäne. Mit einem sonderbaren Schrei flogen sie aus den Schloßfenstern, weit über den Park in den Wald hinein.

Es war noch früh am Morgen, als sie dort vorbeikamen, wo die Schwester Elisa in der Stube des Bauern lag und schlief. Sie schwebten über dem Dach, drehten ihre langen Hälse und schlugen dann mit den Flügeln, aber niemand hörte oder sah es. Sie mußten wieder weiter, hoch zu den Wolken, hinaus in die große Welt. Sie flogen in einen dunklen Wald, der sich bis an den Strand erstreckte.

Die arme kleine Elisa stand in der Stube des Bauern und spielte mit einem grünen Blatt, anderes Spielzeug hatte sie nicht. Sie stach ein Loch in das Blatt, sah hindurch und hielt es gegen die Sonne, da war es gerade, als sehe sie die hellen Augen ihrer Brüder; und jedesmal, wenn die warmen Sonnenstrahlen auf ihre Wangen schienen, dachte sie an all ihre Küsse.

Ein Tag verging wie der andere. Strich der Wind draußen vor dem Haus durch die großen Rosenhecken, so flüsterte er den Rosen zu: „Wer kann schöner sein als ihr?“ Aber die Rosen schüttelten das Haupt und sagten: „Elisa ist schöner!“ Und saß die alte Frau am Sonntag vor der Tür und las in ihrem Gesangbuch, so schlug der Wind die Blätter um und sagte zu dem Buch: „Wer kann frömmer sein als du?“ – „Elisa ist frömmer!“ sagte das Gesangbuch. Und es war die reine Wahrheit, was die Rosen und das Gesangbuch sagten.

Als Elisa fünfzehn Jahre alt war, sollte sie nach Hause kom-



men; und als die Königin sah, wie schön sie war, wurde sie ärgerlich und gehässig gegen sie. Gern hätte sie das Mädchen in einen wilden Schwan verwandelt wie die Brüder; aber das wagte sie nicht, weil ja der König seine Tochter sehen wollte.

Frühmorgens ging die Königin in das Bad, das aus Marmor erbaut und mit weichen Kissen und prächtigen Decken geschmückt war. Sie nahm drei Kröten, küßte sie und sagte zu der einen: „Setz dich auf Elisas Kopf, wenn sie in das Bad kommt, damit sie dumm wird wie du!" „Setz dich auf ihre Stirn", sagte sie zur zweiten, „damit sie häßlich wird wie du, so daß ihr Vater sie nicht erkennt!" „Ruhe an ihrem Herzen!" flüsterte sie der dritten zu. „Laß sie eine böse Gesinnung bekommen, damit sie

darunter leidet!“ Dann setzte sie die Kröten in das klare Wasser, das sofort grün schimmerte, rief Elisa, zog sie aus und ließ sie in das Wasser hineinsteigen. Und als Elisa untertauchte, setzte sich die eine Kröte ihr aufs Haar, die zweite auf ihre Stirn und die dritte auf die Brust. Aber sie schien es nicht zu merken; sobald sie sich aufrichtete, schwammen drei rote Mohnblumen auf dem Wasser. Wären die Tiere nicht giftig gewesen und von der Hexe geküßt worden, so wären sie in rote Rosen verwandelt worden. Aber Blumen wurden sie doch, weil sie auf Elisas Haupt, ihrer Stirn und an ihrem Herzen geruht hatten. Sie war zu fromm und unschuldig, als daß ein Zauber Macht über sie haben konnte.

Als die böse Königin das sah, rieb sie Elisa mit Walnußsaft ein, so daß sie ganz schwarzbraun wurde, bestrich ihr das hübsche Gesichtchen mit einer stinkenden Salbe und ließ das herrliche Haar sich verwirren. Es war unmöglich, die schöne Elisa wiederzuerkennen.

Als der Vater sie sah, erschrak er sehr und sagte, das sei nicht seine Tochter. Niemand, außer dem Kettenhund und den Schwalben, wollte sie erkennen; aber das waren arme Tiere, die nichts zu sagen hatten.

Da weinte die arme Elisa und dachte an ihre elf Brüder, die alle fort waren. Betrübt schlich sie aus dem Schloß und lief den ganzen Tag über Feld und Moor, bis in den großen Wald hinein. Sie wußte gar nicht, wohin sie wollte, aber sie fühlte sich unendlich traurig und sehnte sich nach ihren Brüdern; die waren sicher auch wie sie in die Welt hinausgejagt worden; die wollte sie so lange suchen, bis sie sie gefunden hatte.

Nur kurze Zeit war sie im Wald gewesen, als die Nacht anbrach. Sie war ganz vom Weg abgekommen, darum legte sie sich auf das weiche Moos, betete ihr Abendgebet und lehnte ihr Haupt an einen Baumstumpf. Es herrschte tiefe Stille, die Luft war lau und mild, und überall im Gras und im Moos leuchteten Hunderte von Johanniswürmchen wie ein grünes Feuer. Als sie mit der Hand leise einen Zweig berührte, fielen die leuchtenden Käferchen wie Sternschnuppen zu ihr herab.

Die ganze Nacht träumte sie von ihren Brüdern; sie spielten wieder als Kinder, schrieben mit den Diamantgriffeln auf die Goldtafeln und betrachteten das herrliche Bilderbuch, das das halbe Königreich gekostet hatte. Aber auf die Tafeln schrieben sie nicht wie früher nur Nullen und Striche, sondern die mutigen Taten, die sie vollbracht, und das, was sie erlebt und gesehen hatten. Und im Bilderbuch war alles lebendig: Die Vögel sangen, und die Menschen traten aus dem Buch heraus und sprachen mit Elisa und ihren Brüdern; wenn Elisa aber das Blatt umwendete, sprangen sie gleich wieder hinein, damit keine Unordnung entstehe.

Als sie erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Freilich konnte sie die Sonne nicht sehen, weil die großen Bäume ihre Zweige dicht und fest über ihr ausbreiteten. Aber in ihnen spielten die Strahlen wie ein wehender Goldschleier, lieblich duftete das Grün, und die Vögel setzten sich fast auf ihre Schultern. Sie hörte Wasser plätschern, das waren viele Quellen, die alle in einem Teich zusammenflossen, der den herrlichsten Sandboden hatte. Dichte Büsche wuchsen um den Teich, aber an einer Stelle hatten die Hirsche eine große Öffnung gemacht, und hier ging Elisa zum Wasser. Es war kristallklar, und hätte der Wind nicht Zweige und Büsche bewegt, hätte sie glauben können, sie seien auf den Grund gemalt, so deutlich spiegelte sich dort jedes Blatt, ob es nun von der Sonne beschienen war oder im Schatten stand.

Sobald Elisa ihr Gesicht im Wasser erblickte, erschrak sie sehr, so braun und häßlich war es, doch als sie ihre kleine Hand naßmachte und Augen und Stirn abrieb, schimmerte die weiße Haut wieder durch . Da zog sie ihre Kleider aus und ging in das frische Wasser hinein. Ein schöneres Königskind als sie fand sich nirgends in dieser Welt!

Als sie sich wieder angekleidet und ihr langes Haar geflochten hatte, ging sie zur sprudelnden Quelle, trank aus der hohlen Hand und wanderte tief in den Wald hinein, ohne selbst zu wissen, wohin. Sie dachte an ihre Brüder, dachte an den lieben Gott, der sie sicher nicht verlassen würde. Gott ließ die wilden

Waldäpfel wachsen, um die Hungrigen zu sättigen; er zeigte ihr solch einen Baum, dessen Zweige sich unter der Last der Früchte bogen. Hier hielt sie ihr Mittagsmahl, stellte dann Stützen unter die Zweige und ging in den dunkelsten Teil des Waldes hinein. Da war es so still, daß sie ihre eigenen Fußtritte hörte und das Rascheln jedes dürren Blattes, auf das sie trat. Kein Vogel war da zu sehen, kein Sonnenstrahl drang durch die großen, dichten Zweige; die hohen Stämme standen so nahe beisammen, daß es ihr schien, als umschließe sie ein Balkengitter nach dem anderen. Oh, hier war eine Einsamkeit, die sie früher nie gekannt hatte.

Die Nacht war sehr dunkel, nicht ein einziger kleiner Johanniskäfer leuchtete im Moos. Betrübt legte sie sich zum Schlafen nieder. Da schien es ihr, als ob die Zweige über ihr sich zur Seite neigten und der liebe Gott mit gütigen Augen auf sie niederblicke, kleine Engel guckten über seinem Kopf und unter seinen Armen hervor.

Als sie am Morgen erwachte, wußte sie nicht, ob sie es geträumt habe oder ob es wirklich so gewesen war.

Sie ging ein paar Schritte weiter, da begegnete sie einer alten Frau mit einem Korb voller Beeren; die Alte gab ihr einige davon. Elisa fragte, ob sie nicht elf Prinzen durch den Wald habe reiten sehen.

„Nein!" sagte die Alte, „aber ich sah gestern elf Schwäne mit Goldkronen auf den Köpfen, die den Fluß hier in der Nähe hinuntergeschwommen sind."

Und sie führte Elisa ein Stück weiter zu einem Abhang, an dessen Fuße sich ein Flüßchen hinschlängelte; die Bäume an seinen Ufern streckten ihre langen, blattreichen Zweige einander entgegen, und wo sie, ihrem natürlichen Wuchse nach, nicht zusammenreichen konnten, da hatten sich ihre Wurzeln aus der Erde gelockert und hingen, mit den Zweigen ineinander verschlungen, über dem Wasser.

Elisa sagte der Alten Lebewohl und ging dem Flüßchen entlang bis dorthin, wo es in das große, offene Meer mündete.

Das ganze herrliche Meer lag nun vor dem jungen Mädchen,

aber nicht ein Segel zeigte sich darauf, nicht ein Boot war zu sehen. Wie sollte sie jetzt weiterkommen? Sie betrachtete die unzähligen kleinen Steine am Ufer; das Wasser hatte sie alle rund geschliffen. Glas, Eisen, Steine, alles, was da angespült lag, hatte seine Form durch das Wasser bekommen, das doch viel weicher war als ihre feine Hand. Und sie dachte: „Es rollt unermüdlich, und so glättet sich das Harte; ich will ebenso unermüdlich sein. Dank für eure Lehre, ihr klaren, rollenden Wogen! Eines Tages, das sagt mir mein Herz, werdet ihr mich zu meinen Brüdern bringen!"

Auf dem angespülten Seegras lagen elf weiße Schwanenfedern; sie band sie zu einem Strauß. Wassertropfen lagen darauf, ob es Tautropfen oder Tränen waren, konnte niemand sehen. Einsam war es dort am Strand, aber sie fühlte es nicht, denn das Meer bot immer Abwechslung, ja, in wenigen Stunden mehr, als die stillen Binnenseen in einem ganzen Jahr aufweisen können. Kam eine große schwarze Wolke, so war das, als ob das Meer sagen wollte: „Ich kann auch finster aussehen", und dann blies der Wind, und die Wogen kehrten das Weiße nach außen. Schienen aber die Wolken rot und schliefen die Winde, so war das Meer wie ein Rosenblatt, bald schillerte es grün, bald weiß. Auch wenn es still ruhte, war am Ufer doch eine leise Bewegung, das Wasser hob sich sacht wie die Brust eines schlafenden Kindes.

Als die Sonne unterging, sah Elisa elf wilde Schwäne mit Goldkronen auf den Köpfen ans Land fliegen. Einer schwebte hinter dem anderen; es sah wie ein langes weißes Band aus. Da stieg Elisa den Abhang hinauf und verbarg sich hinter einem Busch; die Schwäne ließen sich in ihrer Nähe nieder und schlugen mit ihren großen weiten Schwingen.

Als die Sonne ins Meer sank, fielen plötzlich die Schwanengefieder zur Erde, und elf schöne Prinzen, Elisas Brüder, standen da. Sie stieß einen lauten Schrei aus. Obwohl sie sich sehr verändert hatten, wußte sie doch, daß sie es waren, fühlte sie, daß sie es sein mußten. Und sie sprang in ihre Arme und nannte sie bei Namen, und die Prinzen waren überglücklich, als sie ihre

kleine Schwester sahen, und erkannten auch sie, die nun groß und schön geworden war. Sie lachten und weinten, und bald hatten sie begriffen, wie böse ihre Stiefmutter gegen sie alle gewesen war.

„Wir Brüder", sagte der Älteste, „fliegen als wilde Schwäne, solange die Sonne am Himmel steht; sobald sie untergegangen ist, erhalten wir unsere menschliche Gestalt wieder. Deshalb müssen wir immer aufpassen, daß wir bei Sonnenuntergang festen Boden unter den Füßen haben, denn fliegen wir um diese Zeit noch in den Wolken, so müssen wir als Menschen in die Tiefe stürzen. Hier wohnen wir nicht. Jenseits des Meeres liegt ein ebenso schönes Land wie dieses. Aber der Weg dahin ist weit, wir müssen über das große Meer, und es gibt keine Insel auf unserem Weg, wo wir übernachten könnten, nur eine einsame Klippe ragt in der Mitte hervor; sie ist nur so groß, daß wir, dicht aneinandergepreßt, darauf ruhen können. Ist die See stark bewegt, so spritzt das Wasser hoch über uns hinweg; aber doch sind wir Gott dankbar dafür. Dort übernachten wir in unserer Menschengestalt; ohne die Klippe könnten wir unser liebes Heimatland nie besuchen, denn zwei der längsten Tage des Jahres brauchen wir zu unserem Flug. Nur einmal im Jahr ist es uns vergönnt, unsere Heimat zu besuchen; elf Tage dürfen wir hierbleiben und über den großen Wald fliegen, von wo wir das Schloß sehen können, in dem wir geboren wurden und wo unser Vater wohnt, und den hohen Kirchturm, wo die Mutter begraben ist. Hier kommt es uns vor, als seien Bäume und Büsche mit uns verwandt; hier laufen die wilden Pferde über die Ebene dahin, wie wir es in unserer Kindheit gesehen haben, hier singt der Kohlenbrenner die alten Lieder, nach denen wir als Kinder tanzten; hier ist unser Vaterland; und hier haben wir dich, du liebe kleine Schwester, gefunden! Zwei Tage dürfen wir noch hierbleiben, dann müssen wir fort über das Meer, in ein herrliches Land, das aber nicht unser Vaterland ist! Wie nehmen wir dich aber mit? Wir haben weder Schiff noch Boot!"

„Wie kann ich euch erlösen?" fragte die Schwester. Und sie erzählten fast die ganze Nacht miteinander.

Elisa erwachte von dem Schlag der Schwanenflügel, die über ihr brausten. Die Brüder waren wieder verwandelt und flogen große Kreise und zuletzt weit weg; aber der jüngste blieb zurück.

Der Schwan legte den Kopf in ihren Schoß, und sie streichelte seine Flügel; den ganzen Tag waren sie beisammen. Gegen Abend kamen die andern zurück, und als die Sonne untergegangen war, standen sie in natürlicher Gestalt da.

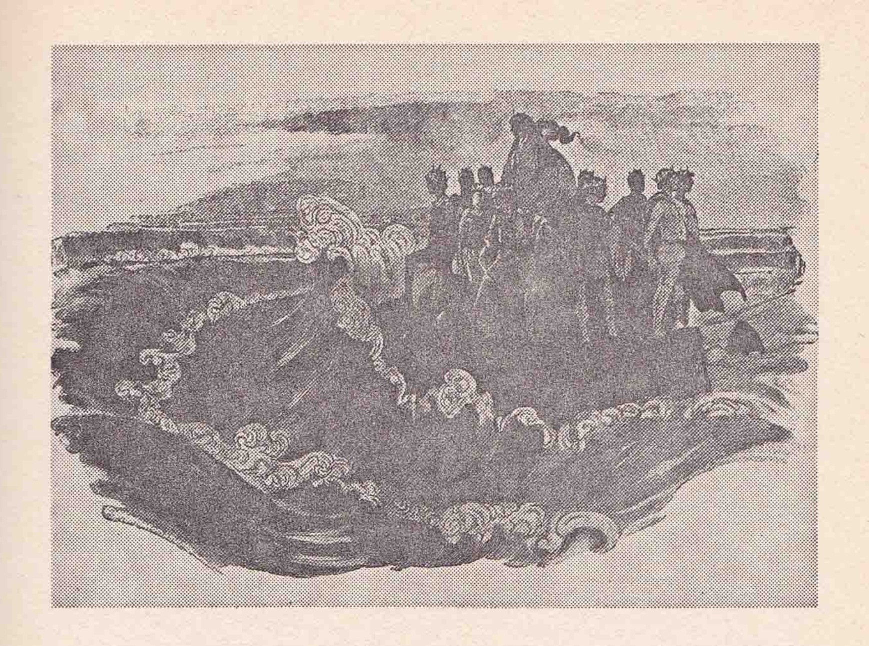
„Morgen fliegen wir von hier fort und dürfen vor Ablauf eines ganzen Jahres nicht zurückkehren. Aber dich können wir nicht so verlassen. Hast du Mut mitzukommen? Mein Arm ist stark genug, dich durch den Wald zu tragen, sollten wir da nicht alle zusammen so starke Flügel haben, um mit dir über das Meer zu fliegen?"

„Ja, nehmt mich mit!" sagte Elisa.

Die ganze Nacht brachten sie damit zu, aus der geschmeidigen Weidenrinde und dem zähen Schilf ein Netz zu flechten; das wurde groß und fest. Auf dieses Netz legte sich Elisa, und als die Sonne aufging und die Brüder in wilde Schwäne verwandelt wurden, ergriffen sie das Netz mit ihren Schnäbeln und flogen mit ihrer lieben Schwester, die noch schlief, hoch zu den Wolken hinauf. Die Sonnenstrahlen fielen gerade auf ihr Antlitz, deshalb flog einer der Schwäne über ihrem Kopf, damit seine breiten Schwingen ihr Schatten geben konnten.

Sie waren schon weit vom Land entfernt, als Elisa erwachte. Sie glaubte noch zu träumen, so sonderbar kam es ihr vor, hoch durch die Luft über das Meer getragen zu werden. Neben ihr lag ein Zweig mit herrlichen reifen Beeren und ein Bündel wohlschmeckender Wurzeln; die hatte der jüngste Bruder gesammelt und ihr hingelegt. Sie lächelte ihm dankbar zu, denn sie erkannte ihn; er war es, der über ihrem Kopf flog und sie mit seinen Schwingen beschattete.

Sie flogen so hoch, daß das größte Schiff, das sie unter sich sahen, eine Möve zu sein schien, die auf dem Wasser lag. Eine große Wolke stand hinter ihnen, das war ein Berg, und auf diesem sah Elisa ihren eigenen Schatten und den der elf



Schwäne, so riesengroß waren sie. Das war ein Bild! So prächtig hatte sie noch keins gesehen! Doch als die Sonne höher stieg und die Wolke zurückblieb, verschwand das schwebende Schattenbild.

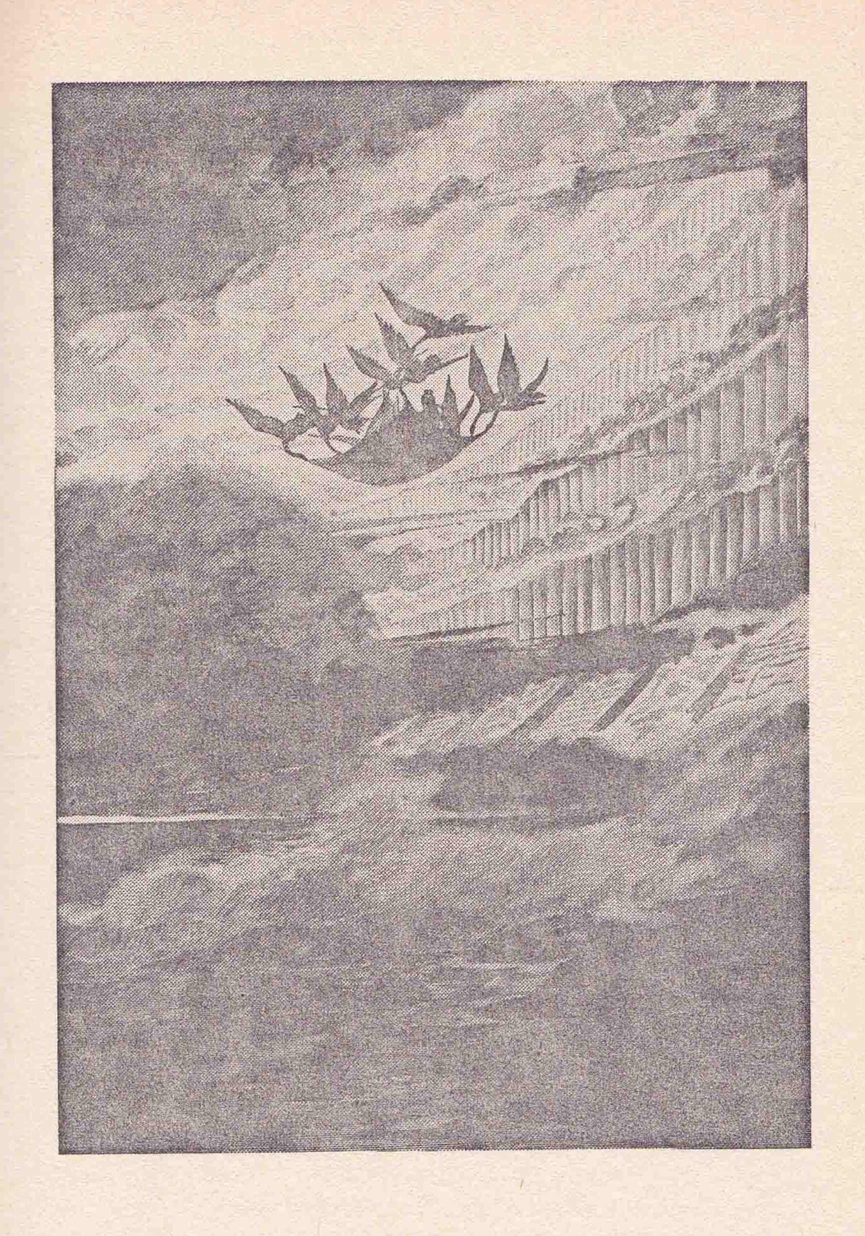
Den ganzen Tag flogen sie wie ein sausender Pfeil durch die Luft; aber es ging doch langsamer als sonst, denn jetzt hatten sie noch die Schwester zu tragen. Ein böses Wetter zog auf; der Abend brach herein; ängstlich sah Elisa die Sonne sinken, und noch war die einsame Klippe im Meer nicht erreicht. Es kam ihr vor, als würden die Schwäne stärker mit den Flügeln schlagen. Ach, sie war schuld daran, daß sie nicht rasch genug vorwärts kamen! Wenn die Sonne untergegangen war, mußten sie Menschen werden, in das Meer stürzen und ertrinken. Da betete sie aus tiefstem Herzen zum lieben Gott; aber noch erblickte sie die Klippe nicht. Die schwarze Wolke kam näher; sie stand als einzige große, drohende Welle da, die fast wie Blei vorwärtsschoß; Blitz zuckte auf Blitz.

Jetzt stand die Sonne gerade am Rande des Meeres. Elisas

Herz zitterte. Da schossen die Schwäne hinab, so schnell, daß sie zu fallen glaubte, aber nun schwebten sie wieder. Die Sonne war schon halb unter dem Wasser, da erblickte sie erst die kleine Klippe unter sich. Sie sah nicht größer aus als ein Seehund, der den Kopf aus dem Wasser streckt. Die Sonne sank sehr schnell, jetzt erschien sie nur noch wie ein Stern, da berührte ihr Fuß den festen Boden. Nun erlosch die Sonne wie der letzte Funken im brennenden Papier. Arm in Arm sah Elisa die Brüder um sich stehen; aber mehr Platz, als gerade für diese und für sie, war auch nicht da. Die Wellen schlugen gegen die Klippe, und ein leichter Sprühregen fiel über sie. Der Himmel leuchtete rot, und Schlag auf Schlag rollte der Donner. Aber Schwester und Brüder hielten sich an den Händen und sangen Psalmen, aus denen sie Trost und Mut schöpften.

In der Morgendämmerung war die Luft rein und still. Sobald die Sonne emporstieg, flogen die Schwäne mit Elisa von der Insel fort. Das Meer ging noch hoch. Als sie in der Luft schwebten, schienen die weißen Schaumkronen auf der schwarzgrünen See Millionen Schwäne zu sein, die auf dem Wasser schwammen.

Als die Sonne höher stieg, sah Elisa, halb in der Luft schwimmend, ein Bergland vor sich mit schneebedeckten Felsen, und mitten darauf erhob sich ein wohl meilenlanges Schloß, mit einem kühnen Säulengang über dem anderen, und unten wogten Palmenwälder und Prachtblumen. Sie fragte, ob dies das Land sei, wohin sie wollten, aber die Schwäne schüttelten den Kopf, denn das, was sie sah, war das herrliche, allzeit wechselnde Wolkenschloß der Fata Morgana. Dahinein durften sie keinen Menschen bringen. Elisa starrte es an, da stürzten Berge, Wälder und Schloß zusammen, und zwanzig stolze Kirchen, alle einander gleich, mit hohen Türmen und spitzen Fenstern standen vor ihnen. Sie glaubte Orgeltöne zu hören, aber es war das Rauschen des Meeres, das sie hörte. Nun war sie ganz nahe an den Kirchen, da wurden sie zu einer Flotte, die unter ihr dahinsegelte; doch als sie hinunterblickte, waren es nur Meernebel, die über das Wasser zogen. So hatte sie stets Abwechslung, bis sie das wirkliche Land sah, wohin sie wollten; dort



erhoben sich die herrlichsten blauen Berge mit Zedernwäldern, Städten und Schlössern. Lange bevor die Sonne unterging, saßen sie auf dem Felsen vor einer großen Höhle, die mit feinen grünen Schlingpflanzen bewachsen war; es sah wie ein gestickter Teppich aus.

„Nun wollen wir sehen, was du diese Nacht hier träumst“, sagte der jüngste Brüder und zeigte ihr ihre Schlafkammer.

„Möchte ich doch träumen, wie ich euch erlösen kann!“ sagte sie. Und dieser Gedanke beschäftigte sie lebhaft; sie betete inbrünstig zu Gott um seine Hilfe, ja selbst im Schlaf betete sie noch. Da kam es ihr vor, als ob sie hoch durch die Luft zum Wolkenschloß der Fata Morgana fliege; und die Fee kam ihr entgegen, schön und strahlend; und doch glich sie ganz der alten Frau, die ihr im Wald Beeren gegeben hatte und von den Schwänen mit den Goldkronen auf dem Kopf erzählte.

„Deine Brüder können erlöst werden“, sagte sie, „aber hast du Mut und Ausdauer? Wohl ist das Wasser weicher als deine feinen Hände, und doch formt es die harten Steine um, aber es fühlt nicht die Schmerzen, die deine Finger fühlen, es hat kein Herz, leidet nicht die Angst und Qual, die du aushalten mußt. Siehst du die Brennessel, die ich in meiner Hand halte? Solche wachsen rings um die Höhle, wo du schläfst; nur die hier und auch die, die auf den Gräbern des Kirchhofs wachsen, sind tauglich, merke dir das. Die mußt du pflücken, obwohl sie Blasen in deine Hand brennen werden. Brich diese Nesseln mit deinen Füßen! Dann erhälst du Flachs, aus dem mußt du elf Panzerhemden mit langen Ärmeln flechten und binden. Wirf sie über die elf Schwäne, so ist der Zauber gelöst! Aber bedenke wohl, daß du von dem Augenblick an, wo du die Arbeit beginnst, bis sie vollendet ist, wenn auch Jahre darüber vergehen, nicht sprechen darfst. Das erste Wort, das du sprichst, geht als tödlicher Dolchstoß in die Herzen deiner Brüder. An deiner Zunge hängt ihr Leben. Merke dir das alles gut!“

Und sie berührte gleichzeitig ihre Hand mit der Nessel; es brannte wie Feuer und Elisa erwachte davon. Es war heller Tag. Neben ihr lag eine Nessel gleich der, die sie im Traum

gesehen hatte. Da fiel sie auf ihre Knie, dankte Gott und ging aus der Höhle hinaus, um ihre Arbeit zu beginnen.

Mit ihren zarten Händen griff sie in die häßlichen Nesseln, die wie Feuer waren, sie brannten große Blasen in ihre Hände und Arme, aber sie wollte es gern erdulden, wenn sie nur die lieben Brüder erlösen konnte. Jede Nessel brach sie mit ihren bloßen Füßen und flocht daraus den grünen Flachs.

Als die Sonne untergegangen war, kamen die Brüder zurück und erschraken sehr, weil Elisa so stumm war. Sie glaubten, es sei ein neuer Zauber der bösen Stiefmutter. Aber als sie ihre Hände sahen, begriffen sie, was sie ihretwegen tat. Der jüngste Bruder weinte bitterlich, und wohin seine Tränen fielen, da fühlte sie keine Schmerzen, da verschwanden die brennenden Blasen.

Die Nacht verbrachte Elisa bei ihrer Arbeit, denn sie hatte keine Ruhe, bevor sie die Brüder erlöst hatte. Auch am folgenden Tag, während die Schwäne fort waren, saß sie in ihrer Einsamkeit; aber noch nie war ihr die Zeit so schnell entflohen. Ein Panzerhemd war schon fertig, nun arbeitete sie am zweiten.

Plötzlich erscholl ein Jagdhorn zwischen den Bergen; große Furcht ergriff sie. Immer näher kam der Ton; sie hörte Hunde bellen. Erschrocken floh sie in die Höhle, band die Nesseln, die sie gesammelt und gehechelt hatte, zu einem Bündel zusammen und setzte sich darauf.

Schon kam ein großer Hund aus der Schlucht gesprungen, und gleich darauf wieder einer, und noch einer; sie bellten laut, liefen zurück und kamen abermals wieder. Es währte nur wenige Minuten, da standen alle Jäger vor der Höhle, und der schönste unter ihnen war der König des Landes. Er trat auf Elisa zu; niemals hatte er ein schöneres Mädchen gesehen.

„Wie bist du hierhergekommen, du herrliches Kind?“ fragte er. Elisa schüttelte den Kopf. Sie durfte ja nicht sprechen; es ging um die Erlösung und das Leben ihrer Brüder! Und sie verbarg ihre Hände unter der Schürze, damit der König nicht sah, was sie leiden mußte.

„Komm mit mir!“ sagte er, „hier darfst du nicht bleiben. Bist

du so gut, wie du schön bist, so will ich dich in Samt und Seide kleiden, eine Goldkrone auf dein Haupt setzen, und du sollst in meinem reichsten Schloß wohnen und herrschen!"

Dann hob er sie auf sein Pferd. Sie weinte und rang die Hände, aber der König sagte: „Ich will nur dein Glück! Später wirst du mir dankbar dafür sein." Mit diesen Worten jagte er fort durch die Berge, er hielt sie ganz fest vor sich auf seinem Pferd, und die Jäger jagten hinterher.

Als die Sonne unterging, lag die schöne Königsstadt mit den prächtigen Kirchen und Kuppeln vor ihnen. Der König führte sie in das Schloß, wo große Springbrunnen in den Marmorsälen plätscherten, wo Wände und Decken mit Gemälden prangten. Aber sie hatte keine Augen dafür, sie weinte und trauerte. Willenlos ließ sie sich von den Frauen königliche Kleider anlegen, Perlen in das Haar flechten und feine Handschuhe über die verbrannten Finger ziehen.

Als sie in all ihrer Pracht dastand, war sie so blendend schön, daß der Hof sich tief vor ihr verneigte. Und der König erkor sie zu seiner Braut, obwohl der Erzbischof den Kopf schüttelte und flüsterte, daß das schöne Waldmädchen sicher eine Hexe sei, sie blende die Augen und betöre das Herz des Königs.

Aber der König hörte nicht darauf, ließ die Musik erklingen, die köstlichsten Gerichte auftragen und die lieblichsten Mädchen tanzen. Sie wurde durch blühende, duftende Gärten in prächtige Säle geführt, aber kein Lächeln kam auf ihre Lippen oder aus ihren Augen: Ein Bild der Trauer war sie. Dann öffnete der König eine kleine Kammer, in der sie schlafen sollte; sie war mit kostbaren grünen Teppichen geschmückt und glich ganz der Höhle, in der sie gelebt hatte; auf dem Fußboden lag das Bündel Flachs, das sie aus den Nesseln gesponnen hatte, und an der Decke hing das fertiggestrickte Panzerhemd. Dies alles hatte einer der Jäger als etwas Seltsames mitgenommen.

„Hier kannst du dich in dein früheres Heim zurückträumen!" sagte der König. „Hier ist die Arbeit, die dich dort beschäftigte; mitten in all deiner Pracht wird es dich jetzt belustigen, an jene Zeit zurückzudenken."

Als Elisa das sah, was ihrem Herzen so nahe lag, spielte ein Lächeln um ihren Mund, und das Blut kehrte in ihre Wangen zurück. Sie dachte an die Erlösung ihrer Brüder und küßte dankbar die Hand des Königs. Er drückte sie an sein Herz und ließ durch alle Kirchenglocken das Hochzeitsfest verkünden. Das schöne stumme Mädchen aus dem Wald wurde die Königin des Landes.

Aber der Erzbischof flüsterte böse Worte in des Königs Ohr, doch sie drangen nicht in sein Herz. Die Hochzeit sollte stattfinden; der Erzbischof selbst mußte ihr die Krone aufs Haupt setzen, und er drückte mit bösem Sinn den engen Reif fest auf ihre Stirn, so daß es schmerzte. Doch ein drückenderer Reifen lag um ihr Herz: die Trauer um ihre Brüder. Sie fühlte nicht den körperlichen Schmerz. Ihr Mund blieb stumm; ein einziges Wort würde ja ihren Brüdern das Leben kosten; aber in ihren Augen lag tiefe, innige Liebe zu dem guten, schönen König, der alles tat, um sie zu zerstreuen. Von ganzem Herzen gewann sie ihn von Tag zu Tag lieber. Oh, dürfte sie sich ihm nur anvertrauen und ihr Leid klagen! Doch stumm mußte sie bleiben, stumm mußte sie ihr Werk vollbringen. Deshalb schlich sie sich jede Nacht von seiner Seite, huschte in die kleine Kammer, die wie die Höhle geschmückt war, und strickte ein Panzerhemd nach dem anderen fertig. Aber als sie das siebte begann, hatte sie keinen Flachs mehr.

Auf dem Kirchhof, das wußte sie, wuchsen die Nesseln, die sie brauchte, aber die mußte sie selbst pflücken. Wie sollte sie nun dorthin kommen?

„Oh, was ist der Schmerz in meinen Fingern gegen die Qual, die mein Herz erduldet!“ dachte sie. „Ich muß es wagen. Der Herr wird mit weiterhelfen!“

Mit einer Herzensangst, als sei es eine böse Tat, die sie vorhabe, schlich sie in einer mondhellen Nacht in den Garten hinunter und ging durch die Alleen und durch die einsamen Straßen zum Kirchhof hinaus. Da sah sie auf einem der breitesten Grabsteine einen Kreis Lamien sitzen. Diese häßlichen Hexen zogen ihre Lumpen aus, als ob sie baden wollten,



und dann wühlten sie mit ihren langen, mageren Fingern die frischen Gräber auf, holten mit teuflischer Gier die Leichen heraus und aßen das Fleisch. Elisa mußte an ihnen vorbei, und die Hexen hefteten ihre bösen Blicke auf sie; aber sie betete still, sammelte die brennenden Nesseln und trug sie heim ins Schloß.

Nur ein einziger Mensch hatte sie gesehen: der Erzbischof. Er war wach, wenn die anderen schliefen. Nun hatte er doch mit seiner Meinung recht, daß es mit der Königin nicht sei, wie es sein sollte; sie sei eine Hexe, deshalb habe sie den König und das Volk betört.

Im Beichtstuhl berichtete er dem König, was er gesehen hatte und was er befürchtete. Und als die harten Worte aus seinem Mund kamen, schüttelten die Heiligenbilder die Köpfe, als wollten sie sagen: „Es ist nicht so! Elisa ist unschuldig!" Aber der Erzbischof legte es anders aus; er meinte, daß sie gegen sie zeugten, daß sie die Köpfe über ihre Sünde schüttelten. Da rollten zwei schwere Tränen über des Königs Wangen. Er ging mit Zweifel in seinem Herzen nach Hause, und in der Nacht stellte er sich, als ob er schlafe. Da merkte er, wie Elisa aufstand. Jede Nacht wiederholte sich das, und jedesmal folgte er ihr leise und sah, daß sie in ihre Kammer verschwand.

Von Tag zu Tag wurde seine Miene finsterer. Elisa sah es, wußte aber nicht den Grund, doch es beängstigte sie. Und was litt sie doch schon um der Brüder willen! Auf den königlichen Samt und Purpur flossen ihre heißen Tränen; sie lagen wie schimmernde Diamanten da, und alle, die die reiche Pracht sahen, wünschten Königin zu sein. Inzwischen war sie fast mit ihrer Arbeit fertig, nur ein Panzerhemd fehlte noch; aber Flachs hatte sie auch nicht mehr und nicht eine Nessel. Einmal noch, nur dieses letzte Mal, mußte sie deshalb auf den Kirchhof, um ein paar Hände voll Nesseln zu pflücken. Mit großer Angst dachte sie an diese einsame Wanderung und an die schrecklichen Lamien, doch ihr Wille war so stark wie ihr Vertrauen auf Gott.

Elisa ging, aber der König und der Erzbischof folgten ihr. Sie sahen sie durch die Gitterpforte im Kirchhof verschwinden. Als sie an die Pforte kamen, saßen die Lamien auf dem Grabstein,

wie Elisa sie gesehen hatte, und der König wandte sich ab, denn unter ihnen vermutete er die, deren Haupt an diesem Abend noch an seiner Brust geruht hatte.

„Das Volk muß sie verurteilen!“ sagte er. Und das Volk verurteilte sie, den Feuertod zu erleiden.

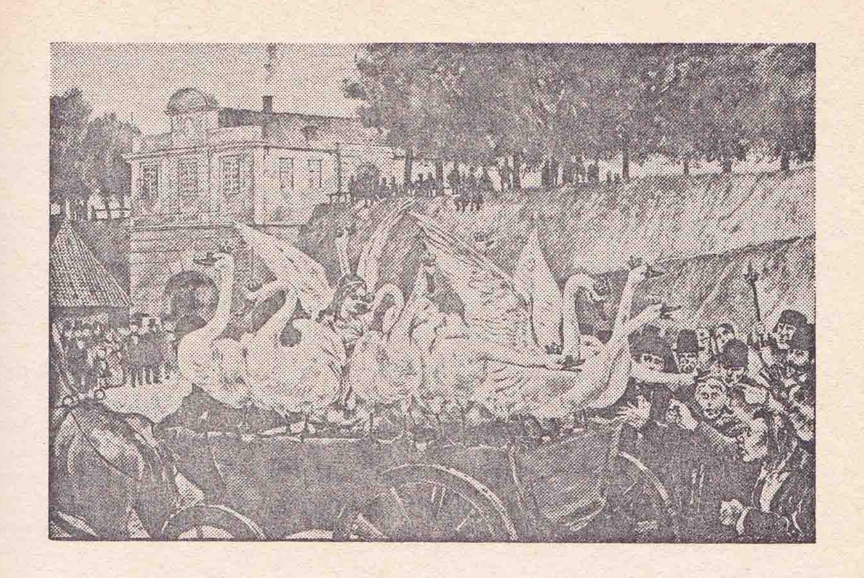
Aus den prächtigen Königssälen wurde sie in ein dunkles, feuchtes Loch geführt, wo der Wind durch das Gitterfenster pfiff. Statt Samt und Seide gab man ihr das Bündel Nesseln, das sie gesammelt hatte, darauf konnte sie ihr Haupt legen; die harten, brennenden Panzerhemden, die sie gestrickt hatte, sollten ihre Decken sein. Aber nichts Schöneres hätte man ihr geben können; sie nahm ihre Arbeit wieder vor und betete zu Gott. Draußen sangen die Straßenbuben Spottlieder auf sie; keine Seele tröstete sie mit einem freundlichen Wort.

Gegen Abend schwirrten dicht am Gitter Schwanenflügel, das war der jüngste der Brüder. Er hatte die Schwester gefunden; und sie weinte vor Freude, obwohl sie wußte, daß die kommende Nacht wahrscheinlich die letzte sein würde, die sie zu leben hatte. Aber nun war ja auch die Arbeit fast beendet, und ihre Brüder waren da.

Der Erzbischof kam, um in den letzten Stunden bei ihr zu sein, das hatte er dem König versprochen. Aber sie schüttelte das Haupt und bat mit Blicken und Mienen, er möge gehen. In dieser Nacht mußte sie ja ihre Arbeit fertig machen, sonst war alles nutzlos, alles: Schmerz, Tränen und die schlaflosen Nächte. Der Erzbischof entfernte sich mit bösen Worten, aber die arme Elisa wußte, daß sie unschuldig war und arbeitete weiter.

Die kleinen Mäuse liefen über den Fußboden, sie schleppten Nesseln zu ihren Füßen hin, um doch etwas zu helfen; und die Drossel setzte sich an das Gitter des Fensters und sang die ganze Nacht so lustig, damit Elisa nicht den Mut verliere.

Der Morgen dämmerte, in einer Stunde würde die Sonne aufgehen; da standen die elf Brüder an der Pforte des Schlosses und verlangten, vor den König geführt zu werden. Das könne nicht geschehen, wurde geantwortet, es sei ja noch Nacht, der



König schlafe und dürfe nicht geweckt werden. Sie baten, sie drohten, die Wache kam, ja selbst der König trat heraus und fragte, was das bedeute. In diesem Augenblick ging die Sonne auf, und nun waren keine Brüder mehr zu sehen, aber über das Schloß flogen elf wilde Schwäne.

Aus dem Stadttor strömte das ganze Volk, es wollte die Hexe brennen sehen. Ein alter Gaul zog den Karren, auf dem sie saß, man hatte ihr einen Kittel aus grobem Sackleinen angezogen; ihr herrliches Haar hing aufgelöst um das schöne Haupt; ihre Wangen waren totenbleich, ihre Lippen bewegten sich leise, während die Finger den grünen Flachs flochten. Selbst auf dem Weg zu ihrem Tod unterbrach sie die angefangene Arbeit nicht; die zehn Panzerhemden lagen vor ihren Füßen, an dem elften arbeitete sie. Der Pöbel verhöhnte sie:

„Seht die Hexe, wie sie murmelt! Kein Gesangbuch hat sie in der Hand, nein, mit ihrem häßlichen Zauberwerk sitzt sie da. Reißt es in tausend Stücke!"

Und sie drangen alle auf sie ein und wollten die Panzerhemden zerreißen. Da kamen elf wilde Schwäne geflogen, die setz-

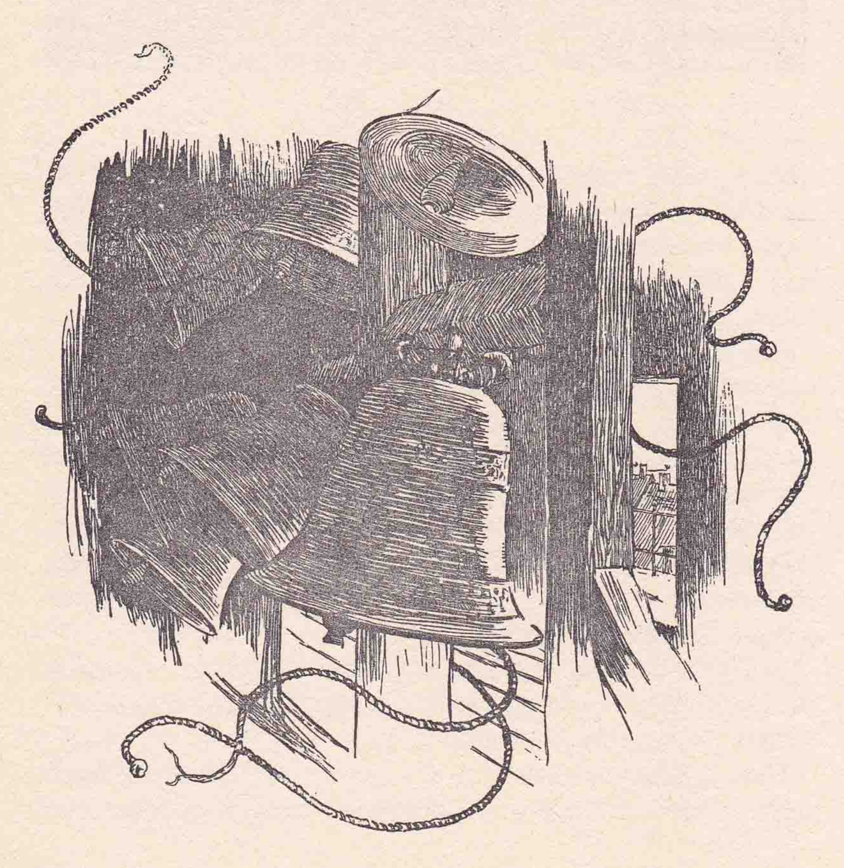
ten sich rings um sie auf den Karren und schlugen mit ihren Schwingen. Nun wich der Haufen erschrocken zur Seite.

„Das ist ein Zeichen des Himmels! Sie ist bestimmt unschuldig!“ flüsterten viele. Aber sie wagten nicht, es laut zu sagen.

Jetzt ergriff der Henker ihre Hand; da warf sie hastig die elf Panzerhemden über die Schwäne, und sofort standen elf schöne Prinzen da. Aber der jüngste hatte einen Schwanenflügel statt des einen Armes, denn es fehlte ein Ärmel in seinem Panzerhemd, den hatte sie nicht mehr fertiggebracht.

„Nun darf ich sprechen!“ sagte sie. „Ich bin unschuldig!“

Und als das Volk sah und hörte, was geschehen war, neigte es sich vor ihr wie vor einer Heiligen. Sie aber sank leblos in die



Arme der Brüder, so hatten Spannung, Angst und Schmerz auf sie gewirkt.

„Ja, sie ist unschuldig“, sagte der älteste Bruder, und nun erzählte er alles, was geschehen war. Und während er sprach, verbreitete sich ein Duft, wie von Millionen Rosen, denn jedes Stück Brennholz im Scheiterhaufen hatte Wurzeln geschlagen und trieb Zweige; es stand eine duftende Hecke da, hoch und groß, mit roten Rosen; ganz oben leuchtete eine Blüte, weiß und strahlend wie ein Stern. Die pflückte der König und steckte sie an Elisas Brust. Da erwachte sie voller Frieden und Glückseligkeit im Herzen.

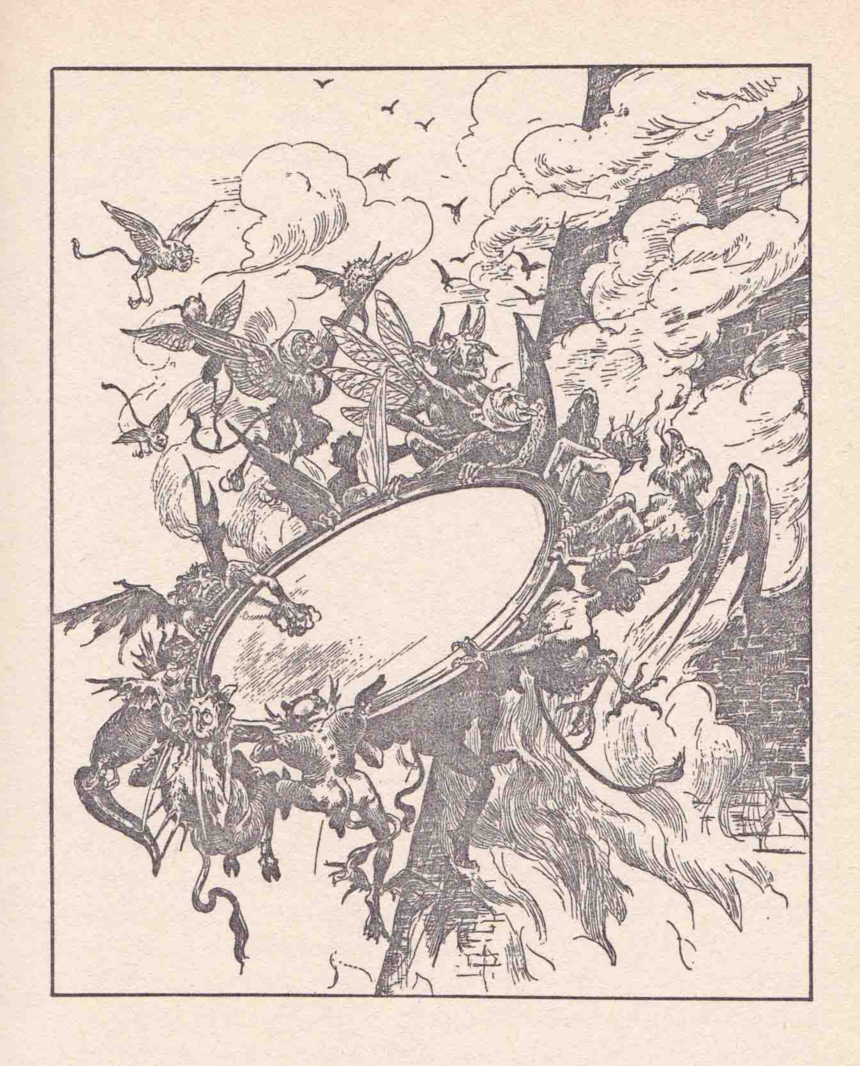
Alle Kirchenglocken läuteten von selbst, und die Vögel flogen in großen Scharen herbei. Und ein Hochzeitszug bewegte sich zum Schloß zurück, wie ihn noch kein König gesehen hat!

Die Schneekönigin

1

Von dem Spiegel und den Scherben

Paßt gut auf! Nun fangen wir an. Wenn wir am Ende der Geschichte sind, wissen wir mehr als jetzt. Es war einmal ein böser Kobold, einer der allerärgsten, es war der Teufel! Eines Tages war er guter Laune, denn er hatte einen Spiegel gemacht, der die Eigenschaft besaß, daß alles Gute und Schöne, was sich darin spiegelte, fast zu nichts zusammenschrumpfte, aber das, was nichts taugte und schlecht war, hervortrat und noch ärger wurde. Die herrlichsten Landschaften sahen darin wie gekochter Spinat aus, und die besten Menschen waren abscheulich oder standen ohne Leib auf dem Kopf; die Gesichter waren so verdreht, daß sie nicht zu erkennen waren, und hatte jemand eine Sommersprosse, so konnte man überzeugt sein, daß sie sich über Nase und Mund verbreitete. Das sei äußerst lustig, sagte der Teufel. Hatte ein Mensch einen guten, frommen Gedanken, dann zeigte sich ein Grinsen im Spiegel, so daß der Teufel über seine kunstvolle Erfindung lachen mußte. Alle, die die Koboldschule besuchten – denn er hielt Koboldschule –, erzählten, daß ein Wunder geschehen sei; nun könne man erst sehen, meinten sie, wie die Welt und die Menschen wirklich aussähen. Sie liefen mit dem Spiegel herum, und zuletzt gab es kein Land und keinen Menschen mehr, gar nichts mehr, was nicht verdreht darin gewesen wäre. Nun wollten sie auch zum Himmel hinauffliegen, um sich über die Engel und sogar über den lieben Gott lustig zu machen. Je höher sie mit dem Spiegel flogen, um so mehr grinste er; sie konnten ihn kaum festhalten. Höher und höher flogen sie, Gott und den Engeln immer näher. Da erzit-



terte der Spiegel so fürchterlich in seinem Grinsen, daß er aus ihren Händen fiel und zur Erde stürzte, wo er in hundert Millionen, ja Billionen und noch mehr Stücke zersprang. Und nun verursachte er noch größeres Unglück als zuvor, denn einige Stücke waren kaum so groß wie ein Sandkorn, und diese flogen nun in der weiten Welt herum, und wo jemand sie ins Auge bekam, da blieben sie sitzen, und da sahen die Menschen

alles verkehrt oder hatten nur Augen für das Verkehrte bei einer Sache, denn jede kleine Spiegelscheibe behielt dieselben Kräfte, die der ganze Spiegel besessen hatte. Einigen Menschen drang sogar ein Spiegelsplitter in das Herz, dann aber war es ganz entsetzlich: Das Herz wurde wie ein Klumpen Eis. Einige Scherben waren so groß, daß sie zu Fensterscheiben verarbeitet wurden; aber es war nicht gut, durch diese Scheiben seine Freunde zu betrachten. Andere Stücke wurden als Brillengläser verwendet, und es war schlecht, wenn die Leute diese Brillen aufsetzten, um recht zu sehen und gerecht zu sein. Der Böse lachte, daß ihm der Bauch wackelte, und das kitzelte ihn so angenehm. Aber draußen flogen immer noch kleine Glasscherben in der Luft umher. Nun, wir werden davon hören!

2

Ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen

In der großen Stadt, wo so viele Menschen und Häuser sind und nicht Platz genug ist, daß alle Leute einen kleinen Garten besitzen können und wo sich deshalb die meisten mit Blumen in Töpfen begnügen müssen, lebten zwei arme Kinder, die einen etwas größeren Garten als nur einen Blumentopf besaßen. Sie waren nicht Bruder und Schwester, aber sie waren sich so gut, als wenn sie es gewesen wären. Die Eltern wohnten einander gegenüber in zwei Dachkammern. Wo das Dach des einen Nachbarhauses an das andere stieß und die Wasserrinne zwischen den Dächern entlanglief, war in jedem Haus ein kleines Fenster; man brauchte nur über die Rinne zu steigen, so konnte man von dem einen Fenster zu dem anderen gelangen.

Beide Eltern hatten draußen einen großen Holzkasten. Darin wuchsen Küchenkräuter, die sie brauchten, und ein kleiner Rosenstock stand in jedem Kasten; die blühten herrlich. Nun fiel es den Eltern ein, die Kästen quer über die Rinne zu stellen,



so daß sie fast von dem einen Fenster zum anderen reichten und zwei Blumenwällen ähnlich sahen. Erbsenranken hingen über die Kästen herunter, und die Rosenstöcke trieben lange Zweige, die sich um die Fenster rankten und einander entgegenbogen; es war fast wie eine Ehrenpforte von Blättern und Blüten. Da die Kästen sehr hoch waren und die Kinder wußten, daß sie nicht hinaufklettern durften, so erhielten sie oft die Erlaubnis, zueinander hinauszusteigen und auf ihren kleinen Schemeln unter den Rosen zu sitzen. Da spielten sie dann prächtig.

Im Winter hatte ja dieses Vergnügen ein Ende. Die Fenster

waren oft ganz zugefroren; dann wärmten sie aber Kupfermünzen auf dem Ofen und legten die warmen Geldstückchen gegen die gefrorene Scheibe. So entstand ein schönes, rundes Guckloch, und dahinter blitzte ein lieblich mildes Auge, eins aus jedem Fenster; sie gehörten dem kleinen Knaben und dem kleinen Mädchen. Er hieß Kay, und sie hieß Gerda. Im Sommer konnten sie mit einem Sprung zueinander gelangen, im Winter mußten sie zuerst die vielen Treppen hinunter und dann die anderen wieder hinauf, und draußen stob der Schnee.

„Das sind die weißen Bienen, die schwärmen", sagte die alte Großmutter.

„Haben sie auch eine Bienenkönigin?" fragte der kleine Knabe, denn er wußte, daß unter den wirklichen Bienen eine Königin ist.

„Die haben sie!" sagte die Großmutter. „Sie fliegt dort, wo sie am dichtesten schwärmen. Sie ist die größte von allen, und nie bleibt sie ruhig und still auf der Erde liegen; sie fliegt wieder in die graue Wolke hinauf. Um manche Mitternacht fliegt sie durch die Straßen der Stadt und blickt zu den Fenstern hinein, und dann gefrieren durch ihren Hauch die Fenster so wunderbar, und es sieht aus, als ob Blumen blühten, das sind die Eisblumen."

„Ja, das haben wir gesehen!" sagten beide Kinder und wußten nun, daß es wahr sei.

„Kann die Schneekönigin hier hereinkommen?" fragte das kleine Mädchen.

„Laß sie nur kommen!" rief der kleine Knabe, „dann setze ich sie auf den warmen Ofen, und sie schmilzt."

Aber die Großmutter glättete sein Haar und erzählte andere Geschichten.

Am Abend, als der kleine Kay zu Hause schon halb ausgezogen war, kletterte er auf den Stuhl am Fenster und guckte durch das kleine Loch. Draußen fielen Schneeflocken, und eine davon, die größte, blieb auf dem Rand eines Blumenkastens liegen; sie wuchs und wuchs und wurde immer größer und war schließlich eine Frauengestalt, gekleidet in den feinsten weißen

Flor, der aus Millionen sternartiger Flocken zusammengesetzt war. Sie war so schön und fein, aber von Eis, von blendendem, blinkendem Eis, dennoch war sie lebendig, ihre Augen blitzten wie zwei klare Sterne, aber es war nicht Ruh noch Rast in ihnen. Sie nickte zum Fenster hin und winkte mit der Hand. Der kleine Knabe erschrak und sprang vom Stuhl herunter; da war es, als ob draußen vor dem Fenster ein großer Vogel vorbeifliege.

Am nächsten Tag gab es klaren Frost – und dann setzte Tauwetter ein, und der Frühling kam; die Sonne schien, das Grün keimte, die Schwalben bauten Nester, die Fenster wurden geöffnet, und die kleinen Kinder saßen wieder in ihrem Gärtchen hoch oben in der Dachrinne über allen Stockwerken.

In diesem Sommer blühten die Rosen prachtvoll. Das kleine Mädchen hatte ein Lied gelernt, in dem auch von Rosen die Rede war, und bei den Rosen dachte sie an ihre eigenen. Sie sang es dem kleinen Knaben vor, und er sang mit:

„Die Rosen, sie blühen und verwehen,
Wir werden das Christkindlein sehen!“

Und die Kleinen hielten einander bei den Händen, küßten die Rosen und blickten in Gottes hellen Sonnenschein und erzählten, als ob das Jesuskind da sei. Was waren das für herrliche Sommertage, wie schön war es draußen bei den Rosenstöcken, deren Blühen nicht enden wollte!

Kay und Gerda betrachteten zusammen ein Bilderbuch mit Tieren und Vögeln, da geschah es – die Uhr schlug gerade fünf von dem großen Kirchturm –, daß Kay sagte: „Au! Es stach mich ins Herz, und nun flog mir etwas ins Auge!“

Das kleine Mädchen faßte ihn am Gesicht; er blinzelte mit den Augen: nein, es war nichts zu sehen.

„Ich glaube, es ist weg!“ sagte er; aber weg war es nicht. Es war gerade eins jener Glaskörner, die vom Spiegel abgesprun-

gen waren, von jenem Zauberspiegel – wir erinnern uns –, von dem häßlichen Glas, das alles Große und Gute, was sich darin spiegelt, klein und häßlich macht, aber das Böse und Schlechte recht hervortreten und jeden Fehler an einer Sache gleich bemerken läßt. Der arme Kay hatte so ein Körnchen gerade ins Herz hineinbekommen. Das wird nun bald wie ein Eisklumpen werden. Weh tat es nicht mehr, aber das Körnchen war da.

„Weshalb weinst du?" fragte er. „So siehst du häßlich aus! Mir fehlt ja nichts! Pfui!" rief er plötzlich, „die Rose dort hat einen Wurmstich! Und sieh, diese ist ganz schief! Eigentlich sind es häßliche Rosen, sie gleichen dem Kasten, in dem sie stehen!" Und dann stieß er mit dem Fuß gegen den Kasten und riß die beiden Rosen ab.

„Kay, was machst du?" rief das kleine Mädchen. Als er ihren Schrecken gewahrte, riß er noch eine Rose ab und sprang dann von der kleinen, lieblichen Gerda fort durch sein Fenster in die Stube hinein.

Wenn sie später noch einmal mit dem Bilderbuch erschien, sagte er, daß das für Wickelkinder sei, und erzählte die Großmutter Geschichten, so kam er immer mit einem „Aber". Konnte er ihre Brille erwischen, dann setzte er sie auf, ging hinter ihr her und sprach so wie sie; das machte er sehr treffend, und die Leute lachten über ihn. Bald konnte er die Sprache und den Gang aller Menschen in der Stadt nachahmen. Alles, was an ihnen eigentümlich und unschön war, machte Kay nach, und die Leute sagten: „Der Knabe hat einen klugen Kopf!" Aber das kam von dem Glas, das in seinem Auge und seinem Herzen steckte; daher kam es auch, daß er selbst die kleine Gerda neckte, die ihm von ganzem Herzen gut war.

Seine Spiele wurden nun anders als früher; sie wurden sehr verständig. An einem Wintertag, als es schneite, kam er mit einem großen Brennglas, hielt seinen blauen Rockzipfel vors Fenster und ließ die Schneeflocken darauf fallen.

„Schau einmal in das Glas, Gerda!", sagte er, und sie sah, wie jede Schneeflocke viel größer erschien und wie eine prächtige Blume oder wie ein zehneckiger Stern aussah; es war schön



anzusehen. „Siehst du, wie kunstvoll eine Schneeflocke ist?“ sagte Kay. „Das ist weit interessanter als die wirklichen Blumen! Kein einziger Fehler ist daran, sie sind ganz regelmäßig gebildet. Wenn sie nur nicht schmelzen würden!“

Bald darauf erschien Kay mit großen Handschuhen an den Händen und seinem Schlitten auf dem Rücken. Er schrie Gerda in die Ohren: „Ich habe Erlaubnis, auf den großen Platz zu fahren, wo die anderen Knaben spielen!“ und weg war er.

Auf dem Platz dort banden die kecksten Knaben oft ihre Schlitten an den Wagen der Bauern fest, und dann fuhren sie ein gutes Stück Weg mit. Das ging großartig. Als sie im besten Spielen waren, fuhr ein großer Schlitten vorbei, der war ganz weiß angestrichen, und darin saß jemand, in einen rauhen weißen Pelz gehüllt, mit einer rauhen weißen Mütze auf dem Kopf. Der Schlitten fuhr zweimal um den Platz herum, und Kay band seinen kleinen Schlitten schnell daran fest, und nun

fuhr er mit. Es ging rascher und rascher, gerade hinein in die nächste Straße. Der, der den Schlitten fuhr, drehte sich um und nickte Kay freundlich zu; es war, als ob sie einander kannten. Jedesmal, wenn Kay seinen kleinen Schlitten abbinden wollte, nickte der Fahrende wieder, und dann blieb Kay sitzen. Schließlich fuhren sie zum Stadttor hinaus. Da begann der Schnee so dicht zu fallen, daß der kleine Knabe nicht mehr die Hand vor seinen Augen sehen konnte; aber er fuhr weiter. Dann ließ er die Schnur schnell fahren, um von dem großen Schlitten loszukommen, doch das half nichts, sein kleines Fahrzeug hing fest, und es ging mit Windeseile vorwärts. Er rief ganz laut, aber niemand hörte ihn; der Schnee stob, und der Schlitten flog von dannen; mitunter gab es einen Sprung, es war, als fahre er über Gräben und Hecken. Der Knabe war sehr erschrocken; er wollte sein Vaterunser beten, aber er konnte sich nur an das große Einmaleins erinnern.

Die Schneeflocken wurden größer und größer, zuletzt sahen sie wie große, weiße Hühner aus; auf einmal wichen sie zur Seite, der große Schlitten hielt, und die Person, die ihn fuhr, erhob sich. Pelz und Mütze waren aus Schnee. Es war eine Dame, hoch und schlank, glänzend weiß, die Schneekönigin.

„Wir sind gut gefahren", sagte sie, „aber wer wird denn frieren! Krieche in meinen Pelz!" Und sie setzte ihn neben sich in den Schlitten und schlug den Pelz um ihn; es war, als versinke er in einem Schneetreiben.

„Frierst du noch?" fragte sie und küßte ihn auf die Stirn.

Oh, das war kälter als Eis; das ging ihm bis ins Herz hinein, das ja schon zur Hälfte ein Eisklumpen war! Da war es ihm, als müsse er sterben, aber nur einen Augenblick, dann fühlte er sich sehr wohl und spürte nichts mehr von der Kälte.

„Meinen Schlitten! Vergiß nicht meinen Schlitten!" Daran dachte er zuerst. Der wurde an einem der weißen Hühnchen festgebunden, und das flog nun mit dem Schlitten auf dem Rücken hinterher. Die Schneekönigin küßte Kay nochmals, und da hatte er die kleine Gerda, die Großmutter und alle daheim vergessen.

„Nun bekommst du keine Küsse mehr“, sagte sie, „sonst küsse ich dich tot.“

Kay sah sie an; sie war so schön! Ein klügeres, lieblicheres Antlitz konnte er sich nicht denken. Nun erschien sie ihm nicht aus Eis, wie damals, als sie draußen vor dem Fenster saß und ihm winkte; in seinen Augen war sie vollkommen; er fühlte gar keine Furcht. Er erzählte ihr, daß er kopfrechnen könne, und zwar mit Brüchen; er wisse, wieviel Quadratmeilen das Land groß sei und wieviel Einwohner es habe. Und sie lächelte immer. Da kam ihm sein Wissen noch nicht groß genug vor, und er blickte hinauf in den weiten großen Luftraum, und sie flog mit ihm hoch hinauf zu der grauen Wolke, und der Sturm sauste und brauste; es war, als singe er alte Lieder. Sie flogen über Wälder und Seen, über Meere und Länder. Unter ihnen brauste der kalte Wind, die Wölfe heulten, der Schnee glitzerte. Über ihnen flogen die schwarzen, schreienden Krähen; aber hoch oben schien der Mond so groß und klar, und Kay betrachtete ihn und das Sternenmeer in der langen, langen Winternacht; am Tage aber schlief er zu Füßen der Schneekönigin.

3

Im Blumengarten der Zauberin

Wie erging es der kleinen Gerda, als Kay nicht mehr zurückkehrte? Wo war er geblieben? Niemand wußte es, niemand konnte Bescheid geben. Die Knaben erzählten nur, daß sie gesehen hätten, wie er seinen kleinen Schlitten an einen großen, prächtigen band, der in die Straße hinein- und aus dem Stadttor hinausgefahren sei, niemand wußte, wohin. Viele Tränen flossen, besonders die kleine Gerda weinte lange. Dann sagten sie, er sei tot; er sei im Fluß ertrunken, der an der Schule vorbeifloß. Oh, das waren lange, finstere Wintertage!

Nun kam der Frühling mit warmem Sonnenschein.

„Kay ist tot!“ sagte die kleine Gerda.

„Das glaube ich nicht!“ antwortete der Sonnenschein.

„Er ist tot!“ sagte sie zu den Schwalben.

„Das glauben wir nicht!“ erwiderten sie, und am Ende glaubte die kleine Gerda es auch nicht mehr.

„Ich will meine neuen roten Schuhe anziehen“, sagte sie eines Morgens, „Kay hat sie nie gesehen, und dann will ich zum Fluß hinuntergehen und den nach ihm fragen.“

Es war noch sehr früh. Sie küßte die alte Großmutter, die noch schlief, zog die roten Schuhe an und ging ganz allein aus dem Stadttor zum Fluß hinunter.

„Ist es wahr, daß du mir meinen kleinen Spielkameraden genommen hast?“ fragte sie. „Ich schenke dir meine roten Schuhe, wenn du ihn mir zurückgeben willst!“

Und es war ihr, als nickten die Wellen ganz sonderbar. Da nahm sie ihre roten Schuhe, sie waren das Liebste, was sie hatte, und warf beide in den Fluß hinein; aber sie fielen in die Nähe des Ufers, und die kleinen Wellen trugen sie wieder zu ihr ans Land. Es war gerade, als wolle der Fluß das Liebste, was sie hatte, nicht nehmen, weil er den kleinen Kay ja auch nicht hatte. Aber sie glaubte nun, daß sie die Schuhe nicht weit genug hinausgeworfen habe, und so kroch sie in ein Boot, das im Schilf lag, ging an das äußerste Ende und warf die Schuhe von da aus in das Wasser. Das Boot war jedoch nicht festgebunden, und bei der Bewegung, die sie verursachte, glitt es vom Lande ab. Sie beeilte sich auszusteigen; ehe sie aber dazu kam, war das Boot über eine Elle vom Land entfernt, und trieb schneller und schneller voran.

Da erschrak die kleine Gerda sehr und fing an zu weinen; aber niemand außer den Sperlingen hörte sie, und die konnten sie nicht zurück ans Land tragen; doch sie flogen am Ufer entlang und sangen, als wollten sie das Mädchen trösten: „Hier sind wir, hier sind wir!“ Das Boot trieb mit dem Strom; die kleine Gerda saß ganz still in ihren Strümpfen da, ihre kleinen, roten Schuhe trieben hinter ihr her; aber sie konnten das Boot nicht erreichen, das hatte schnellere Fahrt.



Hübsch war es an beiden Ufern: schöne Blumen, alte Bäume und Abhänge, auf denen Schafe und Kühe weideten; aber nicht ein Mensch war zu erblicken.

„Vielleicht trägt mich der Fluß zum kleinen Kay hin", dachte Gerda. Da wurde sie froher, erhob sich und betrachtete viele Stunden lang die schönen grünen Ufer. Nach einiger Zeit sah sie einen großen Kirschgarten, in dem ein kleines Haus mit sonderbaren roten und blauen Fenstern stand; übrigens hatte es ein Strohdach, und zwei hölzerne Soldaten, die vor den Vorbeisegelnden das Gewehr schulterten, bewachten es.

Gerda rief sie an, denn sie glaubte, daß sie lebendig seien, aber sie antworteten natürlich nicht; sie kam ganz nahe an sie heran, weil der Fluß das Boot gerade auf das Land zutrieb.

Gerda rief noch lauter. Da kam eine alte, alte Frau aus dem

Haus, die sich auf einen Krückstock stützte; sie trug einen großen Sonnenhut, der mit den schönsten Blumen bemalt war.

„Du armes, kleines Kind!“ sagte die alte Frau, „wie bist du denn auf den großen, reißenden Strom gekommen und so weit in die Welt gefahren?“ Und die alte Frau ging in das Wasser hinein, faßte mit ihrem Krückstock nach dem Boot, zog es ans Ufer und hob die kleine Gerda heraus.

Gerda war froh, wieder auf festem Boden zu stehen, obwohl sie sich vor der fremden alten Frau ein wenig fürchtete.

„Komm, erzähle mir, wer du bist und wie du hierher kommst!“ sagte sie.

Gerda erzählte ihr alles. Und die Alte schüttelte mit dem Kopf und sagte: „Hm! Hm!“ Und als Gerda ihr alles gesagt und sie auch gefragt hatte, ob sie nicht den kleinen Kay gesehen habe, sagte die Frau, daß er nicht vorbeigekommen sei; aber er komme wohl noch. Sie solle nur nicht traurig sein, sondern ihre Kirschen kosten und ihre Blumen betrachten, die seien schöner als irgendein Bilderbuch; jede könne eine Geschichte erzählen. Dann nahm sie Gerda bei der Hand, führte sie in das kleine Haus hinein und schloß die Tür zu.

Die Fenster lagen sehr hoch, die Scheiben waren rot und blau und gelb, das Tageslicht schimmerte so seltsam in allen Farben herein. Auf dem Tisch standen die schönsten Kirschen, und Gerda aß davon, so viel sie wollte, denn das war ihr ja erlaubt. Während sie aß, kämmte die alte Frau ihr mit einem goldenen Kamm das Haar, daß es sich ringelte, und die golden glänzenden Locken umrahmten das kleine liebliche Gesicht, das schön wie eine Rose war.

„Nach einem so lieben kleinen Mädchen habe ich mich schon lange gesehnt“, sagte die Alte. „Nun wirst du sehen, wie gut wir miteinander leben werden!“ Und je länger sie das Haar der kleinen Gerda kämmte, desto mehr vergaß Gerda ihren kleinen Spielgefährten Kay, denn die alte Frau konnte zaubern; aber eine böse Zauberin war sie nicht; sie zauberte nur ein wenig zu ihrem eigenen Vergnügen und wollte die kleine Gerda gern behalten. Deshalb ging sie auch in den Garten hinaus, streckte

ihren Krückstock gegen alle Rosensträucher aus, und so schön sie auch blühten, sanken sie doch sofort in die schwarze Erde hinunter, und man konnte nicht sehen, wo sie gestanden waren. Die Alte fürchtete nämlich, daß Gerda, wenn sie die Rosen sähe, an ihre eigenen Rosen und an den kleinen Kay denken würde und ihr dann davonlaufe.

Nun führte sie Gerda hinaus in den Blumengarten. Was war da für ein Duft und eine Herrlichkeit! Alle nur denkbaren Blumen, wie sie zu jeder Jahreszeit blühen, standen hier gemeinsam in herrlichster Blütenpracht, kein Bilderbuch konnte bunter und schöner sein. Gerda sprang vor Freuden hin und her und spielte, bis die Sonne hinter den hohen Kirschbäumen unterging. Dann bekam sie ein weiches Bettchen mit roten Seidenkissen, die mit duftenden Veilchen gestopft waren; und sie schlief und träumte so herrlich darin wie eine Königin an ihrem Hochzeitstag.

Am nächsten Tag konnte sie wieder im warmen Sonnenschein mit den Blumen spielen. So vergingen viele Tage. Gerda kannte jede Blume; aber so viele auch da waren, meinte sie doch, daß eine fehle, sie wußte nur nicht, welche. Da saß sie eines Tages und betrachtete den Sonnenhut der alten Frau mit den gemalten Blumen, und gerade die schönste war eine Rose. Die Alte hatte vergessen, diese vom Hut wegzuwischen, als sie die anderen in die Erde zauberte. Ja, so ist es, wenn man die Gedanken nicht immer beisammen hat!

„Wie, sind hier keine Rosen?“ sagte Gerda und sprang zwischen die Beete, suchte und suchte, nein, da war keine zu finden. Da setzte sie sich hin und weinte, und ihre Tränen fielen gerade auf eine Stelle, wo ein Rosenstrauch versunken war, und als die warmen Tränen die Erde benetzten, schoß der Strauch auf einmal empor, so blühend wie er versunken war. Gerda legte ihre Arme um ihn, küßte die Rosen und dachte an die herrlichen Rosen daheim und auch an den kleinen Kay.

„Oh, wie bin ich aufgehalten worden!“ sagte das kleine Mädchen. „Ich wollte doch Kay suchen! – Wißt ihr nicht, wo er ist?“ fragte sie die Rosen. „Glaubt ihr, daß er tot ist?“

„Tot ist er nicht“, antworteten die Rosen. „Wir sind ja in der Erde gewesen, wo alle Toten sind, aber Kay war nicht da.“

„Ich danke euch!“ sagte die kleine Gerda und ging zu den anderen Blumen, sah in ihre Kelche hinein und fragte: „Wißt ihr, wo der kleine Kay ist?“

Aber jede Blume stand in der Sonne und träumte ihr eigenes Märchen oder Geschichtchen; davon hörte Gerda viele, viele; aber keine wußte etwas von Kay.

Was sagte denn die Feuerlilie?

„Hörst du die Trommel? Bum! Bum! Es sind nur zwei Töne, immer: Bum! Bum! Höre der Frauen Trauergesang, höre den Ruf der Priester! – In ihrem langen roten Mantel steht das Hinduweib auf dem Scheiterhaufen; die Flammen lodern um sie und ihren toten Mann; aber das Hinduweib denkt an den Lebenden hier im Kreis, an ihn, dessen Augen heißer als die Flammen brennen, an ihn, dessen Herzensfeuer ihr Herz stärker berührt als die Flammen, die bald ihren Körper zu Asche verbrennen. Kann die Flamme des Herzens in der Flamme des Scheiterhaufens erlöschen?“

„Das verstehe ich nicht“, sagte die kleine Gerda.

„Das ist mein Märchen!“ sagte die Feuerlilie.

Was sagte die Winde?

„Über dem schmalen Fußweg hängt eine alte Ritterburg; dichtes Immergrün wächst um die verwitterten roten Mauern, Blatt an Blatt, um den Altan herum; und da steht ein schönes Mädchen; es beugt sich weit über das Geländer und sieht den Weg hinunter. Keine Rose blüht lieblicher an den Zweigen als sie; keine Apfelblüte, die der Wind dem Baum entführt, schwebt leichter dahin als sie. Wie rauscht das prächtige Seidengewand! – Kommt er noch nicht?“

„Ist es Kay, den du meinst?“ fragte die kleine Gerda.

„Ich spreche nur von meinem Märchen, meinem Traum“, erwiderte die Winde.

Was sagte die kleine Schneeblume?

„Zwischen den Bäumen hängt an Seilen ein langes Brett, das ist eine Schaukel. Zwei niedliche kleine Mädchen – ihre Kleider

sind weiß wie der Schnee, lange grüne Seidenbänder flattern von den Hüten – sitzen darauf und schaukeln. Der Bruder, der größer als die Schwestern ist, steht auf der Schaukel; er hat den Arm um das Seil geschlungen, um sich zu halten, denn in der einen Hand hält er eine kleine Schale, in der anderen eine Tonpfeife, mit der er Seifenblasen bläst. Die Schaukel fliegt, und die Blasen steigen in schillernd schönen Farben hoch, die letzte hängt noch am Pfeifenstiel und wiegt sich im Wind. Die Schaukel schwebt. Ein kleiner schwarzer Hund, leicht wie die Seifenblasen, stellt sich auf die Hinterfüße und will mit auf die Schaukel; aber die fliegt; der Hund fällt, bellt und ist böse; er wird geneckt, die Seifenblasen platzen. Ein schaukelndes Brett, ein vergängliches Schaumgebilde ist mein Gesang!"

„Es mag ja hübsch sein, was du erzählst; aber du sagst es so traurig und erwähnst den kleinen Kay nicht."

Was sagten die Hyazinthen?

„Es waren drei schöne Schwestern, zart und fein. Die eine trug ein rotes Kleid, die zweite ein blaues und die dritte ein weißes. Hand in Hand tanzten sie am stillen See im hellen Mondenschein. Es waren keine Elfen, es waren Menschenkinder. Es duftete so süß, und die Mädchen verschwanden im Wald. Und der Duft wurde stärker. Drei Särge, darin die schönen Mädchen lagen, glitten aus dem Waldesdunkel über den See dahin. Wie kleine schwebende Lichter flogen Johanniswürmchen leuchtend umher. Schlafen die tanzenden Mädchen? – Der Blumenduft sagt, sie sind tot; und die Abendglocke läutet den Grabgesang."

„Du machst mich sehr traurig", sagte die kleine Gerda. „Du duftest so stark. Ich muß an die toten Mädchen denken. Ach, ist denn der kleine Kay wirklich tot? Die Rosen sind unter der Erde gewesen und sagen ‚Nein!' "

„Kling, klang!" läuteten die Hyazinthenglocken. „Wir läuten nicht für den kleinen Kay, wir kennen ihn nicht; wir singen nur unser Lied, das einzige, das wir können."

Und Gerda ging zur Butterblume, die aus den glänzenden grünen Blättern hervorschien.

„Du bist eine kleine helle Sonne!" sagte Gerda. „Sag mir, ob du weißt, wo ich meinen Gespielen finden kann?"

Und die Butterblume glänzte noch stärker und blickte Gerda an. Welches Lied konnte die Butterblume wohl singen? Es kündete auch nicht von Kay.

„In einem kleinen Hof schien die liebe Gottessonne am ersten Frühlingstag ganz warm; ihre Strahlen glitten an den weißen Wänden eines Hauses hinab; dort wuchs die erste gelbe Blume und glänzte golden in den warmen Sonnenstrahlen. Die alte Großmutter saß draußen in ihrem Stuhl; ihre Enkelin, ein armes schönes Dienstmädchen, kehrte aus ihrem Dienst heim zu einem kurzen Besuch. Sie küßte die Großmutter, und es war Gold, Herzensgold, in dem gesegneten Kuß. Gold im Munde, Gold im Grunde, Gold in der frühen Morgenstunde! Sieh, das ist meine kleine Geschichte!" sagte die Butterblume.

„Meine arme alte Großmutter!" seufzte Gerda. „Ja, sie sehnt sich gewiß nach mir und grämt sich um mich, ebenso wie um den kleinen Kay. Aber ich komme bald wieder nach Hause, und dann bringe ich Kay mit. – Es nützt nichts, daß ich die Blumen frage, die kennen nur ihr eigenes Lied; sie geben mir keinen Bescheid."

Dann band Gerda ihr Kleidchen auf, damit sie rascher laufen könne; aber die Pfingstlilie schlug an ihr Bein, als sie über die Blume hinwegsprang. Gerda blieb stehen, betrachtete die hohe, gelbe Blume und fragte: „Weißt du vielleicht etwas?" Und sie beugte sich zur Pfingstlilie hinab. Was sagte die?

„Ich kann mich selbst erblicken! Ich kann mich selbst sehen!" sagte die Pfingstlilie. „Oh, oh, wie ich dufte! – Oben in dem Erkerzimmer steht, halb angekleidet, eine kleine Tänzerin; bald steht sie auf einem Bein, bald auf beiden; sie tritt die ganze Welt mit Füßen; sie blendet alle. Aus dem Teetopf gießt sie Wasser auf ihr Miederchen und wäscht es. Reinlichkeit ist eine schöne Sache! Das weiße Kleid hängt am Haken, es ist auch im Teetopf gewaschen und auf dem Dach getrocknet worden. Sie zieht es an und schlägt das safrangelbe Tuch um den Hals; nun wirkt das Kleid noch weißer. Das Bein ausgestreckt! Sieh, wie sie auf

einem Stiel prangt! Ich kann mich selbst erblicken! Ich kann mich selbst sehen!"

„Das kümmert mich nicht!" sagte Gerda. „Das brauchst du mir nicht zu erzählen!" Und dann lief sie bis an das Ende des Gartens.

Die Gartentür war verschlossen, aber sie rüttelte so stark an der verrosteten Klinke, daß das Schloß zerbrach; die Tür ging auf, und die kleine Gerda sprang mit bloßen Füßen in die weite Welt hinaus. Sie blickte dreimal zurück, aber niemand verfolgte sie. Zuletzt konnte sie nicht mehr laufen, und sie setzte sich auf einen großen Stein. Als sie um sich blickte, merkte sie, daß der Sommer schon vorbei war; es war Spätherbst; das konnte man in dem schönen Garten, aus dem sie kam, gar nicht wahrnehmen, weil da immer die Sonne schien und immer Blumen aller Jahreszeiten blühten.

„Gott, wie habe ich mich verspätet!" sagte die kleine Gerda. „Es ist ja Herbst geworden, da darf ich nicht ruhen!" Und sie erhob sich, um weiterzulaufen.

Oh, wie waren ihre kleinen Füße so wund und so müde! Ringsum sah es kalt und rauh aus. Die schmalen Weidenblätter waren ganz gelb, Tautropfen hingen an den Zweigen; ein Blatt nach dem andern fiel ab. Nur der Schlehdorn trug noch Früchte, die waren aber herb und zogen den Mund zusammen. Oh, wie war es grau und schwer in der weiten Welt!

4

Prinz und Prinzessin

Gerda mußte wieder ausruhen. Da hüpfte an der Stelle, wo sie saß, gerade gegenüber von ihr, eine große Krähe im Schnee herum; die hatte lange dagesessen, sie betrachtet und mit dem Kopf gewackelt; nun sagte sie: „Krah! Krah! Guten Tag! Guten Tag!" Besser konnte sie es nicht herausbringen, aber sie meinte

es gut mit dem kleinen Mädchen und fragte, wohin es so allein in die weite Welt hinausgehe. Das Wort „allein“ verstand Gerda sehr gut und spürte so richtig, wieviel darin lag. Und sie erzählte der Krähe ihr ganzes Leben und Schicksal und fragte, ob sie Kay nicht gesehen habe.

Und die Krähe nickte bedächtig und sagte: „Das könnte sein! Das könnte sein!“

„Wie? Glaubst du?“ rief das kleine Mädchen und hätte sie fast totgedrückt, so küßte es die Krähe.

„Vernünftig, vernünftig!“ sagte die Krähe. „Ich glaube, ich weiß – ich glaube, es kann sein! Der kleine Kay – aber nun hat er dich sicher über der Prinzessin vergessen!“

„Wohnt er bei einer Prinzessin?“ fragte Gerda.

„Ja, hör zu!“ sagte die Krähe. „Es fällt mir allerdings schwer, deine Sprache zu sprechen. Verstehst du die Krähensprache? Dann könnte ich besser erzählen.“

„Nein, die habe ich nicht gelernt“, sagte Gerda, „aber die Großmutter verstand sie und konnte sie auch sprechen. Hätte ich sie doch nur gelernt!“

„Macht nichts!“ sagte die Krähe. „Ich werde erzählen, so gut ich kann.“ Dann erzählte sie, was sie wußte.

„In dem Königreich, in dem wir jetzt sitzen, wohnt eine Prinzessin, die ist über alle Maßen klug, aber sie hat auch alle Zeitungen, die es in der Welt gibt, gelesen und alles wieder vergessen, so klug ist sie. Neulich saß sie auf dem Thron, und das ist gar nicht so angenehm, wie man sagt, da fing sie an, ein Lied zu singen, und das lautete so: ‚Weshalb sollt‘ ich nicht heiraten!‘ Da überlegte sie und sagte zu sich: ‚Daran mag etwas sein‘, und so wollte sie sich verheiraten; aber sie wollte nur einen Mann haben, der zu antworten verstehe, wenn man mit ihm spreche, einen, der nicht nur dastehe und vornehm aussehe, denn das sei zu langweilig. Nun ließ sie alle Hofdamen zusammentrommeln, und als sie hörten, was die Prinzessin wollte, wurden sie sehr vergnügt. ‚Das hören wir gern‘, sagten sie, ‚daran dachten wir neulich auch!‘ – Du kannst glauben, daß jedes Wort, das ich sage, wahr ist!“ fügte die Krähe hinzu. „Ich

habe eine zahme Geliebte, die geht frei im Schloß umher, und die hat mir alles erzählt!"

Die Geliebte war natürlich auch eine Krähe, denn eine Krähe sucht die andere; das ist schon immer so gewesen.

„Die Zeitungen kamen gleich mit einer Umrandung aus Herzen heraus, in denen der Namenszug der Prinzessin stand; man konnte darin lesen, daß es jedem jungen Mann, der gut aussehe, freistehe, auf das Schloß zu kommen und mit der Prinzessin zu sprechen. Derjenige, der so rede, daß man hören könne, er sei dort wie zu Hause, und der am besten spreche, den wolle die Prinzessin zum Manne nehmen. – Ja, ja!" sagte die Krähe, „du kannst es mir glauben, es ist gewiß so wahr, wie ich hier sitze. Junge Männer strömten herbei; es war ein Gelaufe und ein Gedränge; aber es glückte weder am ersten noch am zweiten Tag. Sie konnten alle gut reden, wenn sie auf der Straße waren. Sobald sie aber durch das Schloßtor traten und die Wächter mit ihren breiten Silbergürteln sahen und auf den Treppen die Diener in ihrer goldbetreßten Kleidung und zuletzt die großen erleuchteten Säle – dann wurden sie verwirrt. Und standen sie gar vor dem Thron, auf dem die Prinzessin saß, dann wußten sie nichts zu sagen als das letzte Wort, das sie gesprochen hatte, und das noch einmal zu hören, dazu hatte sie keine Lust. Es war, als ob die Leute da drinnen Schnupftabak auf den Magen bekommen hätten und in Schlaf gefallen wären, bis sie wieder auf die Straße kamen, dann erst konnten sie wieder reden wie vorher. Da stand nun eine Reihe junger Männer, vom Stadttor an bis zum Schloß. – Ich war selbst drinnen, um es zu sehen!" sagte die Krähe. „Sie waren hungrig und durstig, aber auf dem Schloß erhielten sie nicht einmal ein Glas Wasser. Zwar hatten einige der klügsten Butterbrot mitgenommen, aber sie teilten es nicht mit ihrem Nachbarn, sie dachten: ‚Laß ihn nur hungrig aussehen, dann nimmt die Prinzessin ihn nicht!' "

„Aber Kay, der kleine Kay?" fragte Gerda. „Wann kam er? War der unter der Menge?"

„Warte! Warte! Jetzt sind wir bei ihm! Es war am dritten Tag, da kam eine kleine Person, ohne Pferd und Wagen, frohgemut

und gutgelaunt gerade auf das Schloß zu marschiert; seine Augen glänzten wie deine, er hatte schönes langes Haar, aber er trug recht ärmliche Kleider."

„Das war Kay!" jubelte Gerda. „Oh, dann habe ich ihn gefunden!" Und sie klatschte in die Hände.

„Er hatte ein kleines Ränzel auf dem Rücken", sagte die Krähe.

„Nein, das war sicher sein Schlitten!" sagte Gerda, „denn mit dem Schlitten ging er fort."

„Das kann sein", sagte die Krähe, „ich sah nicht so genau hin. Aber ich weiß von meiner zahmen Geliebten, daß er nicht im geringsten verlegen wurde, als er in das Schloß kam und die silberblinkenden Leibwächter sah und die goldbetreßten Diener auf der Treppe; er winkte ihnen zu und sagte: ‚Es muß langweilig sein, auf der Treppe zu stehen, ich gehe lieber hinein!' Die Säle waren hell erleuchtet. Staatsräte und Minister gingen auf bloßen Füßen, damit man die Prinzessin nicht störe, und trugen Goldgefäße. Es konnte einem ganz andächtig im Herzen werden! Kays Stiefel knarrten gewaltig laut, aber ihm wurde nicht bange."

„Das ist ganz gewiß Kay!" sagte Gerda. „Ich weiß, er hatte neue Stiefel an; ich habe sie in Großmutters Stube knarren hören."

„Ja freilich knarrten sie!" sagte die Krähe. „Und frischen Mutes ging er geradewegs zur Prinzessin hinein. Sie saß auf einer großen Perle, so groß wie ein Spinnrad, und alle Hofdamen mit ihren Jungfern und den Jungfern der Jungfern und alle Hofleute mit ihren Dienern und den Dienern der Diener, die sich wieder einen Burschen hielten, standen ringsherum aufgestellt; und je näher sie der Tür standen, desto stolzer sahen sie aus. Selbst den Burschen des Dienerdieners, der immer in Pantoffeln geht, wagt man kaum anzusehen, so stolz steht er in der Tür."

„Das muß schrecklich sein!" sagte die kleine Gerda. „Hat Kay die Prinzessin erhalten?"

„Wäre ich nicht eine Krähe, hätte ich sie genommen, un-

geachtet dessen, daß ich verlobt bin. Er soll aber ebensogut gesprochen haben wie ich, wenn ich die Krähensprache spreche; das habe ich von meiner zahmen Geliebten gehört. Er war freundlich und nett. Er war nicht gekommen, die Prinzessin zu freien, sondern nur, um ihre Klugheit zu hören; und die fand er gut, und sie fand ihn ebenfalls gut."

„Ja, bestimmt, das war Kay!" sagte Gerda. „Er war so klug; er konnte mit Brüchen kopfrechnen. – Oh, willst du mich nicht in das Schloß führen?"

„Das ist leicht gesagt!" antwortete die Krähe. „Aber wie machen wir das? Ich werde es mit meiner zahmen Geliebten besprechen, sie kann uns sicher einen Rat geben, denn das muß ich dir sagen: So ein kleines Mädchen, wie du bist, erhält niemals die Erlaubnis hineinzukommen."

„Doch, die erhalte ich!" sagte Gerda. „Wenn Kay hört, daß ich da bin, kommt er gleich heraus und holt mich!"

„Erwarte mich dort am Gitter!" sagte die Krähe, wackelte mit dem Kopf und flog davon.

Erst am späten Abend kehrte die Krähe zurück. „Rar! Rar!" sagte sie. „Ich soll dich vielmals von ihr grüßen, und hier ist ein kleines Brot für dich, sie nahm es aus der Küche, dort ist Brot genug, und du bist sicher hungrig. – Es ist nicht möglich, daß du durch das Tor ins Schloß hineinkommst. Du bist ja barfuß. Die Wächter mit den Silbergürteln und die Diener mit den Goldtressen würden es nicht erlauben. Aber weine nicht! Du sollst schon hinaufkommen. Meine Geliebte kennt eine schmale Hintertreppe, die zum Schlafgemach führt, und sie weiß, wie sie den Schlüssel erhalten kann."

Sie gingen in den Garten hinein, in die große Allee, wo ein Blatt nach dem andern abfiel, denn es war ja Herbst. Als im Schloß am Abend die Lichter gelöscht wurden, eines nach dem anderen, führte die Krähe die kleine Gerda zu einer Hintertür, die nur angelehnt war.

Oh, wie pochte Gerdas Herz vor Angst und Sehnsucht! Es war ihr beinahe zumute, als ob sie etwas Böses tun wolle; und sie wollte doch nur wissen, ob der kleine Kay da sei. Ja, er mußte

hier sein! Seine klugen Augen, sein schönes langes Haar waren ihr so lebhaft in Erinnerung, sie konnte ihn deutlich lächeln sehen, wie damals, als sie daheim unter den Rosen saßen. Er würde sicher froh sein, sie zu sehen, zu hören, welchen langen Weg sie um seinetwillen zurückgelegt hatte, zu wissen, wie traurig daheim alle waren, als er nicht wiederkam. Oh, das war eine Furcht und eine Freude!

Nun waren sie auf der Treppe. Da brannte eine kleine Lampe, mitten auf dem Fußboden stand die zahme Krähe und drehte den Kopf nach allen Seiten und betrachtete Gerda, die sich verneigte, wie die Großmutter sie gelehrt hatte.

„Mein Verlobter hat mir so viel Gutes von Ihnen berichtet, mein kleines Fräulein", sagte die zahme Krähe. „Ihr Lebenslauf, wie man es nennt, ist auch sehr rührend. – Wollen Sie die Lampe tragen, dann werde ich vorangehen. Wir nehmen diesen geraden Weg, denn da begegnen wir niemandem."

„Es ist mir, als komme jemand hinter uns her", sagte Gerda, und schon sauste es an ihr vorbei, wie Schatten fuhr es an der Wand entlang: Pferde mit fliegenden Mähnen und dünnen Beinen, Jägerburschen, Herren und Damen zu Pferde.

„Das sind nur Träume", sagte die Krähe, „die kommen und holen die Gedanken der hohen Herrschaften zur Jagd ab. Das ist recht gut, dann können Sie sie besser im Bett betrachten. Aber ich hoffe, daß Sie ein dankbares Herz zeigen, wenn Sie zu Ehren und Würden gelangen."

„Das versteht sich von selbst!" sagte die Krähe vom Wald.

Nun kamen sie in den ersten Saal, der war mit rosarotem Atlas ausgeschlagen, auf dem sich künstliche Blumen an den Wänden emporrankten. Hier sausten schon die Träume an ihnen vorbei, aber sie fuhren so schnell, daß Gerda die hohen Herrschaften nicht zu sehen bekam. Immer prächtiger wurden die Säle, immer prunkvoller; man konnte direkt verwirrt werden. Jetzt standen sie im Schlafgemach. Hier glich die Decke einer großen Palme mit Blättern aus kostbarem Glas, und mitten auf dem Fußboden hingen an einem dicken Stengel aus

Gold zwei Betten, von denen jedes wie eine Lilie aussah; die eine war weiß, in der lag die Prinzessin; die andere war rot, und in dieser sollte Gerda den kleinen Kay suchen. Sie bog eines der roten Blätter zur Seite, da sah sie einen braunen Nacken. – Oh, das war Kay! Sie rief laut seinen Namen und hielt die Lampe über ihn – wieder sausten die Träume auf den Pferden in den Saal herein –, der Schlafende erwachte, drehte den Kopf um und – es war nicht der kleine Kay.

Der Prinz glich ihm nur im Nacken, aber jung und hübsch war er. Und aus dem weißen Lilienblatt blinzelte die Prinzessin hervor und fragte, wer da sei. Da weinte die kleine Gerda bitterlich und erzählte ihre ganze Geschichte und alles, was die Krähen für sie getan hatten.

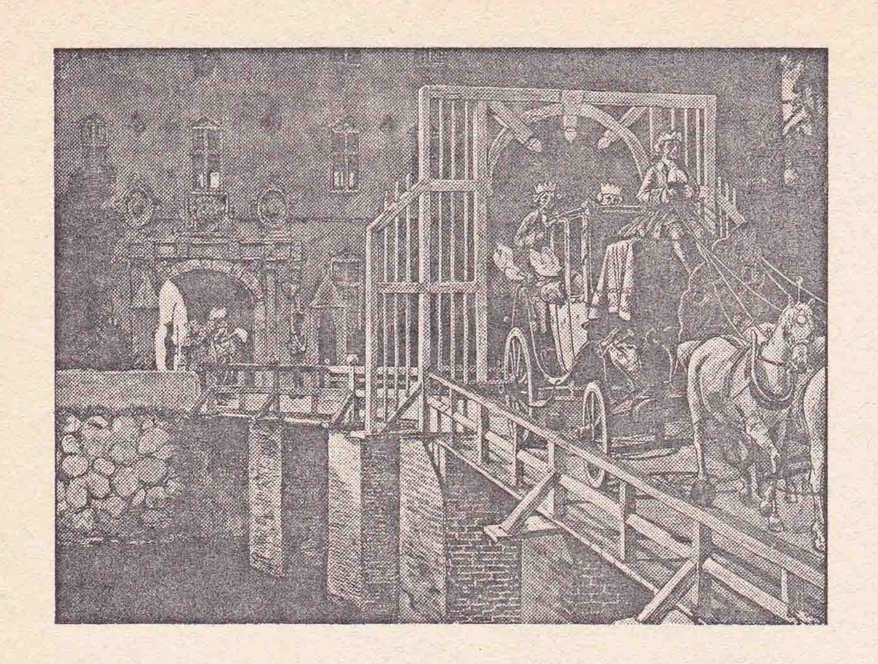
„Du armes Kind!" sagten der Prinz und die Prinzessin. Sie lobten die Krähen und versicherten, daß sie nicht böse auf sie seien, aber sie sollten es nicht wieder tun. Eine Belohnung würden sie sofort erhalten.

„Wollt ihr frei fliegen?" fragte die Prinzessin. „Oder wollt ihr eine feste Anstellung als Hofkrähen haben, mit allem, was in der Küche abfällt?"

Beide Krähen verneigten sich und baten um feste Anstellung, denn sie dachten an ihr Alter und sagten: „Es wäre schön, etwas für die alten Tage zu haben."

Der Prinz stand aus seinem Bett auf und ließ Gerda darin schlafen, mehr konnte er nicht tun. Sie faltete ihre kleinen Hände und dachte: „Wie gut sind doch die Menschen und die Tiere!" Dann schloß sie ihre Augen und schlief sanft. Die Träume kamen wieder hereingeflogen, sie sahen wie Engel Gottes aus und zogen einen kleinen Schlitten, auf dem saß Kay und nickte. Aber das Ganze war nur ein Traum, und deshalb war es auch wieder fort, sobald sie erwachte.

Am folgenden Tag wurde Gerda von Kopf bis Fuß in Seide und Samt gekleidet; es wurde ihr angeboten, auf dem Schloß zu bleiben und gute Tage zu genießen; aber sie bat nur um einen Wagen und Pferd und um ein paar Stiefelchen; dann wolle sie wieder in die weite Welt hinausfahren und Kay suchen.



Sie erhielt die Stiefelchen und einen warmen Muff, alles kleidete sie niedlich. Als sie sich verabschiedete, stand vor der Tür eine neue Kutsche aus reinem Gold mit dem Wappen des Prinzen und der Prinzessin daran; Kutscher, Diener und Vorreiter, denn es waren auch Vorreiter da, saßen mit Goldkronen auf dem Kopf zu Pferde. Der Prinz und die Prinzessin halfen ihr selbst in den Wagen und wünschten ihr alles Glück. Die Waldkrähe, die nun verheiratet war, begleitete sie die ersten drei Meilen; sie saß neben Gerda, denn sie konnte es nicht vertragen, hinten zu fahren. Die andere Krähe stand in der Tür und schlug mit den Flügeln, sie kam nicht mit, denn sie litt an Kopfschmerzen, seit sie eine feste Anstellung und zuviel zu essen erhalten hatte. Innen war die Kutsche mit Zuckerbrezeln gefüttert, und auf dem Sitzplatz waren Früchte und Pfeffernüsse.

„Lebwohl! Lebwohl!" riefen der Prinz und die Prinzessin, und die kleine Gerda weinte, und die Krähe weinte. So fuhren sie drei Meilen weit, da sagte auch die Krähe Lebewohl, und das

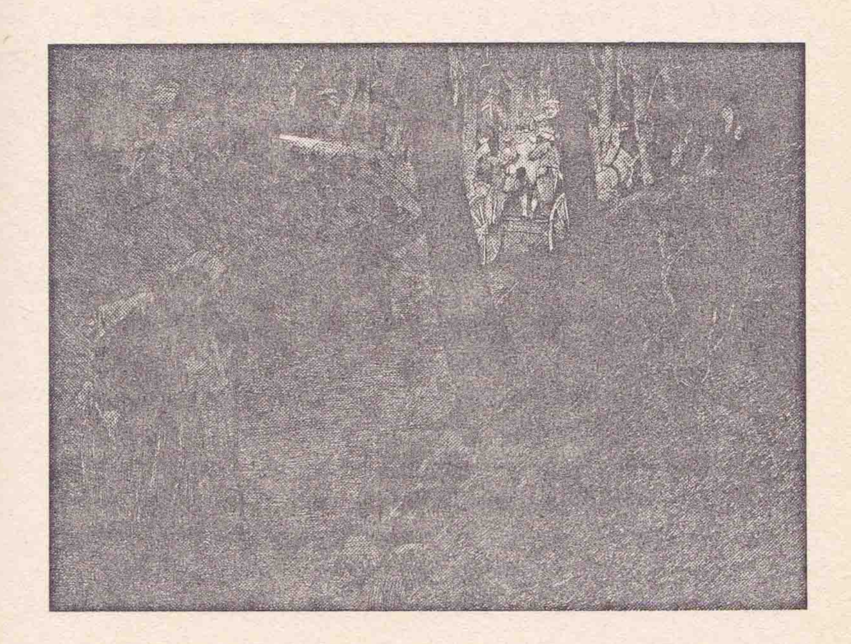
war der schwerste Abschied. Sie flog auf einen Baum und schlug mit ihren schwarzen Flügeln, solange sie den Wagen, der wie die Sonne strahlte, sehen konnte.

5

Das kleine Räubermädchen

Sie fuhren durch den dunklen Wald, aber die Kutsche leuchtete wie eine Fackel. Das stach den Räubern im Wald in die Augen, das konnten sie nicht ertragen.

„Das ist Gold! Das ist Gold!“ riefen sie, stürzten hervor, ergriffen die Pferde, schlugen die kleinen Reiterbuben, den Kutscher und die Diener tot und zogen dann die kleine Gerda aus dem Wagen.



„Sie ist fett, sie ist niedlich, sie ist mit Nußkernen gefüttert!" sagte das alte Räuberweib, das einen langen, struppigen Bart und Augenbrauen hatte, die über seine Augen hingen.

„Sie ist so gut wie ein kleines fettes Lamm; sie soll uns schmecken!" Dabei zog es sein blankes Messer heraus, und das glänzte, daß es zum Gruseln war.

„Au!" schrie das Weib im selben Augenblick, denn es wurde von der eigenen Tochter, die auf seinem Rücken hing, gar wild und unartig ins Ohr gebissen. „Du häßlicher Balg!" schimpfte die Mutter und kam nicht dazu, Gerda zu schlachten.

„Sie soll mit mir spielen!" sagte das kleine Räubermädchen. „Sie soll mir ihren Muff und ihr hübsches Kleid geben und bei mir in meinem Bett schlafen!" Und dann biß es wieder, daß das Räuberweib in die Höhe sprang und sich um sich selbst drehte. Und alle Räuber lachten und riefen: „Seht, wie es mit seinem Balg tanzt!"

„Ich will in den Wagen hinein", sagte die kleine Räubertochter. Sie wollte immer ihren Willen durchsetzen, so ungezogen war sie und so hartnäckig. Sie und Gerda saßen nun drinnen im Wagen und fuhren über Stock und Stein immer tiefer in den Wald hinein.

Das kleine Räubermädchen war so groß wie Gerda, aber stärker, breitschultriger und dunkelhäutig. Ihre Augen waren ganz schwarz und sahen fast traurig aus. Sie faßte die kleine Gerda um den Leib und sagte: „Sie sollen dich nicht schlachten, solange ich dir nicht böse bin. Du bist wohl eine richtige Prinzessin?"

„Nein", sagte Gerda und erzählte alles, was sie erlebt hatte und wie lieb sie den kleinen Kay habe.

Das Räubermädchen betrachtete sie ganz ernsthaft, nickte ein wenig mit dem Kopf und sagte: „Sie sollen dich nicht schlachten, selbst wenn ich noch so böse auf dich werde, dann will ich es schon selbst tun!" Und dann trocknete sie Gerdas Augen und steckte ihre beiden Hände in den schönen Muff, der so weich und so warm war.

Nun hielt die Kutsche. Sie standen mitten auf dem Hof eines

Räuberschlosses, das von oben bis unten geborsten war. Raben und Krähen flogen aus den offenen Löchern, und die großen Bullenbeißer, von denen jeder aussah, als könne er einen Menschen verschlingen, sprangen in die Höhe, aber sie bellten nicht, denn das war verboten.

In dem großen, alten, verräucherten Saal brannte mitten auf dem steinernen Fußboden ein helles Feuer; der Rauch zog unter der Decke hin und mußte sich selbst einen Ausgang suchen; ein riesengroßer Braukessel mit Suppe kochte; Hasen und Kaninchen wurden an Spießen gebraten.

„Du sollst in dieser Nacht bei mir schlafen, mit allen meinen kleinen Tieren", sagte das Räubermädchen. Sie bekamen zu essen und zu trinken und gingen dann in eine Ecke, wo Stroh und Teppiche lagen. Darüber saßen auf Latten und Stäben mehr als hundert Tauben, die alle zu schlafen schienen, sich aber noch ein wenig drehten, als die beiden kleinen Mädchen kamen.

„Die gehören mir alle!" sagte das Räubermädchen und griff rasch nach einer der Nächstsitzenden, hielt sie an den Füßen und schüttelte sie, daß sie mit den Flügeln schlug. „Küsse sie!" rief sie und klatschte sie Gerda ins Gesicht. „Da sitzt das Waldgesindel", fuhr sie fort und zeigte hinter eine Menge Stäbe, die vor einem Loch oben in der Mauer eingeschlagen waren, „diese beiden Wildtauben, die fliegen gleich fort, wenn man sie nicht recht eingeschlossen hält. Und hier steht mein alter liebster Bä!" Und sie zog ein Rentier am Horn, das einen blanken kupfernen Ring um den Hals trug und angebunden war. „Den müssen wir auch in der Klemme halten, sonst springt er uns fort. Jeden Abend kitzle ich ihn am Hals mit meinem scharfen Messer, davor fürchtet er sich sehr!" Und das kleine Mädchen zog ein langes Messer aus einer Mauerspalte heraus und ließ es über den Hals des Rentiers gleiten; das arme Tier schlug mit den Beinen aus, aber das kleine Räubermädchen lachte und zog dann Gerda mit ins Bett.

„Willst du das Messer behalten, wenn du schläfst?" fragte Gerda und blickte etwas furchtsam nach ihm.

„Ich schlafe immer mit dem Messer", sagte das kleine Räubermädchen. „Man weiß nie, was passieren kann. Aber erzähle mir nun noch einmal, was du vorhin von dem kleinen Kay erzählt hast und weshalb du in die weite Welt hinausgegangen bist."

Gerda berichtete von vorn, und die Wildtauben gurrten im Käfig oben, die anderen Tauben schliefen.

Das kleine Räubermädchen legte seinen Arm um Gerdas Hals, hielt das Messer in der anderen Hand und schlief, daß man es hörte; aber Gerda konnte ihre Augen nicht schließen; sie wußte nicht, ob sie leben oder sterben wollte. Die Räuber saßen um das Feuer, sangen und tranken, und das Räuberweib schlug Purzelbäume. Oh, es war gräßlich für das kleine Mädchen, das mitanzusehen!

Auf einmal gurrten die Wildtauben: „Kurre! Kurre! Wir haben den kleinen Kay gesehen. Ein weißes Huhn trug seinen Schlitten; er saß im Wagen der Schneekönigin, der dicht über den Wald dahinfuhr, als wir im Nest lagen; sie blies auf uns junge Tauben, und außer uns beiden starben alle. Kurre! Kurre!"

„Was sagt ihr dort oben?" rief Gerda. „Wohin reiste die Schneekönigin? Wißt ihr etwas davon?"

„Sie reiste wahrscheinlich nach Lappland, denn dort ist immer Schnee und Eis! Frag das Rentier, das hier am Strick angebunden steht!"

„Dort ist ewig Eis und Schnee, dort ist es herrlich und gut!" sagte das Rentier, „dort springt man frei herum in den großen, weiten Tälern. Dort hat die Schneekönigin ihr Sommerzelt; aber ihr festes Schloß ist oben am Nordpol, auf jener Insel, die Spitzbergen genannt wird."

„O Kay, kleiner Kay!" seufzte Gerda.

„Du mußt ruhig liegen", sagte das Räubermädchen, „sonst stoße ich dir das Messer in den Leib!"

Am nächsten Morgen erzählte Gerda ihm alles, was die Wildtauben gesagt hatten, und das kleine Räubermädchen blickte ganz ernsthaft drein, nickte mit dem Kopf und sagte:

„Das ist einerlei! Das ist einerlei!“ – „Weißt du, wo Lappland ist?“ wandte es sich dann an das Rentier.

„Wer könnte es besser wissen als ich!“ sagte das Tier, und seine Augen funkelten. „Dort bin ich geboren und aufgewachsen, dort bin ich auf den Schneefeldern herumgesprungen.“

„Höre!“ sagte das Räubermädchen zu Gerda, „du siehst, unsere Mannsleute sind alle fort, nur die Mutter ist noch hier, und die bleibt; aber gegen Mittag trinkt sie aus der großen Flasche, und darauf schlummert sie ein wenig; dann werde ich etwas für dich tun!“ Dabei sprang sie aus dem Bett, fiel der Mutter um den Hals, zog sie am Bart und sagte: „Mein einzig lieber Ziegenbock, guten Morgen!“ Und die Mutter gab ihr Nasenstüber, daß die Nase rot und blau wurde, aber alles aus lauter Liebe.

Als die Mutter dann aus ihrer Flasche getrunken hatte und eingeschlafen war, ging das Räubermädchen zum Rentier und sagte: „Ich hätte bestimmt viel Freude, wenn ich dich noch manches Mal mit dem scharfen Messer kitzeln würde, denn dann bist du zu drollig. Doch das ist mir jetzt einerlei. Ich will deine Schnur lösen und dir hinaushelfen, damit du nach Lappland laufen kannst; aber du mußt tüchtig rennen und dies kleine Mädchen zum Schloß der Schneekönigin bringen, wo ihr Spielkamerad ist. Du hast gehört, was sie erzählte, sie sprach laut genug, und du hast gehorcht.“

Das Rentier machte einen Freudensprung. Dann hob das Räubermädchen die kleine Gerda hinauf, band sie vorsichtshalber fest und gab ihr sogar ihr kleines Kissen als Sitz mit. „Da hast du auch deine Pelzstiefel“, sagte sie, „denn es wird kalt; nur den Muff behalte ich, der ist gar zu niedlich. Deswegen sollst du aber nicht frieren. Hier hast du die großen Fausthandschuhe meiner Mutter, die reichen dir bis zum Ellbogen hinauf. Kriech hinein! Jetzt siehst du an den Händen genauso wie meine häßliche Mutter aus.“

Gerda weinte vor Freude.

„Ich kann das weinerliche Getue nicht ausstehen!“ sagte das kleine Räubermädchen. „Jetzt solltest du eigentlich recht froh

sein. Und hier hast du zwei Brote und einen Schinken, da wirst du nicht hungern.“ Beides wurde hinten auf das Rentier gebunden. Das kleine Räubermädchen öffnete die Tür, lockte alle großen Hunde herein, schnitt dann den Strick mit ihrem scharfen Messer durch und sagte zum Rentier: „Lauf nun! Aber gib acht auf das kleine Mädchen!“

Gerda streckte beide Hände mit den großen Fausthandschuhen dem Räubermädchen hin und sagte ihm Lebewohl. Dann jagte das Rentier über Stock und Stein davon, durch den großen Wald, über Sümpfe und Steppen, so schnell es nur konnte. Die Wölfe heulten, und die Raben schrien.

„Fut! Fut!“ zischte es am Himmel; es war, als sprühe er Feuer.

„Das sind meine alten Nordlichter“, sagte das Rentier, „sieh, wie sie leuchten!“ Und nun lief es noch schneller, Tag und Nacht. Die Brote wurden verzehrt, der Schinken auch, und dann waren sie in Lappland.

6

Die Lappin und die Finnin

Bei einem kleinen Haus hielten sie an, es war ein sehr armseliges Haus: Das Dach hing bis zur Erde herunter, und die Tür war so niedrig, daß die Familie kriechen mußte, wenn sie heraus oder hinein wollte. Außer einer alten Lappin, die bei einer Tranlampe Fische kochte, war niemand daheim. Das Rentier erzählte Gerdas ganze Geschichte, aber zuerst seine eigene, denn diese erschien ihm weit wichtiger, und Gerda war von der Kälte so angegriffen, daß sie nicht sprechen konnte.

„Ach, ihr Armen!“ sagte die Lappin, „da habt ihr noch einen weiten Weg! Über hundert Meilen müßt ihr noch in Finnmarken laufen. Dort wohnt die Schneekönigin auf dem Lande und brennt jeden Abend ihr leuchtendes Feuerwerk ab. Ich werde



einige Worte auf einen trockenen Stockfisch schreiben, Papier habe ich nicht, den gebe ich euch für die Finnin dort oben mit, sie kann euch bessere Auskünfte geben als ich."

Als sich Gerda nun aufgewärmt hatte und zu essen und zu trinken bekommen hatte, schrieb die Lappin einige Worte auf einen trockenen Stockfisch, bat Gerda, gut darauf aufzupassen, band sie wieder auf dem Rentier fest, und das Rentier rannte davon. „Fut! Fut!" ging es oben am Himmel, die ganze Nacht brannten die schönsten blauen Nordlichter.

Dann kamen sie nach Finnmarken. Sie klopften an den Schornstein der Finnin, denn sie hatte nicht einmal eine Tür am Haus. Drinnen war eine Hitze, daß die Finnin fast nackt ging. Sie war klein und schmutzig. Sofort machte sie die Kleider der kleinen Gerda auf und zog ihr die Fausthandschuhe und Stiefel aus, denn sonst wäre es ihr zu heiß geworden. Dann legte sie

dem Rentier ein Stück Eis auf den Kopf und las schließlich, was auf dem Stockfisch geschrieben stand. Sie las es dreimal, da wußte sie es auswendig und steckte den Fisch in den Suppentopf, denn er konnte ja noch gegessen werden, und sie verschwendete nie etwas.

Nun erzählte das Rentier zuerst wieder seine Geschichte, dann die Geschichte der kleinen Gerda. Die Finnin blinzelte mit den klugen Augen, sagte aber nichts.

„Du bist sehr klug", sagte das Rentier, „ich weiß, daß du alle Winde der Welt mit einem Zwirnsfaden zusammenbinden kannst. Wenn der Schiffer den einen Knoten löst, so erhält er guten Wind, löst er den anderen, dann weht es scharf, und löst er den dritten und vierten, so stürmt es, daß die Bäume umfallen. Willst du nicht dem kleinen Mädchen einen Trank geben, daß es die Zwölfmännerkraft erhält und die Schneekönigin überwindet?"

„Die Zwölfmännerkraft?" sagte die Finnin. „Ja, das würde viel helfen!" Dann ging sie in eine Ecke, holte ein großes, zusammengerolltes Fell und rollte es auf. Da waren wunderbare Buchstaben darauf geschrieben, und die Finnin las, daß ihr der Schweiß von der Stirn rann.

Aber das Rentier bat wieder so sehr für die kleine Gerda, und Gerda blickte die Finnin mit so bittenden, tränenvollen Augen an, daß sie wiederum blinzelte und das Rentier in einen Winkel zog, wo sie ihm noch einmal frisches Eis auf den Kopf legte, während sie ihm zuflüsterte: „Der kleine Kay ist freilich bei der Schneekönigin und findet dort alles nach seinem Geschmack und Gefallen und glaubt, es sei der beste Ort auf der Welt. Das kommt daher, weil er von dem zersprungenen Teufelsspiegel einen Glassplitter ins Herz und ein kleines Glaskörnchen ins Auge bekommen hat, die müssen zuerst heraus, sonst wird er nie wieder ein Mensch, und die Schneekönigin behält weiterhin die Gewalt über ihn."

„Aber kannst du nicht der kleinen Gerda etwas eingeben, damit sie Gewalt über das Ganze erhält?"

„Ich kann ihr keine größere Gewalt geben, als sie schon

besitzt. Siehst du nicht, wie groß die ist? Siehst du nicht, wie Menschen und Tiere ihr dienen müssen, wie gut sie auf bloßen Füßen in der Welt weitergekommen ist? Von uns kann sie nicht ihre Macht erhalten, die sitzt in ihrem Herzen, die besteht darin, daß sie ein liebes, unschuldiges Kind ist. Wenn sie nicht selbst zur Schneekönigin gelangen kann und das Glas aus dem kleinen Kay herausholt, dann können wir nicht helfen. Zwei Meilen von hier beginnt der Garten der Schneekönigin; dahin kannst du das kleine Mädchen tragen. Setze es bei dem großen Busch ab, der mit roten Beeren im Schnee steht; halte keinen Gevatterklatsch, sondern spute dich und komme sofort zurück!"

Dann hob die Finnin die kleine Gerda auf das Rentier, und das Tier lief, was es konnte.

„Oh, ich habe meine Stiefel nicht! Ich habe meine Fausthandschuhe nicht!" rief die kleine Gerda. Das merkte sie erst in der schneidenden Kälte. Aber das Rentier wagte nicht anzuhalten, es lief, bis es zu dem Busch mit den roten Beeren gelangte. Da setzte es Gerda ab und küßte sie auf den Mund, dabei liefen große heiße Tränen über die Backen des Tieres. Dann lief es, so schnell es nur konnte, wieder zurück.

Die arme Gerda stand ohne Schuhe, ohne Handschuhe mitten in dem entsetzlich eiskalten Finnmarken. Sie rannte vorwärts, so schnell sie konnte. Da schwirrte ein ganzes Heer von Schneeflocken herbei, aber die fielen nicht vom Himmel, der war hell und glänzte von Nordlichtern. Die Schneeflocken liefen auf der Erde, und je näher sie kamen, desto größer wurden sie. Gerda erinnerte sich noch, wie groß und kunstvoll die Schneeflocken damals ausgesehen hatten, die sie durch das Brennglas betrachtet hatte. Hier waren sie freilich noch größer, und fürchterlich dazu, denn sie lebten und hatten die sonderbarsten Gestalten. Einige sahen aus wie häßliche große Stachelschweine, andere wie Knoten, gebildet von Schlangen, die ihre Köpfe hervorstreckten, noch andere wie kleine dicke Bären, auf denen das Haar sich sträubte; alle waren glänzend weiß, alle waren lebendige Schneeflocken. Sie waren die Vorposten der Schneekönigin.

Die kleine Gerda betete ihr Vaterunser. Die Kälte war so groß, daß sie ihren eigenen Atem sehen konnte; wie Rauch quoll er aus ihrem Mund. Dichter und dichter wurde der Atem und formte sich zu kleinen Engeln, die mehr und mehr wuchsen, wenn sie sich der Erde näherten. Alle trugen Helme auf dem Kopf und Spieße und Schilde in den Händen. Immer größer wurde die Anzahl der Engel, und als Gerda ihr Vaterunser beendet hatte, war ein ganzes Heer um sie. Mit ihren Spießen stachen sie gegen die gräßlichen Schneeflocken, so daß sie in hundert Stücke zersprangen. Und die kleine Gerda ging nun sicher und frohen Mutes vorwärts. Die Engel streichelten ihre Hände und Füße, da empfand sie die Kälte weniger, und sie eilte zum Schloß der Schneekönigin.

Aber nun wollen wir doch zuerst einmal sehen, wie es Kay geht. Er dachte freilich nicht an die kleine Gerda, und am wenigsten daran, daß sie draußen vor dem Schloß stehen könnte.

7

Im Schloß der Schneekönigin

Die Wände des Schlosses waren aus treibendem Schnee gebildet und die Fenster und Türen aus den schneidenden Winden. Es waren über hundert Säle, alle gestaltet, wie der Schnee sie zusammengeweht hatte; der größte erstreckte sich mehrere Meilen lang. Das starke Nordlicht beleuchtete alle. Wie groß und leer, wie eisig kalt und glänzend waren sie! Nie gab es hier frohe Feste, nicht einmal einen kleinen Bärenball, zu dem der Sturm hätte aufspielen können und an dem die Eisbären hätten auf den Hinterfüßen gehen und ihre feinen Umgangsformen zeigen können; nie eine kleine Spielgesellschaft mit Maulklapp und Tatzenschlag; nie ein kleiner Kaffeeklatsch von den Weißfuchsdamen. Leer und kalt war es in den Sälen der Schneekönigin. Die Nordlichter flammten so regelmäßig und deutlich

auf, daß man danach zählen konnte, wann sie am höchsten und wann sie am niedrigsten standen. In einem dieser unendlich leeren Schneesäle lag ein zugefrorener See, der in tausend Stücke zersprungen war; aber ein Stück fügte sich an das andere, so daß ein vollkommenes Kunstwerk entstand. Mitten auf dem See saß die Schneekönigin, wenn sie zu Hause war. Dann sagte sie, daß sie im Spiegel des Verstandes sitze und daß er der einzige und der beste in der Welt sei.

Der kleine Kay war ganz blau vor Kälte, ja, fast schwarz; aber er merkte es nicht, denn die Schneekönigin hatte ihm den Kälteschauer abgeküßt, und sein Herz glich einem Eisklumpen. Er schleppte gerade einige scharfe flache Eisstücke hin und her, die er auf alle mögliche Weise aneinanderfügte, denn er wollte damit etwas herausbringen. Es war ähnlich wie das „Chinesische Spiel", bei dem kleine Holztafeln zu Figuren zusammengelegt werden. Kay versuchte auch, die kunstvollsten Figuren zu legen. Das war das Eisspiel des Verstandes. In seinen Augen waren die Figuren ausgezeichnet und von höchster Wichtigkeit; das bewirkte das Glaskörnchen in seinem Auge. Er legte vollständige Figuren, die ein geschriebenes Wort waren, aber nie gelang es ihm, jenes Wort zu legen, das er haben wollte, das Wort: Ewigkeit. Die Schneekönigin hatte gesagt: „Bringst du diese Figur fertig, dann sollst du dein eigener Herr sein, und ich schenke dir die ganze Welt und ein Paar neue Schlittschuhe." Aber er konnte es nicht.

„Nun sause ich fort in die warmen Länder", sagte die Schneekönigin eines Tages. „Ich will hinfahren und in die schwarzen Töpfe gucken." Das waren die feuerspeienden Berge Ätna und Vesuv, wie man sie nennt. „Ich werde sie ein wenig weiß machen, das gehört dazu; das tut auch den Zitronen und den Weintrauben gut."

Die Schneekönigin flog davon, und Kay saß ganz allein in dem viele Meilen großen, leeren Eissaal, betrachtete die Eisstücke und dachte so angestrengt nach, daß es in ihm knackte; ganz steif und still saß er, man hätte glauben können, er sei erfroren.

Da trat die kleine Gerda durch das große Tor in das Schloß ein. Schneidend kalte Winde empfingen sie. Aber sie schritt ungehindert durch die großen, leeren, kalten Säle – da sah sie Kay. Sie erkannte ihn sofort, sie flog ihm um den Hals und hielt ihn fest umschlungen. „Kay, lieber kleiner Kay! Habe ich dich endlich gefunden!" rief sie.

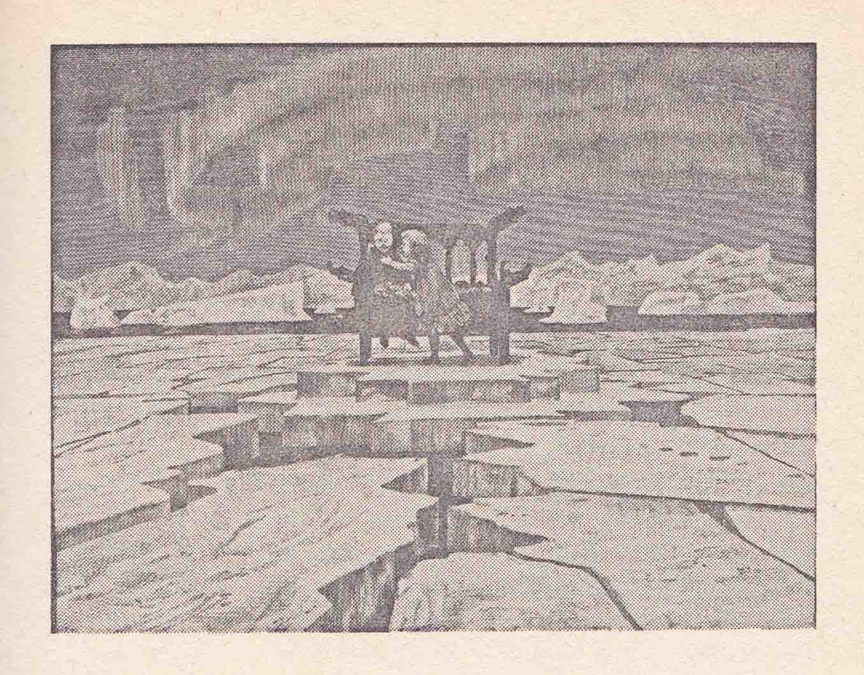
Aber Kay saß still und steif und kalt. Da weinte die kleine Gerda heiße Tränen, sie fielen auf seine Brust und drangen in sein Herz; sie tauten den Eisklumpen auf und verzehrten das kleine Spiegelstück darin. Er schaute Gerda an, und sie sang das Lied:

„Die Rosen, sie blüh'n und verwehen,
Wir werden das Christkindlein sehen!"

Da brach Kay in Tränen aus, er weinte so sehr, daß das Spiegelkörnchen aus seinem Auge schwamm. Nun erkannte er Gerda und jubelte: „Gerda! Liebe kleine Gerda! Wo bist du nur so lange gewesen? Und wo bin ich gewesen?" Und er blickte um sich. „Wie kalt ist es hier! Wie öde und leer!" Er klammerte sich an Gerda, und sie lachte und weinte vor Glück. Das war so herrlich, daß selbst die Eisstücke ringsherum vor lauter Freude tanzten, und als sie müde waren und sich niederlegten, lagen sie gerade in den Buchstaben, von denen die Schneekönigin gesagt hatte, daß er sie ausfindig machen solle, dann sei er sein eigener Herr, und sie wolle ihm die ganze Welt und ein Paar neue Schlittschuhe schenken.

Gerda küßte seine Wangen, und sie wurden frisch und blühend; sie küßte seine Augen, und sie leuchteten wie ihre; sie küßte seine Hände und Füße, und er war gesund und munter. Die Schneekönigin mochte nun nach Hause kommen: sein Freibrief lag da, mit glänzenden Eisstücken geschrieben.

Sie faßten einander an der Hand und wanderten aus dem großen Schloß hinaus. Sie sprachen von der Großmutter und



von den Rosen auf dem Dach. Und wo sie gingen, ruhten die Winde und die Sonne brach hervor. Als sie den Busch mit den roten Beeren erreichten, stand das Rentier da und wartete; es hatte noch ein anderes junges Rentier mitgebracht, dessen Euter voll war; und dieses gab den Kleinen seine warme Milch. Dann trugen die Rentiere Kay und Gerda zuerst zur Finnin, wo sie sich in der heißen Stube aufwärmten und über die Heimreise Bescheid erhielten. Dann ritten sie zur Lappin, die ihnen neue Kleider genäht und ihren Schlitten instand gesetzt hatte. Und auf ihm fuhren sie nun heimwärts. Das Rentier und das Junge sprangen nebenher und folgten ihnen bis zur Grenze des Landes. Dort sproß schon das erste zarte Grün hervor. Die ersten kleinen Vögel begannen zu zwitschern, die Bäume trieben grüne Knospen. Da nahmen sie Abschied von den Rentieren und sagten einander Lebewohl.

Als Gerda und Kay in den großen Wald kamen, ritt ihnen auf einem prächtigen Pferd ein junges Mädchen entgegen mit einer

glänzend roten Mütze auf dem Kopf und Pistolen im Halfter. Gerda kannte das Pferd, es war einst vor die goldene Kutsche gespannt gewesen. Sie erkannte auch die Reiterin, und diese erkannte sie, und sie freuten sich sehr. Das war doch das kleine Räubermädchen, das es satt hatte, zu Hause zu sein. Es wollte in die weite Welt hinausreiten, zuerst gegen Norden, und wenn ihm das nicht gefiel, irgendwo andershin.

„Du bist mir ein sauberes Bürschchen, mit deiner Herumtreiberei!“ sagte es zum kleinen Kay. „Ich möchte wissen, ob du es verdienst, daß man wegen dir bis ans Ende der Welt läuft!“

Aber Gerda streichelte das Räubermädchen und fragte nach dem Prinzen und der Prinzessin.

„Die sind in fremde Länder gereist!“ sagte es.

„Und die Krähe?“ fragte Gerda.

„Ja, die ist tot!“ erwiderte es. „Die zahme Geliebte ist Witwe geworden und geht mit einem schwarzen Wollfaden um das Bein; sie klagt jämmerlich, doch das Ganze ist nur dummes Geschwätz! – Aber erzähle mir nun, wie es dir ergangen ist und wie du ihn erwischt hast!“

Gerda und Kay erzählten, was sie erlebt hatten.

„Schnipp-Schnapp-Schnurre-Purre-Basselurre!“ sagte das Räubermädchen, nahm beide bei der Hand und versprach, sie zu besuchen, wenn es je in ihre Stadt kommen sollte. Und dann ritt es in die weite Welt hinaus.

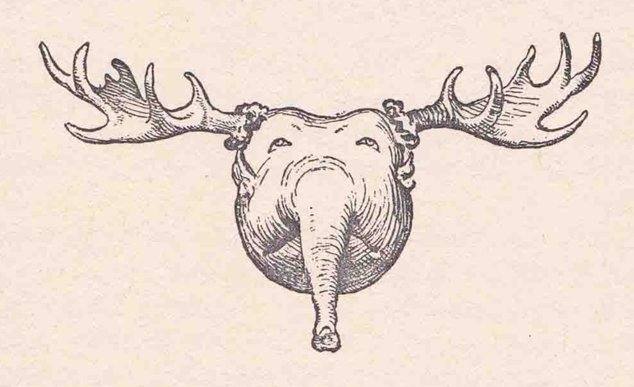
Gerda und Kay wanderten Hand in Hand weiter. Und wo sie gingen, war herrlicher Frühling mit Blumen und Grün. Die Kirchenglocken läuteten, und sie erkannten die hohen Türme und die große Stadt, in der sie wohnten. Sie gingen hinein in die Stadt und kamen zum Haus der Großmutter. Sie stiegen die Treppe hinauf und gingen in die Stube, wo alles wie früher auf derselben Stelle stand. Die Uhr tickte: „Tick! Tack!“, und die Zeiger drehten sich. Aber als Kay und Gerda durch die Tür traten, merkten sie, daß sie erwachsene Menschen geworden waren. Die Rosen in der Dachrinne blühten zum offenen Fenster herein. Die kleinen Kinderstühle standen auch noch da, und jedes setzte sich auf seinen. Sie hielten einander an der

Hand. Die kalte, leere Herrlichkeit bei der Schneekönigin hatten sie wie einen schweren Traum vergessen. Die Großmutter saß im hellen Sonnenschein und las aus der Bibel vor: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so werdet ihr das Reich Gottes nicht schauen!"

Und Kay und Gerda sahen einander in die Augen und verstanden auf einmal das alte Lied:

„Die Rosen, sie blüh'n und verwehen,
Wir werden das Christkindlein sehen!"

Da saßen sie beide, erwachsen und doch Kinder, im tiefsten Herzen Kinder; und es war Sommer, warmer herrlicher Sommer.



Die Blumen der kleinen Ida

„Meine armen Blumen sind ganz krank!“ sagte die kleine Ida. „Wie schön waren sie gestern abend noch, und nun lassen sie alle Blätter hängen! Warum tun sie das?“ fragte sie den Studenten, der auf dem Sofa saß. Er mochte Ida sehr gern. Die allerschönsten Geschichten kannte er und schnitt die lustigsten Bilder aus: Herzen mit kleinen, tanzenden Damen darin, zierliche Blumen und große Schlösser, in denen man die Türen öffnen konnte; er war ein fröhlicher Student. „Warum sehen die Blumen heute so krank aus?“ fragte sie wieder und zeigte ihm einen Strauß, der ganz welk war.

„Weißt du, was ihnen fehlt?“ sagte der Student. „Die Blumen sind in der letzten Nacht auf dem Ball gewesen, darum lassen sie die Köpfe hängen.“

„Aber die Blumen können ja nicht tanzen!“ sagte die kleine Ida.

„Doch, sie können tanzen“, sagte der Student, „wenn es dunkel wird und wenn wir schlafen, dann springen sie lustig herum; fast jede Nacht halten sie Ball.“

„Können Kinder auch auf diesen Ball gehen?“ fragte die kleine Ida.

„Ja“, sagte der Student, „Blumenkinder: kleine Gänseblümchen und Maiglöckchen.“

„Wo tanzen die schönen Blumen?“ fragte die kleine Ida.

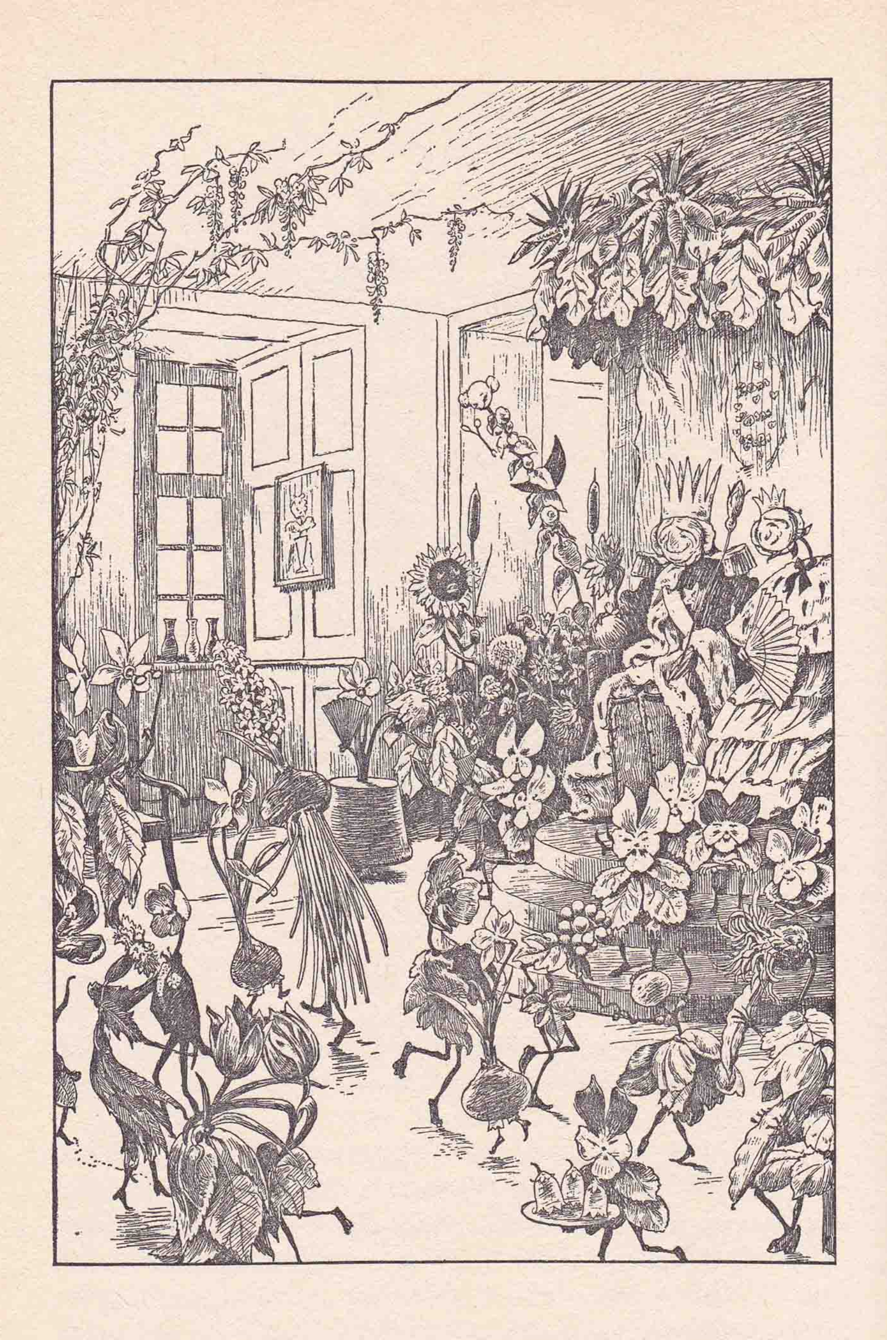
„Bist du nicht oft schon draußen vor dem Tor bei dem großen Schloß gewesen, wo der König im Sommer wohnt und wo der herrliche Garten mit den vielen Blumen ist? Du hast ja die Schwäne gesehen, die zu dir herschwimmen, wenn du ihnen Brotkrümelchen gibst. Und dort draußen ist großer Ball, das kannst du mir wirklich glauben!“

„Ich war gestern mit meiner Mutter draußen im Garten“,



sagte Ida, „aber alle Bäume standen ohne Blätter da, und Blumen waren auch keine mehr da. Wo sind sie? Im Sommer sah ich so viele.“

„Sie sind drinnen im Schloß“, sagte der Student. „Weißt du, sobald der König und alle Hofleute in die Stadt ziehen, laufen die Blumen gleich aus dem Garten in das Schloß und sind lustig. Das solltest du sehen! Die beiden schönsten Rosen setzen sich auf den Thron, und dann sind sie König und Königin; die roten Hahnenkämme stellen sich zu beiden Seiten auf und verbeugen



sich, das sind die Kammerjunker. Dann kommen alle niedlichen Blumen, und es ist großer Ball. Die blauen Veilchen stellen kleine Seekadetten vor, sie tanzen mit Hyazinthen und Krokus, die sie Fräulein nennen. Die Tulpen und die großen Feuerlilien sind alte Damen, die passen auf, daß schön getanzt wird und daß es fein zugeht."

„Aber", fragte die kleine Ida, „ist niemand da, der den Blumen etwas zuleide tut, weil sie im Schloß des Königs tanzen?"

„Es weiß eigentlich niemand etwas davon", sagte der Student. „Manchmal kommt allerdings nachts der alte Schloßverwalter, der dort draußen aufpassen soll; er hat ein großes Schlüsselbund bei sich; aber sobald die Blumen die Schlüssel rasseln hören, sind sie still, verstecken sich hinter den Gardinen und strecken die Köpfe hervor. ‚Ich rieche, daß Blumen hier sind', sagt dann der alte Schloßverwalter, aber er kann sie nicht sehen."

„Das ist herrlich!" sagte die kleine Ida und klatschte in die Hände. „Aber könnte ich die Blumen auch nicht sehen?"

„Doch!" sagte der Student, „aber denk daran, wenn du wieder hinauskommst, daß du durch das Fenster hineinschaust, dann wirst du sie schon bemerken. Das tat ich heute auch. Und da lag eine lange gelbe Lilie auf dem Sofa und streckte sich, sie war eine Hofdame."

„Können auch die Blumen aus dem Botanischen Garten dorthin kommen? Können sie den weiten Weg laufen?"

„Ja, gewiß", sagte der Student, „wenn sie wollen, können sie sogar fliegen. Hast du nicht die schönen Schmetterlinge gesehen, die roten, gelben und weißen? Sie sehen fast wie Blumen aus, und das sind sie auch gewesen. Sie sind vom Stengel hoch in die Luft geflogen und haben hier mit den Blättern geschlagen, als wären es kleine Flügel, und dann flogen sie davon. Und weil sie sich gut benahmen, bekamen sie die Erlaubnis, auch bei Tag herumzufliegen und brauchten nicht wieder still auf ihrem Stiel zu sitzen; so wurden die Blätter schließlich zu richtigen Flügeln. Das hast du ja selbst gesehen. Es kann übrigens sein,

daß die Blumen im Botanischen Garten noch nie im Schloß des Königs gewesen sind oder nicht wissen, daß es dort nachts so lustig zugeht. Darum will ich dir etwas sagen: Er wird staunen, der Professor der Botanik, der hier nebenan wohnt. Du kennst ihn doch? Wenn du also in seinen Garten kommst, mußt du einer der Blumen erzählen, daß draußen im Schloß großer Ball sei, die sagt es allen anderen wieder, und dann fliegen sie fort. Kommt nun der Professor in den Garten hinaus, so ist nicht eine einzige Blume da, und er kann nicht verstehen, wo sie geblieben sind."

„Aber wie kann denn die eine Blume es den anderen erzählen? Die Blumen können ja nicht sprechen!"

„Das können sie freilich nicht", erwiderte der Student, „aber dann geben sie einander Zeichen. Hast du nicht schon oft gesehen, daß die Blumen, wenn es ein wenig windet, sich zunicken und ihre grünen Blätter bewegen? Das ist für sie genauso verständlich, wie wenn wir zusammen sprechen."

„Kann der Professor denn die Zeichen verstehen?" fragte Ida.

„Ja, sicherlich! Eines Morgens kam er in seinen Garten und sah eine große Brennessel stehen, die mit ihren Blättern einer schönen roten Nelke Zeichen machte. Sie sagte: ‚Du bist gar so niedlich, und ich bin dir von Herzen gut!' Aber das gefiel dem Professor nicht, und er schlug der Brennessel auf die Blätter, denn das sind ihre Finger. Aber da brannte er sich, und seit der Zeit wagt er es nicht mehr, eine Brennessel anzurühren."

„Das ist lustig!" sagte die kleine Ida und lachte.

„Wie kann man einem Kind so etwas in den Kopf setzen!" sagte der langweilige Kanzleirat, der gerade zu Besuch gekommen war und auf dem Sofa saß. Er konnte den Studenten nicht leiden und brummte immer, wenn er ihn die drolligen, spaßigen Bildchen ausschneiden sah: Bald war es ein Mann, der an einem Galgen hing und ein Herz in der Hand hielt, denn er war ein Herzensdieb; bald eine alte Hexe, die auf einem Besen ritt und ihren Mann auf der Nase trug. Das konnte der alte Kanzleirat nicht ausstehen, und darum sagte er, gerade wie jetzt: „Wie

kann man einem Kind so etwas in den Kopf setzen! Das ist dumme Phantasie!"

Aber der kleinen Ida kam es doch recht lustig vor, was der Student von ihren Blumen erzählte, und sie dachte viel daran. Die Blumen ließen die Köpfe hängen, denn sie waren müde, weil sie die ganze Nacht hindurch getanzt hatten; sie waren sicher krank. Da ging sie mit ihnen zu ihrem anderen Spielzeug, das auf einem zierlichen, kleinen Tisch stand, dessen Schublade voll schöner Sachen war. Im Puppenbett lag ihre Puppe Sophie und schlief, aber die kleine Ida sagte zu ihr: „Du mußt aufstehen, Sophie, und dich damit begnügen, diese Nacht in der Schublade zu liegen. Die armen Blumen sind krank, und deshalb müssen sie in deinem Bett liegen; vielleicht werden sie dann wieder gesund!" Sie nahm sofort die Puppe heraus, aber die sah recht verdrießlich aus und sagte kein einziges Wort, denn sie war ärgerlich, weil sie ihr Bett nicht behalten durfte.

Dann legte Ida die Blumen in das Puppenbett, zog die kleine Decke über sie und sagte, nun sollten sie brav liegenbleiben, sie wolle ihnen Tee kochen, damit sie wieder gesund würden und morgen aufstehen könnten. Sie zog die Gardinen dicht um das kleine Bett zusammen, damit die Sonne nicht in ihre Augen scheine.

Während des ganzen Abends mußte sie an das denken, was der Student ihr erzählt hatte. Als sie nun selbst zu Bett gehen sollte, mußte sie zuerst hinter die Gardinen sehen, die vor den Fenstern hingen, wo die herrlichen Blumen ihrer Mutter standen, die Hyazinthen und die Tulpen. Und sie flüsterte leise: „Ich weiß wohl, ihr geht diese Nacht auf den Ball!" Aber die Blumen taten, als ob sie nicht verständen, und rührten kein Blatt; doch die kleine Ida wußte, was sie wußte.

Als sie ins Bett gegangen war, lag sie lange wach und dachte, wie hübsch es sein müsse, die schönen Blumen draußen im Schloß des Königs tanzen zu sehen. „Ob meine Blumen wirklich dabei gewesen sind?" fragte sie sich, aber dann schlief sie ein. In der Nacht erwachte sie wieder: Sie hatte von den Blumen geträumt und von dem Studenten, den der Kanzleirat geschol-

ten hatte. Es war still in dem Schlafzimmerchen, in dem Ida lag. Die Nachtlampe brannte, Vater und Mutter schliefen.

„Ob meine Blumen noch in Sophies Bett liegen?" dachte sie bei sich. „Wie gern möchte ich es wissen!" Sie richtete sich ein wenig auf und schaute zur Tür, die angelehnt war: drinnen lagen die Blumen und ihr Spielzeug. Sie horchte, denn es kam ihr vor, als höre sie Klavierspiel in der Stube, ganz leise und so hübsch, wie sie es nie zuvor gehört hatte.

„Nun tanzen gewiß alle Blumen da drinnen!" dachte sie. „O Gott, wie gern möchte ich das doch sehen!" Aber sie wagte nicht aufzustehen, um Vater und Mutter nicht zu wecken.

„Wenn sie doch nur zu mir hereinkommen wollten!" dachte sie. Aber die Blumen kamen nicht, und die leise Musik spielte ununterbrochen. Da konnte sie es nicht mehr aushalten, denn es war gar zu schön. Sie kroch aus ihrem kleinen Bett heraus, schlich leise zur Tür und schaute in die Stube hinein. Nein, wie herrlich war das, was sie sah!

Keine Nachtlampe brannte drinnen, aber es war ganz hell, denn der Mond schien durch das Fenster mitten auf den Fußboden, es war fast so hell wie am Tag. Alle Hyazinthen und Tulpen standen in zwei langen Reihen im Zimmer; es waren wirklich keine mehr am Fenster; dort standen nur noch die leeren Töpfe. Auf dem Fußboden tanzten die Blumen sehr zierlich umeinander herum, bildeten Figuren und hielten sich bei den langen grünen Blättern, wenn sie sich herumschwenkten. Am Klavier saß eine große gelbe Lilie, die die kleine Ida bestimmt im Sommer gesehen hatte, denn sie erinnerte sich deutlich, daß der Student gesagt hatte: „Nein, wie gleicht sie dem Fräulein Linchen!" Damals wurde er von allen ausgelacht, doch nun schien es der kleinen Ida wirklich auch, als ob die lange gelbe Blume dem Fräulein gleiche, sie hatte auch dieselbe Art beim Spielen: Bald neigte sie ihr lächelndes gelbes Antlitz zur einen Seite, bald zur anderen und nickte im Takt zu der herrlichen Musik. Niemand bemerkte die kleine Ida. Dann sah sie, wie eine große blaue Krokusblume mitten auf den Tisch hüpfte, wo das Spielzeug stand, sie ging gerade auf das Puppen-

bett zu und zog die Gardinen beiseite. Da lagen die kranken Blumen, aber sie erhoben sich sofort und nickten den anderen zu, daß sie auch mittanzen wollten. Der alte Räuchermann, dem die Unterlippe abgebrochen war, stand auf und verneigte sich vor den hübschen Blumen, die durchaus nicht krank aussahen; sie sprangen zu den anderen hinunter und waren recht vergnügt.

Ida hörte einen dumpfen Ton, als ob etwas vom Tisch herunterfalle. Sie sah hin: die Fastnachtsrute war heruntergesprungen, sie schien auch zu den Blumen zu gehören. Sie war ebenfalls sehr niedlich, und eine kleine Wachspuppe, die gerade einen solchen breiten Hut auf dem Kopf hatte, wie ihn der Kanzleirat trug, saß obendrauf. Die Fastnachtsrute hüpfte auf ihren drei roten Stelzfüßen mitten unter die Blumen und stampfte laut, denn sie tanzte Mazurka; den Tanz konnten die anderen Blumen nicht, weil sie zu leicht waren und deswegen nicht so zu stampfen vermochten.

Die Wachspuppe auf der Fastnachtsrute wurde auf einmal groß und lang, wirbelte über die Papierblumen hinweg und rief laut: „Wie kann man dem Kind so etwas in den Kopf setzen? Das ist dumme Phantasie!“ Und da glich die Wachspuppe dem Kanzleirat mit dem breiten Hut ganz genau; sie sah ebenso gelb und verdrießlich aus wie er. Aber die Papierblumen schlugen an seine dünnen Beine, und da schrumpfte er wieder zusammen und wurde eine kleine Wachspuppe. Das war so lustig, daß die kleine Ida das Lachen nicht unterdrücken konnte. Die Fastnachtsrute tanzte immer weiter, und der Kanzleirat mußte mittanzen; es half ihm nichts, er mochte sich nun groß und lang machen oder die kleine gelbe Wachspuppe mit dem großen schwarzen Hut bleiben. Da legten die anderen Blumen ein gutes Wort für ihn ein, besonders die, die im Puppenbett gelegen hatten, und dann ließ die Fastnachtsrute es gut sein. Im selben Augenblick klopfte es ganz laut drinnen in der Schublade, wo Idas Puppe Sophie bei vielem anderem Spielzeug lag; der Räuchermann lief bis an die Tischkante, legte sich auf den Bauch und zog die Schublade ein wenig heraus. Da erhob sich Sophie und sah erstaunt ringsumher. „Hier ist wohl Ball?“ fragte sie.



„Warum hat mir das niemand gesagt?“

„Willst du mit mir tanzen?“ fragte der Räuchermann.

„Mit dir? Du bist mir der Rechte zum Tanzen!“ sagte sie und kehrte ihm den Rücken. Dann setzte sie sich auf die Schublade und dachte, daß wohl eine der Blumen kommen und sie auffordern würde; aber es kam keine. Dann räusperte sie sich: „Hm, hm, hm!“ Trotzdem kam keine. Der Räuchermann tanzte nun allein, und das war gar nicht so schlecht.

Weil keine der Blumen Sophie zu bemerken schien, ließ sie sich einfach von der Schublade auf den Fußboden herunterfallen, so daß es großen Lärm gab. Sofort kamen alle Blumen zu ihr gelaufen und fragten, ob sie sich weh getan habe, und alle waren sehr höflich zu ihr, besonders die Blumen, die in ihrem Bett gelegen hatten. Aber sie hatte sich nicht weh getan, und Idas Blumen bedankten sich für das schöne Bett und waren freundlich und nahmen sie mit bis zur Stubenmitte, wo der Mond hinschien, und tanzten mit ihr, und alle anderen Blumen bildeten einen Kreis um sie herum. Nun war Sophie glücklich

und sagte, sie könnten ihr Bett behalten, es mache ihr nichts aus, in der Schublade zu liegen.

Aber die Blumen sagten: „Wir danken dir herzlich, doch wir können nicht so lange leben. Morgen sind wir tot. Aber sage der kleinen Ida, sie möge uns draußen im Garten, wo der Kanarienvogel liegt, begraben, dann wachen wir im Sommer wieder auf und werden noch viel schöner!"

„Nein, ihr dürft nicht sterben!" sagte Sophie und küßte die Blumen. Da ging die Saaltür auf und eine Menge herrlicher Blumen tanzte herein. Ida konnte gar nicht begreifen, woher sie gekommen waren; das waren sicher alle Blumen vom Schloß des Königs draußen. Voran gingen zwei prächtige Rosen, die hatten kleine Goldkronen auf: Sie waren König und Königin. Dann kamen die niedlichen Levkojen und Nelken, die nach allen Seiten grüßten. Sie hatten Musik bei sich: Große Mohnblumen und Päonien bliesen auf Erbsenschoten, daß sie ganz rot im Gesicht wurden; die blauen Traubenhyazinthen und die kleinen weißen Schneeglöckchen klingelten, als ob sie Schellen hätten. Das war eine merkwürdige Musik! Dann kamen viele andere Blumen, die alle tanzten: die blauen Veilchen und die roten Tausendschönchen, die Gänseblümchen und die Maiglöckchen. Die Blumen küßten einander, es war allerliebst anzusehen.

Zuletzt sagten die Blumen einander gute Nacht. Dann schlich auch die kleine Ida in ihr Bett, wo sie von allem träumte, was sie gesehen hatte.

Als sie am nächsten Morgen aufstand, eilte sie schnell an den kleinen Tisch, um zu sehen, ob die Blumen noch da seien. Sie zog die Gardine vom Bettchen zur Seite: Alle Blumen lagen verwelkt da, viel schlimmer als gestern. Sophie lag in der Schublade, wohin Ida sie gelegt hatte, sie sah sehr schläfrig aus.

„Erinnerst du dich, was du mir sagen solltest?" fragte die kleine Ida. Aber Sophie guckte nur dumm und sagte kein einziges Wort. „Du bist gar nicht nett!" sagte Ida. „Und alle tanzten gestern doch mit dir!"

Dann nahm sie eine kleine Pappschachtel, auf die hübsche,

bunte Vögel gemalt waren, machte sie auf und legte die toten Blumen hinein. „Das soll euer schöner Sarg sein“, sagte sie, „und wenn später die Vettern zu Besuch kommen, sollen sie mir helfen, euch draußen im Garten zu begraben, damit ihr im Sommer wieder wachsen und noch viel schöner werden könnt.“

Die Vettern waren zwei lustige Knaben, die Jonas und Adolf hießen. Ihr Vater hatte jedem eine neue Armbrust geschenkt, und die hatten sie bei sich, um sie Ida zu zeigen. Ida erzählte ihnen von den armen Blumen, die gestorben waren, und dann erhielten sie Erlaubnis, sie zu begraben. Beide Knaben gingen mit der Armbrust auf der Schulter voran, und die kleine Ida folgte mit den toten Blumen in der hübschen Schachtel. Draußen im Garten wurde ein kleines Grab gegraben; Ida küßte die Blumen und legte sie dann mit der Schachtel in die Erde. Adolf und Jonas schossen mit den Pfeilen über das Grab, denn Gewehre und Kanonen hatten sie nicht.



Der Reisekamerad

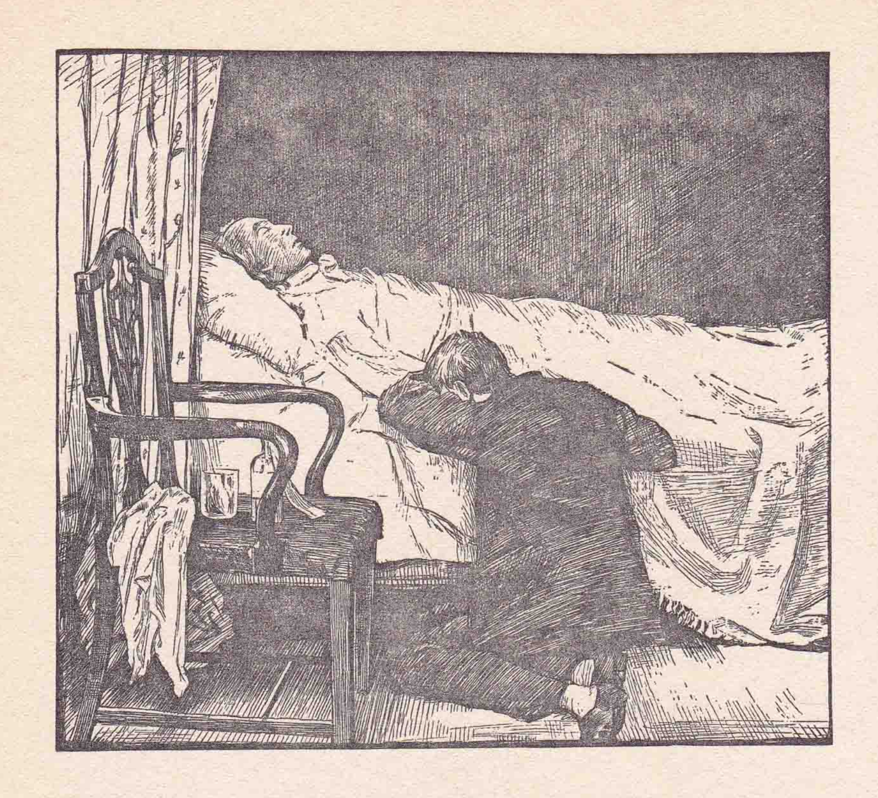
Der arme Johannes war tief traurig, denn sein Vater war sehr krank und konnte nicht mehr gesund werden. Außer den beiden war niemand in dem kleinen Zimmer. Die Lampe auf dem Tisch war am Verlöschen, und es war spät am Abend.

„Du warst ein guter Sohn, Johannes!“ sagte der kranke Vater. „Der liebe Gott wird dir schon in der Welt weiterhelfen!“ Er sah ihn mit ernsten, milden Augen an, holte tief Atem und starb; er lag da, als ob er schlafe. Johannes weinte. Nun hatte er niemanden mehr in der weiten Welt, weder Vater noch Mutter, weder Schwester noch Bruder. Der arme Johannes!

Er kniete vor dem Bett, küßte die Hand des toten Vaters und weinte bitterlich; aber zuletzt schlossen sich seine Augen, und er schlief ein, wobei er den Kopf auf dem harten Bettpfosten liegen hatte.

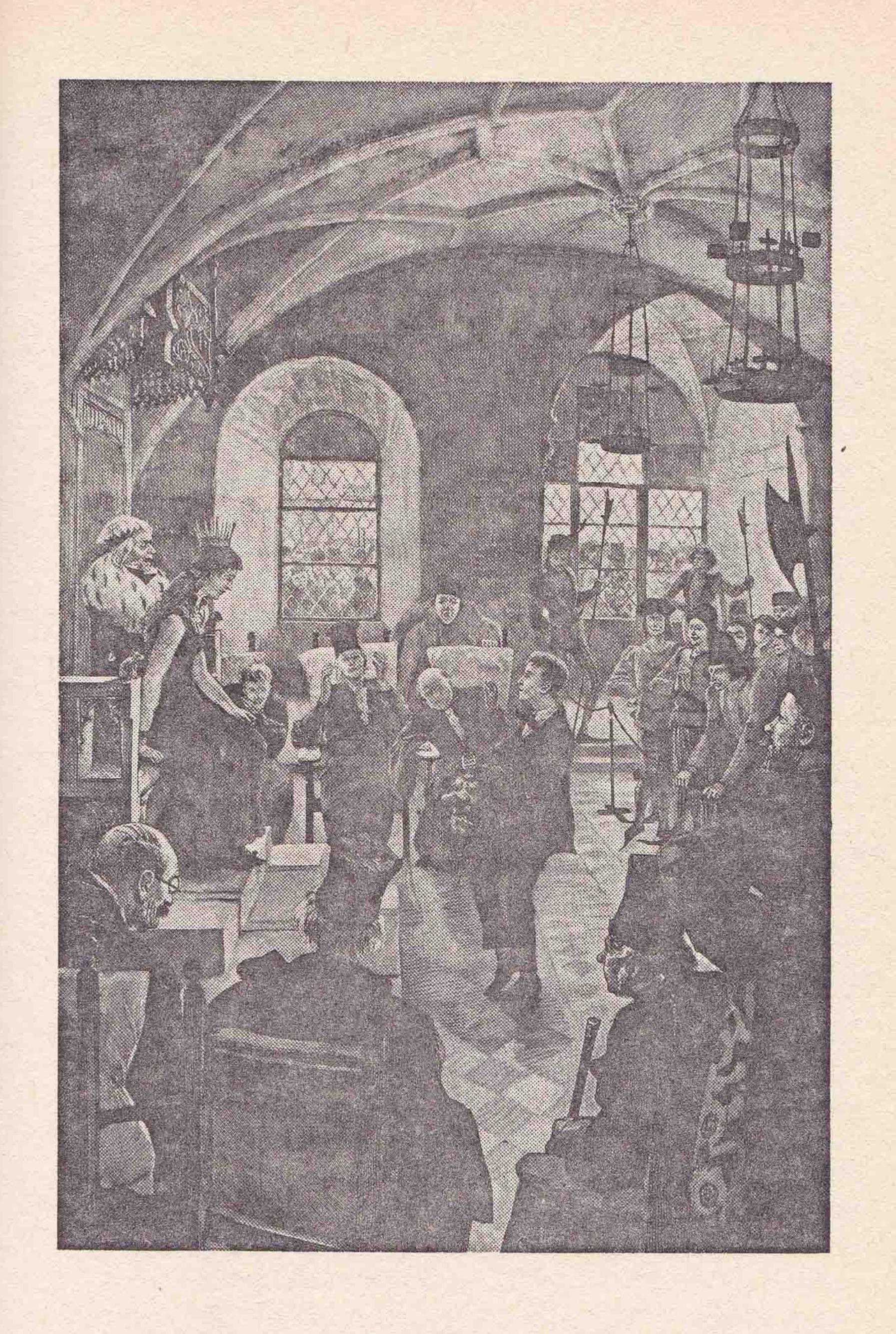
Da träumte er einen seltsamen Traum: Er sah, wie Sonne und Mond sich vor ihm neigten; er sah seinen Vater wieder frisch und gesund und hörte ihn lachen, wie er immer lachte, wenn er so recht von Herzen froh war. Ein schönes Mädchen mit einer goldenen Krone auf ihrem langen lockigen Haar reichte ihm die Hand, und sein Vater sagte: „Siehst du, was für eine Braut du bekommen hast? Sie ist die Schönste in der ganzen Welt.“ Da erwachte er, und alle Herrlichkeit war verschwunden. Sein Vater lag tot und kalt im Bett. Es war niemand bei ihnen. Der arme Johannes!

In der folgenden Woche wurde der Tote begraben. Der Sohn ging dicht hinter dem Sarg und konnte nun den guten Vater, der ihn so sehr geliebt hatte, nicht mehr zu sehen bekommen. Er hörte, wie sie die Erde auf den Sarg warfen, und sah noch die letzte Ecke; aber nach der nächsten Schaufel Erde war auch die verschwunden; da war es ihm, als wolle sein Herz zerspringen,



so traurig war er. Ringsherum sangen sie einen Psalm; es klang so feierlich, daß Johannes die Tränen in die Augen traten; er weinte, und das tat ihm in seiner Trauer gut. Die Sonne schien herrlich auf die grünen Bäume, als wolle sie sagen: „Du darfst nicht mehr betrübt sein, Johannes! Siehst du, wie schön der Himmel ist? Dort oben ist nun dein Vater und bittet den lieben Gott, daß es dir allzeit wohl ergehen möge."

„Ich will immer gut sein", sagte Johannes, „dann komme ich in den Himmel zu meinem Vater. Was wird das für eine Freude werden, wenn wir einander wiedersehen! Wieviel werde ich ihm dann erzählen können! Und er wird mir so viele Dinge zeigen und mir die Herrlichkeiten des Himmels erklären, genauso wie er mich hier auf Erden unterrichtete. Oh, was für eine Freude wird das werden!"



Er stellte sich das so deutlich vor, daß er dabei lächelte, während die Tränen ihm noch über die Wangen liefen. Die kleinen Vögel saßen oben in den Kastanienbäumen und zwitscherten: „Quivit, quivit!“ Sie waren froh und munter, obwohl sie mit bei dem Begräbnis gewesen waren, aber sie wußten, daß der tote Mann nun im Himmel war, Flügel hatte, schöner und größer als ihre, daß er nun glücklich war, weil er hier auf Erden so gut gewesen, und deswegen waren sie vergnügt. Johannes sah, wie sie von den grünen Bäumen weit in die Welt hinausflogen, da bekam er auch Lust mitzufliegen. Aber zuerst schnitzte er ein großes Holzkreuz, um es auf das Grab seines Vaters zu setzen. Und als er es am Abend brachte, war das Grab mit Sand und Blumen geschmückt, das hatten fremde Leute getan, denn alle hatten den lieben Vater gern, der nun tot war.

Am nächsten Morgen packte Johannes in aller Frühe sein kleines Bündel und steckte sein ganzes Erbteil, fünfzig Taler und ein paar Silberschillinge, sorgfältig in seinen Gürtel; damit wollte er in die Welt hinauswandern. Aber zuerst ging er auf den Kirchhof an das Grab seines Vaters, betete ein Vaterunser und sagte: „Lebe wohl!“

Draußen auf dem Feld, wo Johannes dahinschritt, standen alle Blumen frisch und schön im warmen Sonnenschein und nickten im Wind, als wollten sie sagen: „Willkommen im Grünen! Ist es hier nicht schön?“ Aber Johannes wandte sich noch einmal zurück, um die alte Kirche zu sehen, in der er als kleines Kind getauft worden war und wo er jeden Sonntag mit seinem Vater den Gottesdienst besucht und seinen Psalm gesungen hatte. Da sah er hoch oben in einer Öffnung des Turmes den Kirchenkobold mit seiner kleinen roten, spitzen Mütze stehen, der wie er selbst sein Gesicht mit dem gebogenen Arm beschattete, da ihm sonst die Sonne in die Augen schien. Johannes nickte ihm ein freundliches Lebewohl zu, und der kleine Kobold schwenkte seine rote Mütze, legte die Hand aufs Herz und warf ihm viele Kußhändchen zu, um zu zeigen, wie gut er es mit ihm meine und daß er ihm eine glückliche Reise wünsche.

Johannes dachte nun daran, wieviel Schönes er in der großen

weiten Welt sehen würde, und ging weiter und weiter fort, so weit, wie er früher nie gewesen war. Er kannte die Städte nicht, durch die er kam, noch die Menschen, denen er begegnete. Nun war er draußen in der Fremde.

In der ersten Nacht mußte er sich auf einem Heuschober im Freien schlafen legen, ein anderes Bett hatte er nicht. Aber das sei recht ordentlich, meinte er, der König könne es nicht besser haben. Das ganze Feld mit dem Bach, der Heuschober und dann der blaue Himmel darüber: das war gewiß eine schöne Schlafkammer. Das grüne Gras mit den kleinen roten und weißen Blumen war der Teppich, die Fliederbüsche und die wilden Rosenhecken waren Blumensträuße, und als Waschbecken diente ihm der Bach mit dem klaren, frischen Wasser, wo das Schilf sich neigte und ihm guten Abend und guten Morgen wünschte. Der Mond war eine richtige große Lampe, hoch oben unter der blauen Decke; der zündete die Gardinen nicht an mit seinem Feuer. Johannes konnte ruhig schlafen, und er tat es auch und erwachte erst wieder, als die Sonne aufging und alle kleinen Vögel ringsumher sangen: „Guten Morgen! Guten Morgen! Bist du noch nicht auf?"

Die Glocken läuteten zur Kirche. Es war Sonntag. Die Leute gingen hin, um die Predigt des Pfarrers zu hören, und Johannes folgte ihnen, sang einen Psalm und hörte Gottes Wort. Es war ihm, als sei er in seiner eigenen Kirche, in der er getauft worden war und wo er mit seinem Vater Psalmen gesungen hatte.

Auf dem Kirchhof draußen waren viele Gräber, und auf einigen wuchs hohes Gras. Da dachte er an das Grab seines Vaters, das bald auch so aussehen würde wie diese, weil er es nicht jäten und schmücken konnte. Er bückte sich also und riß das Gras heraus, richtete die Holzkreuze auf, die umgefallen waren, und legte die Kränze, die der Wind von den Gräbern fortgerissen hatte, wieder auf ihre Stelle, und er dachte dabei: „Vielleicht tut jemand dasselbe an meines Vaters Grab, da ich es nicht tun kann!"

Vor der Kirchhofstür stand ein alter Bettler, der sich auf seine Krücken stützte. Johannes gab ihm die Silberschillinge, die er

besaß, und ging dann glücklich und vergnügt fort in die weite Welt hinein.

Gegen Abend brach ein schreckliches Unwetter los. Johannes beeilte sich, ein schützendes Dach zu erreichen; aber es wurde bald finstere Nacht. Da kam er endlich an eine kleine Kirche, die einsam auf einem Hügel lag.

„Hier will ich mich in einen Winkel setzen“, sagte er und schlüpfte hinein. „Ich bin sehr müde und will ein bißchen ausruhen.“ Dann setzte er sich, faltete seine Hände und betete sein Abendgebet. Und im Nu war er eingeschlafen und träumte, während es draußen blitzte und donnerte.

Als er wieder aufwachte, war es Mitternacht; das böse Wetter war vorübergezogen, und der Mond schien durch die Fenster zu ihm herein. Mitten in der Kirche stand ein offener Sarg mit einem toten Mann darin, der noch nicht begraben war. Johannes war nicht furchtsam, denn er hatte ein gutes Gewissen, und er wußte wohl, daß die Toten niemandem etwas zuleide tun. Die gemeinen Lebendigen sind es, die Böses tun. Zwei solcher lebendiger schlimmer Leute standen neben dem toten Mann, der hier in der Kirche beigesetzt war, bevor er beerdigt wurde. Ihm wollten sie Böses antun, ihn nicht in seinem Sarg liegenlassen, sondern ihn vor die Kirchentür werfen, den armen toten Mann!

„Weshalb wollt ihr das tun?“ fragte Johannes. „Das ist böse und schlimm. Laßt ihn in Jesu Namen ruhen!“

„Oh, Schnickschnack!“ sagten die beiden häßlichen Menschen. „Er hat uns angeführt! Er schuldet uns Geld, das konnte er nicht bezahlen; und nun ist er obendrein noch tot, jetzt bekommen wir erst recht keinen Pfennig. Deshalb wollen wir uns rächen: Er soll wie ein Hund draußen vor der Kirchentür liegen.“

„Ich habe nicht mehr als fünfzig Taler“, sagte Johannes. „Das ist mein ganzes Erbteil; das will ich euch gern geben, wenn ihr mir ehrlich versprecht, den armen toten Mann in Ruhe zu lassen. Ich werde auch ohne Geld durchkommen; ich habe gesunde Glieder, und der liebe Gott wird mir helfen!“

„Ja“, sagten die zwei bösen Menschen, „wenn du seine

Schuld bezahlen willst, wollen wir beide ihm nichts tun, darauf kannst du dich verlassen!" Dann nahmen sie das Geld, das er ihnen gab, lachten ganz laut über seine Gutmütigkeit und gingen ihres Weges. Er aber legte die Leiche wieder im Sarg zurecht und faltete die Hände des Toten, nahm Abschied und ging dann zufrieden durch den großen Wald weiter.

Ringsumher, wo der Mond durch die Bäume schien, sah er die niedlichen kleinen Elfen lustig spielen. Sie ließen sich nicht stören, sie wußten, daß er ein guter, unschuldiger Mensch sei – nur die bösen Leute bekommen die Elfen nicht zu sehen. Einige von ihnen waren nicht größer als ein Finger und hatten ihr langes gelbes Haar mit Goldkämmen aufgesteckt. Je zwei schaukelten auf den großen Tautropfen, die auf den Blättern und dem hohen Gras lagen. Manchmal rollte der Tropfen fort, dann fielen sie zwischen die langen Grashalme, und das verursachte Gelächter und Lärmen unter den anderen kleinen Elfchen. Es war allerliebst! Sie sangen, und Johannes erkannte ganz deutlich die hübschen Lieder, die er als kleines Kind gelernt hatte. Große bunte Spinnen mit Silberkronen auf dem Kopf mußten von der einen Hecke zur anderen lange Hängebrücken und Paläste spinnen, die wie Glas im Mondschein aussahen, wenn der feine Tau darauf fiel. So währte es fort, bis die Sonne aufging. Die kleinen Elfen krochen dann in die Blumenknospen, und der Wind erfaßte ihre Brücken und Schlösser, die als Spinngewebe durch die Luft flogen.

Johannes war gerade aus dem Wald herausgekommen, als eine kräftige Männerstimme hinter ihm rief: „Holla, Kamerad! Wohin geht die Reise?"

„In die weite Welt hinaus!" antwortete er. „Ich habe weder Vater noch Mutter, bin ein armer Bursche, aber der liebe Gott wird mir schon helfen."

„Ich will auch in die weite Welt hinaus", sagte der fremde Mann. „Wollen wir beide einander Gesellschaft leisten?"

„Jawohl!" sagte Johannes, und so gingen sie miteinander weiter.

Bald gewannen sie sich recht lieb, denn sie waren beide gute



Menschen. Aber Johannes merkte, daß der Fremde viel klüger war als er. Der Reisekamerad war fast durch die ganze Welt gereist und wußte von allem möglichen zu erzählen.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als sie sich unter einen großen Baum setzten, um ihr Frühstück zu sich zu nehmen. Zur selben Zeit kam eine alte Frau vorbei. Die war sehr alt und ging ganz krumm, sie stützte sich auf einen Krückstock und trug auf ihrem Rücken ein Bündel Brennholz, das sie im Wald gesammelt hatte. Ihre Schürze war aufgebunden, und Johannes

sah, daß drei große Ruten aus Farnkraut und Weidenkätzchen daraus hervorsahen. Als sie nahe bei ihnen war, glitt sie mit dem einen Fuß aus, fiel hin und tat einen lauten Schrei, denn sie hatte sich das Bein gebrochen. Die arme alte Frau!

Johannes sagte sogleich, daß sie die alte Frau nach Hause tragen wollten, wo sie wohnte; aber der Fremde machte sein Ränzel auf, holte eine Büchse heraus und sagte, daß er eine Salbe habe, die ihr Bein sofort wieder gesund und kräftig machen werde, so daß sie nach Hause gehen könne, als ob sie sich nie das Bein gebrochen habe. Aber dafür verlange er, daß sie ihm die drei Ruten schenke, die sie in ihrer Schürze trage.

„Das wäre gut bezahlt!" sagte die Alte und nickte ganz eigenartig mit dem Kopf. Sie wollte die Ruten nicht gern hergeben, aber es war auch nicht angenehm, mit gebrochenem Bein dazuliegen. So gab sie ihm schließlich die Ruten, und sobald er die Salbe auf das Bein gerieben hatte, erhob sich die alte Mutter und konnte viel besser laufen als zuvor. So wirkte die Salbe! Aber die war auch nicht in der Apotheke zu haben.

„Was willst du mit den Ruten?" fragte Johannes nun seinen Reisekameraden.

„Das sind drei schöne Kräuterbesen", sagte er, „die liebe ich sehr, denn ich bin ein närrischer Geselle!"

Dann marschierten sie noch ein gutes Stück weiter.

„Sieh, wie der Himmel sich bezieht!" sagte Johannes und zeigte geradeaus. „Das sind schrecklich dicke Wolken!"

„Nein", sagte der Reisekamerad, „das sind keine Wolken, das sind die Berge, die herrlichen großen Berge, auf denen man hinauf über die Wolken und in die frische Luft gelangt! Glaube mir, da ist es herrlich! Morgen sind wir sicher weit draußen in der Welt."

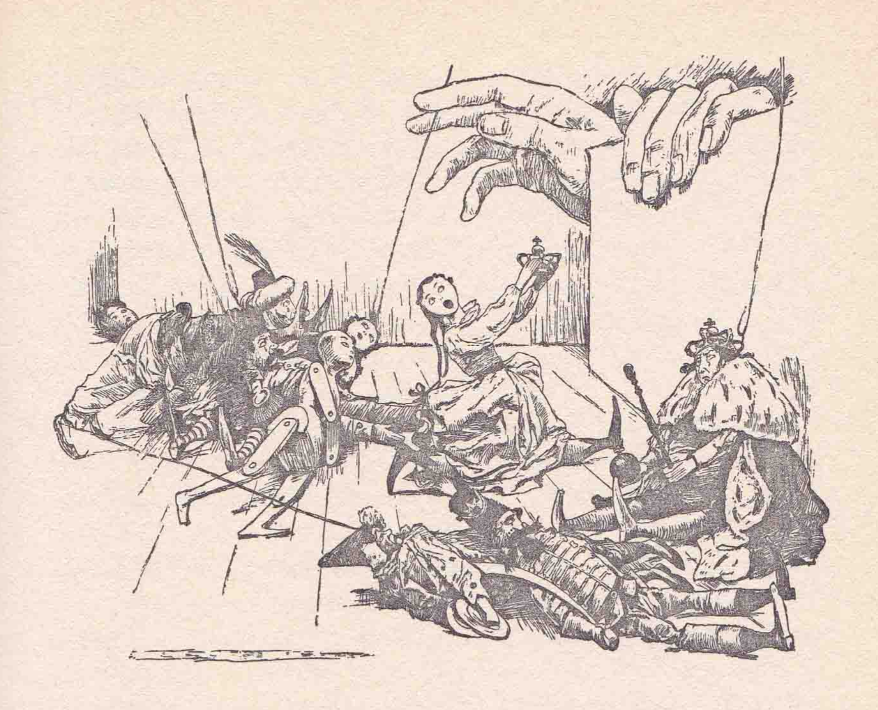
Es war aber nicht so nahe, wie es aussah. Sie hatten einen ganzen Tag zu gehen, bevor sie die Berge erreichten, wo die schwarzen Wälder gegen den Himmel wuchsen und wo es Steine gab, fast so groß und so viel wie eine ganze Stadt. Das

würde wahrlich eine schwere Anstrengung werden, da hinüberzukommen. Darum gingen Johannes und sein Reisekamerad auch zuerst in ein Wirtshaus hinein, um sich gut auszuruhen und Kräfte zum morgigen Marsch zu sammeln.

Unten in der großen Schenkstube des Wirtshauses hatten sich viele Menschen versammelt, denn dort war ein Mann, der Puppentheater spielte. Er hatte soeben sein kleines Theater aufgestellt, und die Leute saßen ringsherum, um die Komödie zu sehen. Ganz vorne hatte ein dicker Metzger Platz genommen, und zwar den allerbesten; sein großer Bullenbeißer – hu, wie sah er bissig aus! – saß an seiner Seite und machte wie alle anderen große Augen.

Nun begann die Komödie; es war eine hübsche Komödie mit einem König und einer Königin. Die saßen auf dem schönsten Thron, hatten goldene Kronen auf dem Haupt und lange Schleppen an den Kleidern, denn ihre Mittel erlaubten das. Die niedlichsten Holzpuppen mit Glasaugen und großen Schnurrbärten standen an allen Türen und machten auf und zu, damit frische Luft in das Zimmer kommen konnte. Es war eine recht hübsche Komödie. Als die Königin aber aufstand und über den Fußboden ging, machte der große Bullenbeißer – Gott mag wissen, was er sich dachte! –, da der dicke Metzger ihn nicht festhielt, einen Sprung direkt ins Theater hinein und packte die Königin mitten um ihren schlanken Leib, daß es knackte. Es war schrecklich!

Der arme Mann, der die Komödie aufführte, war sehr erschrocken und traurig wegen seiner Königin, denn es war die allerniedlichste Puppe, die er besaß; und nun hatte ihr der häßliche Bullenbeißer den Kopf abgebissen. Aber als die Leute später fortgingen, sagte der Fremde, der mit Johannes gekommen war, daß er sie wiederherstellen werde. Dann holte er seine Büchse und schmierte die Puppe mit derselben Salbe ein, womit er der alten Frau geholfen, als sie das Bein gebrochen hatte. Sobald er die Puppe eingerieben hatte, war sie wieder ganz, ja, sie konnte sogar alle Glieder selbst bewegen, man brauchte nicht mehr an der Schnur zu ziehen. Die Puppe war wie ein



lebendiger Mensch, sie konnte nur nicht sprechen. Der Mann, der das kleine Puppentheater hatte, war sehr froh; nun brauchte er diese Puppe gar nicht mehr zu halten, sie konnte ja von allein tanzen. Das konnte keine der anderen.

Als es Nacht wurde und alle Leute im Wirtshaus schon zu Bett gegangen waren, hörte man jemand so schrecklich tief und lang anhaltend seufzen, daß alle aufstanden, um zu sehen, wer es sei. Der Mann, der die Komödie gegeben hatte, ging zu seinem kleinen Theater, denn von dort kam der Seufzer. Alle Holzpuppen lagen durcheinander: der König und alle Trabanten. Und die waren es, die so jämmerlich seufzten und mit ihren Glasaugen stierten, denn sie wollten so gern wie die Königin ein wenig geschmiert werden, damit sie sich auch von selbst bewegen könnten. Die Königin warf sich sofort auf die Knie und hielt ihre prächtige Krone in die Höhe, während sie bat: „Nimm diese, aber schmiere meinen Gemahl und meine Hofleute ein!“

Da mußte der arme Mann, dem das Theater und die Puppen gehörten, weinen, denn es tat ihm wirklich ihretwegen leid. Er versprach dem Reisekameraden, ihm alles Geld zu geben, was er am nächsten Abend für seine Komödie erhalten würde, wenn er nur vier oder fünf von seinen niedlichen Puppen einreiben wolle. Aber der Reisekamerad sagte, daß er nichts weiter verlange als den Säbel, den der Puppenspieler an seiner Seite trage. Und als er den erhielt, beschmierte er sechs Puppen, die gleich so niedlich tanzten, daß alle lebenden Menschenmädchen, die es sahen, sofort mittanzten. Der Kutscher und die Köchin tanzten auch, der Diener und das Stubenmädchen, alle Fremden und die Feuerschaufel und die Feuerzange, aber die beiden fielen um, als sie die ersten Sprünge machten. Ja, das war eine lustige Nacht!

Am nächsten Morgen wanderte Johannes mit seinem Reisekameraden fort auf die hohen Berge hinauf und durch die großen Tannenwälder. Sie kamen so hoch hinauf, daß die Kirchtürme tief unter ihnen zuletzt wie kleine rote Beeren in all dem Grün aussahen. Sie konnten sehr weit sehen, viele, viele Meilen weit, wo sie niemals gewesen waren. So viel Schönes hatte Johannes von der herrlichen Welt früher nie auf einmal gesehen! Die Sonne schien warm, die Luft war mild und rein, er hörte zwischen den Bergen die Jäger das Waldhorn so schön blasen, daß ihm vor Freude die Tränen in die Augen traten und er nicht unterlassen konnte auszurufen: „Du gütiger, lieber Gott! Ich möchte dich küssen, weil du so gut gegen uns alle bist und uns diese Herrlichkeiten in der Welt hier geschenkt hast!"

Der Reisekamerad stand auch mit gefalteten Händen da und blickte über Wald und Städte in den warmen Sonnenschein hinaus. Zur gleichen Zeit ertönte über ihrem Haupt eine wunderbar liebliche Weise. Sie schauten hoch: Ein großer weißer Schwan schwebte in der Luft und sang, wie sie früher niemals einen Vogel hatten singen hören. Der Gesang wurde aber schwächer und schwächer; der Schwan neigte seinen Kopf und sank langsam zu ihren Füßen nieder, wo er tot liegenblieb. Der schöne Vogel!

„Zwei herrliche Flügel", sagte der Reisekamerad, „so weiß und groß, wie diese von dem Vogel hier, sind Goldes wert, die will ich mitnehmen. Siehst du nun, wie gut es war, daß ich einen Säbel bekam?" Und so hieb er mit einem Schlag beide Flügel des toten Schwans ab, die er behalten wollte.

Sie reisten nun viele, viele Meilen weit über die Berge, bis sie zuletzt eine große Stadt vor sich sahen mit Hunderten von Türmen, die wie Silber in der Sonne glänzten. In der Stadt stand ein prächtiges Marmorschloß, das war mit purem Gold gedeckt. Hier wohnte der König.

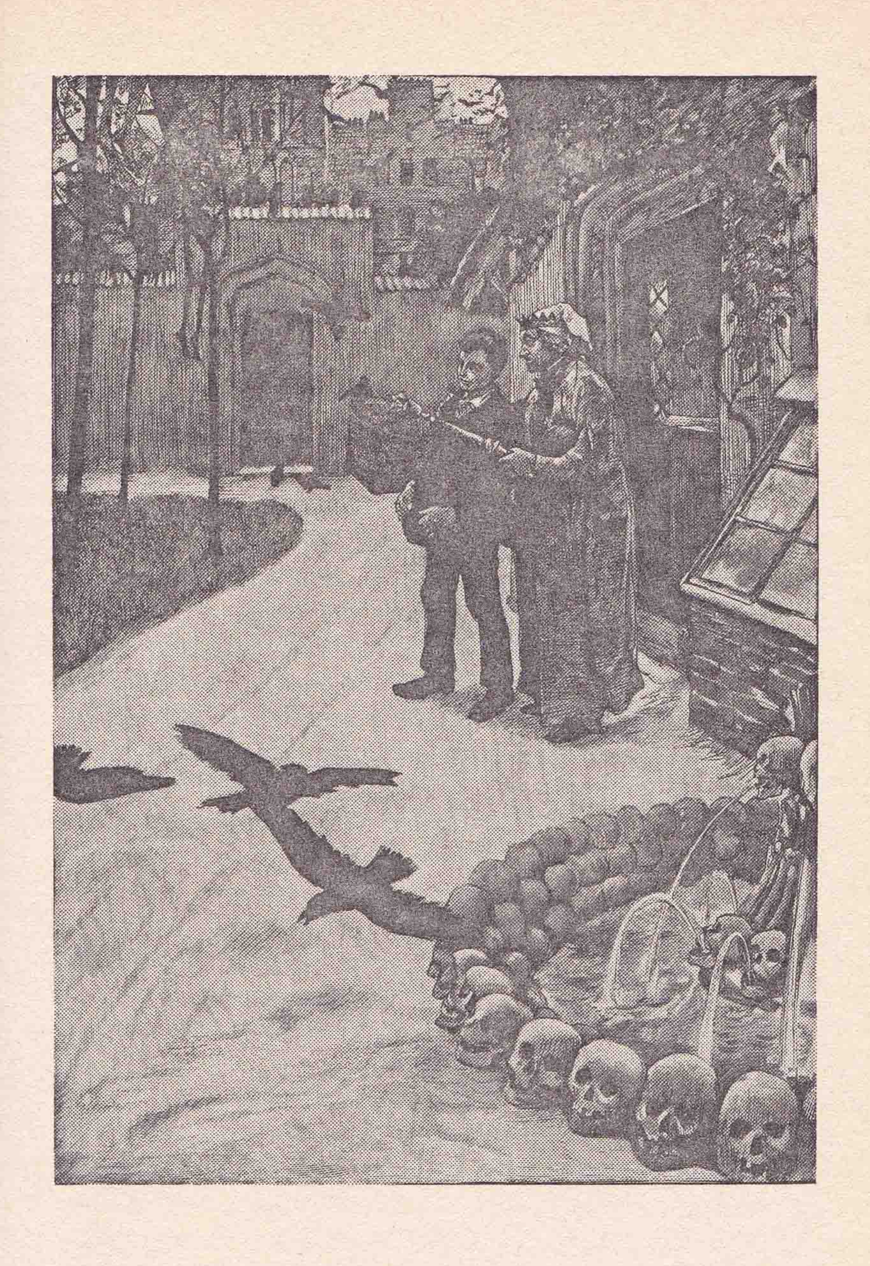
Johannes und der Reisekamerad wollten nicht sofort in die Stadt gehen, sondern blieben im Wirtshaus vor der Stadt, damit sie sich hübsch machen konnten, denn sie wollten nett aussehen, wenn sie auf die Straße kämen. Der Wirt erzählte ihnen, daß der König ein sehr guter Mann sei, der niemals einem Menschen etwas zuleide tue; aber seine Tochter – ja, Gott behüte uns! –, die sei eine schlimme Prinzessin. Schönheit besaß sie genug; keine war so hübsch und niedlich wie sie. Aber was half das? Sie war eine böse Hexe, die schuld daran war, daß viele herrliche Prinzen ihr Leben verloren hatten. Allen Menschen hatte sie die Erlaubnis erteilt, um sie freien zu dürfen. Jeder konnte kommen, ob Prinz oder Bettler, das war ihr gleich. Er mußte nur drei Dinge raten, an die sie gerade gedacht hatte und nach denen sie ihn fragte. Konnte er das, so wollte sie sich mit ihm vermählen, und er sollte König über das ganze Land werden, wenn ihr Vater stürbe. Konnte er aber die drei Dinge nicht raten, so ließ sie ihn aufhängen oder ihm den Kopf abschlagen. Ihren Vater, den alten König, bekümmerte das sehr, aber er konnte ihr nicht verbieten, so böse zu sein, denn er hatte einmal gesagt, er wolle nie etwas mit ihren Liebhabern zu tun haben, sie könne selbst tun und lassen, was sie wolle. Jeder Prinz, der kam und raten sollte, um die Prinzessin zu erhalten, konnte es nicht und wurde dann gehängt oder geköpft. Man hatte ihn ja beizeiten gewarnt, er hätte das Freien unterlassen können. Der alte König war so betrübt über die Trauer und das Elend, daß er einen ganzen Tag lang im Jahr mit seinen Soldaten auf den

Knien lag und betete, die Prinzessin möge gut werden. Aber das wollte sie durchaus nicht. Die alten Frauen, die Branntwein tranken, färbten ihn ganz schwarz, bevor sie ihn tranken, so trauerten sie. Und mehr konnten sie doch nicht tun!

„Die häßliche Prinzessin!" sagte Johannes. „Sie sollte wirklich die Rute zu spüren bekommen, das würde ihr gut tun. Wäre ich der alte König, sie sollte schon gegerbt werden!"

Da hörten sie das Volk draußen hurra rufen. Die Prinzessin kam vorbei; sie war wirklich so schön, daß alle Leute vergaßen, wie böse sie war, deshalb riefen sie: „Hurra!". Zwölf schöne Jungfrauen, alle in weißseidenen Kleidern und mit einer goldenen Tulpe in der Hand, ritten auf schwarzen Pferden an ihrer Seite. Die Prinzessin selbst hatte ein weißes Pferd, geschmückt mit Diamanten und Rubinen. Ihr Reitkleid war aus purem Goldstoff, und die Peitsche, die sie in der Hand hielt, sah aus, als sei sie ein Sonnenstrahl. Die goldene Krone auf ihrem Haupt glitzerte wie ein kleiner Stern am Himmel, und der Mantel war aus mehr als tausend Schmetterlingsflügeln zusammengenäht. Trotzdem war sie noch viel, viel schöner als all ihre Kleider.

Als Johannes sie sah, wurde er so rot im Gesicht wie ein Blutstropfen und konnte kein einziges Wort sagen. Die Prinzessin sah genauso aus wie das schöne Mädchen mit der goldenen Krone, von der er in der Nacht geträumt hatte, als sein Vater gestorben war. Er fand sie so wunderschön, daß er sie einfach lieben mußte. Das sei bestimmt nicht wahr, meinte er, daß sie eine böse Hexe sei, die die Leute hängen oder köpfen ließe, wenn sie nicht raten könnten, was sie von ihnen verlangte. „Jeder hat die Erlaubnis, um sie zu freien, sogar der ärmste Bettler. Ich will wirklich ins Schloß gehen, ich kann es einfach nicht sein lassen!" Alle rieten ihm ab, es werde ihm bestimmt wie den anderen ergehen. Der Reisekamerad riet auch davon ab; aber Johannes meinte, es werde schon gutgehen. Er bürstete seine Schuhe und seinen Rock, wusch Gesicht und Hände, kämmte sein hübsches blondes Haar und ging dann allein in die Stadt und zum Schloß hinauf.



„Herein!“ sagte der alte König, als Johannes an die Tür klopfte. Johannes öffnete, und der alte König, im Schlafrock und in gestickten Pantoffeln, kam ihm entgegen; die Krone hatte er auf dem Haupt, das Zepter in der einen Hand und den Reichsapfel in der anderen. „Warte ein bißchen!“ sagte er und nahm den Apfel unter den Arm, um Johannes die Hand reichen zu können. Aber als er erfuhr, daß Johannes ein Freier sei, fing er so an zu weinen, daß Zepter und Apfel auf den Fußboden fielen und er die Augen mit seinem Schlafrock trocknen mußte. Der arme alte König!

„Laß es sein!“ sagte er. „Es geht dir schlecht wie all den anderen. Du wirst es sehen!“ Dann führte er ihn hinaus in den Lustgarten der Prinzessin. Da sah es schrecklich aus! In jedem Baum hingen drei, vier Königssöhne, die um die Prinzessin gefreit hatten, aber die Dinge, die sie ihnen aufgegeben, nicht raten konnten. Jedesmal, wenn es wehte, klapperten alle Gerippe, so daß die kleinen Vögel erschraken und nicht in den Garten zu kommen wagten. Alle Blumen waren an Menschenknochen aufgebunden, und in den Blumentöpfen standen Totenköpfe und grinsten. Das war wirklich ein sonderbarer Garten für eine Prinzessin!

„Hier siehst du es!“ sagte der alte König. „Es wird dir genau wie diesen hier ergehen. Laß es deshalb lieber sein! Du machst mich unglücklich, denn ich nehme mir das sehr zu Herzen!“

Johannes küßte dem guten alten König die Hand und sagte, es werde schon gutgehen, denn er sei entzückt von der schönen Prinzessin.

Da kam die Prinzessin selbst mit ihren Damen in den Schloßhof geritten. Der König und Johannes gingen zu ihr hinaus und wünschten ihr guten Tag. Sie war wunderschön, reichte Johannes die Hand, und er hatte sie noch lieber als zuvor. Sie konnte sicher keine böse Hexe sein, wie alle Leute es ihr nachsagten. Dann begaben sie sich in den Saal, und die kleinen Pagen boten ihnen Eingemachtes und Pfeffernüsse an. Aber der alte König war so traurig, daß er gar nichts essen konnte. Und die Pfeffernüsse waren ihm auch zu hart.

Es wurde bestimmt, daß Johannes am nächsten Morgen wieder auf das Schloß kommen sollte. Dann würden die Richter und der ganze Rat versammelt sein und hören, wie es mit dem Raten gehe. Würde er dabei gut abschneiden, so sollte er noch zweimal kommen; aber es war noch nie jemand dagewesen, der das erstemal richtig geraten hatte, und dann mußte er sein Leben verlieren.

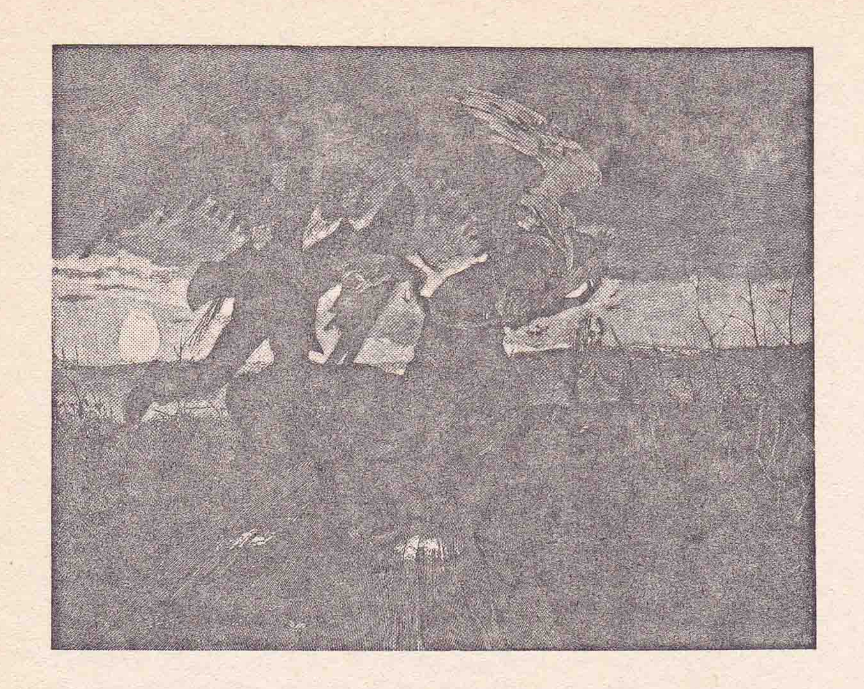
Johannes machte sich keine Sorgen, wie es ihm ergehen werde. Er war vielmehr vergnügt, dachte nur an die schöne Prinzessin und glaubte felsenfest, daß der liebe Gott ihm schon helfen würde, aber wie, das wußte er nicht und wollte sich auch keine Gedanken darüber machen. Er tanzte leichten Schrittes auf der Landstraße dahin, als er ins Wirtshaus zurückkehrte, wo der Reisekamerad auf ihn wartete.

Johannes wurde nicht damit fertig zu erzählen, wie höflich und freundlich die Prinzessin zu ihm gewesen und wie schön sie sei. Er sehne schon den nächsten Tag herbei, an dem er ins Schloß kommen sollte, um sein Glück im Raten zu versuchen.

Aber der Reisekamerad schüttelte betrübt den Kopf. „Ich habe dich von Herzen gern!" sagte er. „Wir hätten noch lange beisammen bleiben können, und nun soll ich dich schon verlieren. Du armer lieber Johannes! Ich möchte weinen, aber ich will am letzten Abend, den wir vielleicht beisammen sind, deine Freude nicht stören. Wir wollen lustig sein, recht lustig! Morgen, wenn du fort bist, kann ich ungestört weinen!"

Alle Leute in der Stadt hatten erfahren, daß ein neuer Freier der Prinzessin angekommen war, und deshalb herrschte große Trauer. Das Schauspielhaus blieb geschlossen; die Kuchenfrauen banden schwarzen Flor um ihre Zuckermänner; der König und die Priester lagen in der Kirche auf den Knien. Es herrschte großer Trauer, denn es konnte Johannes ja nicht besser ergehen, als es allen übrigen Freiern ergangen war.

Gegen Abend bereitete der Reisekamerad eine große Kanne voll Punsch zu und sagte zu Johannes: „Nun wollen wir recht lustig sein und auf das Wohl der Prinzessin trinken!" Als Johannes aber zwei Gläser getrunken hatte, wurde er so schläfrig, daß



es ihm unmöglich war, die Augen offenzuhalten; er sank in tiefen Schlaf. Der Reisekamerad hob ihn sanft vom Stuhl und legte ihn in das Bett hinein, und als es dunkle Nacht wurde, nahm er die beiden großen Flügel, die er von dem Schwan abgeschlagen hatte, und band sie an seinen Schultern fest. Die größte Rute, die er von der alten Frau mit dem gebrochenen Bein erhalten hatte, steckte er in seine Tasche, öffnete das Fenster und flog über die Stadt zum Schloß, wo er sich in einen Winkel unter das Fenster setzte, das in die Schlafstube der Prinzessin ging.

In der ganzen Stadt war es still. Nun schlug die Uhr dreiviertel zwölf. Das Fenster öffnete sich, und die Prinzessin flog in einem langen weißen Mantel und mit schwarzen Flügeln über die Stadt hinaus zu einem großen Berg. Der Reisekamerad machte sich unsichtbar, so daß sie ihn nicht sehen konnte, flog hinterher und peitschte die Prinzessin mit seiner Rute, bis das Blut floß. Ach, das war eine Fahrt durch die Luft! Der Wind

erfaßte ihren Mantel, der sich nach allen Seiten wie ein großes Schiffssegel aufblähte, und der Mond schien hindurch.

„Wie es hagelt! Wie es hagelt!" sagte die Prinzessin bei jedem Schlag, den sie von der Rute bekam, und das geschah ihr recht, das hatte sie verdient. Endlich kam sie zum Berg und klopfte an. Donnernd öffnete sich der Berg, und sie ging hinein. Der Reisekamerad folgte ihr, denn niemand konnte ihn sehen: er war unsichtbar. Sie gingen durch einen großen, langen Gang, wo die Wände eigentümlich glitzerten, weil über tausend glühende Spinnen an der Mauer auf- und abliefen und wie Feuer leuchteten. Dann kamen sie in einen prächtigen Saal aus Silber und Gold. Blumen, so groß wie Sonnenblumen, rote und blaue, glänzten an den Wänden, aber niemand konnte die Blumen pflücken, denn die Stengel waren häßliche, giftige Schlangen, und die Blüten waren Feuerflammen, die aus ihren Rachen schlugen. Die Decke war mit leuchtenden Johanniswürmchen und himmelblauen Fledermäusen bedeckt, die mit den dünnen Flügeln flatterten. Es sah ganz schauerlich aus! Mitten im Saal stand ein Thron, der von vier Pferdegerippen getragen wurde, auf denen Zaumzeug aus roten Feuerspinnen lag. Der Thron selbst war aus milchigem Glas, und die Kissen waren kleine schwarze Mäuse, die einander in den Schwanz bissen. Darüber hing ein Dach von rosaroten Spinnweben mit niedlichen, kleinen, grünen Flügeln besetzt, die wie Edelsteine glänzten. Auf dem Thron saß ein alter Zauberer mit einer Krone auf dem häßlichen Kopf und einem Zepter in der Hand. Er küßte die Prinzessin auf die Stirn, ließ sie neben sich auf den kostbaren Thron setzen, und dann begann die Musik. Große schwarze Heuschrecken bliesen Mundharmonika, und die Eule schlug sich auf den Leib, denn sie hatte keine Trommel. Das war ein lustiges Konzert! Kleine schwarze Kobolde mit einem Irrlicht auf der Mütze tanzten im Saal herum. Aber niemand konnte den Reisekameraden erblicken, er hatte sich hinter den Thron gestellt und hörte und sah alles. Die Hofleute, die nun hereinkamen, waren sehr fein und vornehm. Aber der, der sehen konnte, merkte wohl, wie es damit bestellt war. Sie waren nichts

weiter als Besenstiele mit Kohlköpfen darauf, in die der Zauberer Leben gehext und denen er gestickte Kleider gegeben hatte. Aber das machte nichts, sie wurden doch nur zum Prunken und Prahlen gebraucht.

Nachdem man zuerst etwas getanzt hatte, erzählte die Prinzessin dem Zauberer, daß sie einen neuen Freier habe, und fragte, woran sie denken solle, um ihn am nächsten Morgen danach zu fragen, wenn er zum Schloß komme.

„Höre", sagte der Zauberer, „das will ich dir sagen! Du mußt etwas recht Leichtes wählen, denn darauf kommt er bestimmt nicht. Denke an einen deiner Schuhe! Das rät er nicht. Laß ihm den Kopf abhauen, doch vergiß nicht, wenn du morgen nacht wieder zu mir kommst, mir seine Augen mitzubringen, weil ich die essen will!"

Die Prinzessin verneigte sich tief und sagte, sie werde die Augen nicht vergessen. Der Zauberer öffnete nun den Berg, und sie flog wieder zurück. Der Reisekamerad folgte ihr und prügelte sie wieder so stark mit der Rute, daß sie schwer über das Hagelwetter seufzte und sich beeilte, so schnell sie konnte, durch das Fenster in ihre Schlafstube zu gelangen. Der Reisekamerad dagegen flog zum Wirtshaus zurück, wo Johannes noch schlief, löste seine Flügel ab und legte sich dann auch auf das Bett, denn nun war er rechtschaffen müde.

Am frühen Morgen erwachte Johannes. Der Reisekamerad stand auch auf und erzählte, daß er in der Nacht einen sonderbaren Traum von der Prinzessin und ihrem Schuh gehabt habe. Er bat ihn, deshalb doch zu fragen, ob die Prinzessin nicht an ihren Schuh gedacht habe. Denn das war es ja, was er von dem Zauberer im Berg gehört hatte.

„Ich kann ebensogut danach wie nach etwas anderem fragen", sagte Johannes. „Vielleicht ist das richtig, was du geträumt hast, denn ich vertraue auf den lieben Gott, der mir schon helfen wird. Aber ich will dir doch Lebewohl sagen, denn rate ich falsch, so sehe ich dich nie mehr."

Dann küßten sie sich, und Johannes ging in die Stadt und auf das Schloß. Der ganze Saal war voller Menschen. Die Richter

saßen in ihren Lehnstühlen und hatten Eiderdaunenkissen hinter ihren Köpfen, denn sie mußten gar viel denken. Der alte König stand auf und trocknete seine Augen mit einem weißen Taschentuch. Nun trat die Prinzessin herein. Sie war noch schöner als gestern und grüßte alle anmutig und liebreich; Johannes gab sie die Hand und sagte: „Guten Morgen, du!"

Nun sollte Johannes raten, woran sie gedacht habe. Gott, wie sah sie ihn freundlich an! Aber als sie ihn das Wort „Schuh" aussprechen hörte, wurde sie kreideweiß im Gesicht und zitterte am ganzen Körper. Doch das konnte ihr nichts helfen, er hatte richtig geraten.

Ei der Tausend! Wie froh wurde da der alte König, er schoß einen Purzelbaum, daß es eine Lust war. Und alle Leute klatschten in die Hände, ihm und Johannes zu Ehren, der das erste Mal richtig geraten hatte.

Der Reisekamerad freute sich auch sehr, als er erfuhr, wie gut es abgelaufen war. Aber Johannes faltete die Hände und dankte dem lieben Gott, der ihm sicher die beiden anderen Male auch helfen würde. Am nächsten Tag sollte schon wieder geraten werden.

Der Abend verging wie der gestrige. Als Johannes schlief, flog der Reisekamerad hinter der Prinzessin her zum Berg hinauf und prügelte sie noch stärker als das vorhergehende Mal, denn nun hatte er zwei Ruten genommen. Niemand bekam ihn zu sehen, und er hörte alles. Die Prinzessin wollte an ihren Handschuh denken, und das erzählte er wieder Johannes, als ob es ein Traum sei. Daher konnte Johannes richtig raten, und es herrschte große Freude auf dem Schloß. Der ganze Hof schoß Purzelbäume, so wie sie es das erste Mal vom König gesehen hatten. Aber die Prinzessin lag auf dem Sofa und wollte kein Wort sprechen. Nun kam es darauf an, ob Johannes das dritte Mal richtig raten konnte. Glückte es, so würde er ja die schöne Prinzessin bekommen und nach dem Tod des alten Königs das ganze Reich erben. Riet er falsch, so sollte er sein Leben verlieren, und der Zauberer würde seine schönen blauen Augen essen.

Johannes ging am Abend sehr zeitig zu Bett, betete sein Abendgebet und schlief ganz ruhig. Aber der Reisekamerad band seine Flügel auf den Rücken, schnallte den Säbel um, nahm alle drei Ruten und flog zum Schloß.

Es war finstere Nacht. Es stürmte, daß die Dachziegel von den Häusern flogen und die Bäume drinnen im Garten, wo die Gerippe hingen, sich wie Schilf im Sturmwind bogen. Jeden Augenblick blitzte es, und der Donner rollte, als ob es nur ein einziger Schlag sei, der die ganze Nacht währte. Nun ging das Fenster auf, und die Prinzessin flog heraus. Sie war so bleich wie der Tod, aber sie lachte über das böse Wetter und meinte, es sei noch nicht arg genug. Ihr weißer Mantel wirbelte in der Luft umher wie ein großes Schiffssegel, aber der Reisekamerad peitschte sie mit seinen drei Ruten, daß das Blut auf die Erde tropfte und sie zuletzt kaum weiterfliegen konnte. Endlich erreichte sie doch den Berg.

„Es hagelt und stürmt“, sagte sie, „noch nie bin ich bei solchem Wetter draußen gewesen.“

„Man kann auch des Guten zuviel bekommen!“ sagte der Zauberer. Nun erzählte sie ihm, daß Johannes auch das zweite Mal richtig geraten habe; wenn er auch am nächsten Morgen richtig rate, so habe er gewonnen, und sie könne nie mehr zum Berg kommen, nie mehr solche Zauberkünste wie früher machen; deshalb sei sie sehr traurig.

„Er wird es nicht erraten!“ sagte der Zauberer. „Ich werde schon etwas finden, woran er nie gedacht hat, oder er müßte ein größerer Zauberer sein als ich. Aber nun wollen wir lustig sein!“

Und dann faßte er die Prinzessin bei der Hand, und sie tanzten mit all den kleinen Kobolden herum, die im Zimmer waren. Die roten Spinnen sprangen an den Wänden ebenso lustig auf und ab, daß es aussah, als sprühten Feuerblumen. Die Eule schlug auf die Trommel, die Heimchen pfiffen, und die schwarzen Heuschrecken bliesen Mundharmonika. Es war ein lustiger Ball!

Als sie genug getanzt hatten, mußte die Prinzessin nach Hause,

damit sie nicht vermißt wurde. Der Zauberer sagte, er wolle sie begleiten, da seien sie doch unterwegs noch beisammen.

Dann flogen sie in dem Unwetter davon, und der Reisekamerad schlug seine drei Ruten auf ihrem Rücken entzwei. Noch niemals war der Zauberer in solchem Hagelwetter gewesen. Vor dem Schloß sagte er der Prinzessin Lebewohl und flüsterte ihr zu: „Denke an meinen Kopf!" Aber der Reisekamerad hörte es, und gerade in dem Augenblick, als die Prinzessin durch das Fenster in ihre Schlafkammer schlüpfte und der Zauberer wieder umkehren wollte, ergriff er ihn an seinem langen Bart und hieb mit dem Säbel seinen häßlichen Zaubererkopf ab, so daß der Zauberer ihn nicht einmal selbst zu sehen bekam. Den Körper warf er in den See zu den Fischen, den Kopf aber tauchte er nur in das Wasser und band ihn dann in sein seidenes Taschentuch, nahm ihn mit zum Wirtshaus und legte sich dann schlafen.

Am nächsten Morgen gab er Johannes das Taschentuch und sagte ihm, daß er es nicht aufbinden dürfe, ehe die Prinzessin frage, woran sie gedacht habe.

Es waren so viele Menschen in dem großen Saal des Schlosses, daß sie so dicht standen wie Radieschen, die in ein Bündel zusammengebunden sind. Der Rat saß auf seinen Stühlen mit den weichen Kopfkissen. Und der alte König hatte neue Kleider an, die goldene Krone und das Zepter waren frisch poliert, er sah sehr feierlich aus. Aber die Prinzessin war bleich und hatte ein schwarzes Kleid an, als gehe sie zum Begräbnis.

„Woran habe ich gedacht?" fragte sie Johannes. Und sofort band er das Taschentuch auf und war selbst erschrocken, als er den häßlichen Zaubererkopf sah. Es schauderte alle Menschen, denn er war schrecklich anzusehen. Die Prinzessin saß wie ein Steinbild da und konnte nicht ein einziges Wort sprechen. Endlich erhob sie sich und reichte Johannes die Hand, denn er hatte ja richtig geraten. Sie sah weder auf den einen noch auf den anderen, sondern seufzte laut: „Nun bist du mein Herr! Heute abend wollen wir Hochzeit halten!"

„Das gefällt mir!" sagte der alte König. „So soll es sein!"

Alle Leute riefen hurra, die Wachtparade machte Musik in

den Straßen, die Glocken läuteten und die Kuchenfrauen nahmen den schwarzen Flor von ihren Zuckermännern, denn nun herrschte große Freude. Drei gebratene Ochsen, mit Enten und Hühnern gefüllt, wurden mitten auf den Markt gestellt, und jeder konnte sich ein Stück abschneiden. In den Springbrunnen sprudelte der beste Wein, und kaufte man eine Groschenbrezel beim Bäcker, so bekam man sechs große Brötchen als Zugabe, und zwar Brötchen mit Rosinen darin.

Am Abend war die ganze Stadt erleuchtet, die Soldaten schossen mit Kanonen und die Knaben mit Knallerbsen. Es wurde gegessen und getrunken, angestoßen und gesprungen, dort oben im Schloß. Alle vornehmen Herren und Damen tanzten miteinander. In weiter Ferne konnte man ihr Singen hören:

„Hier sind viele hübsche Mädchen,
Die gern tanzen rundherum,
Drehen sich wie Spinnerädchen.
Hübsches Mädchen, schwenk' dich um,
Tanz und springe immerzu,
Bis die Sohle fällt vom Schuh!"

Aber die Prinzessin war noch eine Hexe und konnte Johannes gar nicht leiden. Das fiel dem Reisekameraden ein. Deshalb gab er Johannes drei Federn aus den Schwanenflügeln und eine kleine Flasche mit einigen Tropfen darin und sagte ihm, er solle ein großes Faß mit Wasser vor das Bett der Prinzessin stellen lassen, und wenn die Prinzessin hineinsteige, solle er ihr einen kleinen Stoß geben, so daß sie in das Wasser falle, wo er sie dreimal untertauchen müsse, nachdem er vorher die Federn und die Tropfen hineingeschüttet habe. Dann werde sie ihre Zauberei verlieren und ihn recht liebhaben.

Johannes tat alles, was der Reisekamerad ihm geraten hatte. Die Prinzessin schrie laut auf, als er sie unter das Wasser tauchte, und zappelte als großer schwarzer Schwan mit funkelnden Augen unter seinen Händen. Als sie das zweite Mal

wieder über dem Wasser auftauchte, war der Schwan weiß, bis auf einen schwarzen Ring um den Hals. Johannes betete fromm zum lieben Gott und ließ das Wasser das dritte Mal über dem Vogel zusammenschlagen, und in demselben Augenblick wurde der Schwan in die schönste Prinzessin verwandelt. Sie war noch schöner als zuvor und dankte ihm mit Tränen in ihren herrlichen Augen, daß er sie von dem Zauber erlöst habe.

Am nächsten Morgen kam der alte König mit seinem ganzen Hofstaat. Da gab es ein Gratulieren bis spät in den Tag hinein. Zuletzt erschien der Reisekamerad; er hatte seinen Stock in der Hand und das Ränzel auf dem Rücken. Johannes küßte ihn viele Male und sagte, er dürfe nicht fortreisen, er solle bei ihm bleiben, denn er sei doch die Ursache seines Glücks. Aber der Reisekamerad schüttelte den Kopf und sagte mild und freundlich: „Nein, meine Zeit ist um. Ich habe nur meine Schuld bezahlt! Erinnerst du dich an den toten Mann, dem die bösen Menschen Übles tun wollten? Du gabst alles, was du besaßest, damit er Ruhe in seinem Grab finden konnte. Der Tote bin ich!"

In demselben Augenblick war er verschwunden.

Die Hochzeit dauerte einen ganzen Monat. Johannes und die Prinzessin liebten einander innig, und der alte König erlebte viele frohe Tage und ließ ihre kleinen Kinderchen auf seinen Knien reiten und mit seinem Zepter spielen.

Und Johannes wurde König über das ganze Land.

Des Kaisers neue Kleider

Vor vielen Jahren lebte einmal ein Kaiser, der so viel Wert auf neue Kleider legte, daß er sein ganzes Geld dafür ausgab, um nur immer hübsch geputzt zu sein. Er kümmerte sich nicht um seine Soldaten, nicht um das Theater und liebte es nur spazierenzufahren, um seine neuen Kleider zu zeigen. Er hatte einen besonderen Rock für jede Stunde des Tages, und wie man von einem König sagt: „Er ist im Rat", sagte man von ihm immer: „Der Kaiser ist in der Kleiderkammer!"

In der großen Stadt, in der er wohnte, ging es immer sehr lustig zu. Jeden Tag trafen viele Fremde ein. So erschienen eines Tages auch zwei Betrüger. Sie gaben sich als Weber aus und sagten, daß sie das schönste Zeug, das man sich denken könne, die schönsten Stoffe in den herrlichsten Farben und Mustern weben könnten. Außerdem besäßen die daraus genähten Kleider die wunderbare Eigenschaft, daß sie für jeden Menschen, der unverzeihlich dumm sei oder für sein Amt nicht tauge, unsichtbar seien.

„Das wären ja prächtige Kleider", dachte der Kaiser, „wenn ich die anhätte, wüßte ich ja, welche Männer in meinem Reich zu ihrem Amt nicht taugen; ich könnte die Klugen von den Dummen unterscheiden. Ja, das Zeug muß gleich für mich gewebt werden."

Und er gab den beiden Betrügern im voraus schon viel Geld, damit sie ihre Arbeit sofort beginnen sollten. Sie stellten auch zwei Webstühle auf und taten, als ob sie arbeiteten, aber sie hatten nicht das geringste auf dem Stuhl. Frech, wie sie waren, verlangten sie die feinste Seide und das prächtigste Gold, das steckten sie in ihre eigene Tasche und arbeiteten an den leeren Stühlen bis spät in die Nacht hinein.

„Ich möchte zu gern wissen, wie weit sie mit dem Zeug sind",

dachte der Kaiser. Aber er hatte ein beklemmendes Gefühl, wenn er daran dachte, daß derjenige, der dumm oder untauglich für sein Amt sei, es nicht sehen könne. Nun glaubte er zwar, daß er selbst nichts zu fürchten habe, aber er wollte doch zuerst einen anderen hinschicken, der ihm dann Bericht erstatten sollte. Alle Menschen in der ganzen Stadt wußten, was für eine besondere Kraft das Zeug habe, und alle waren neugierig, wie unfähig oder wie dumm ihr Nachbar sei.

„Ich will meinen alten ehrlichen Minister zu den Webern schicken!“ dachte der Kaiser. „Er kann am besten beurteilen, wie das Zeug aussieht, denn er besitzt Verstand, und keiner verwaltet sein Amt besser als er.“

Nun ging der gute alte Minister in den Saal hinein, wo die beiden Betrüger an den leeren Webstühlen saßen und arbeiteten. „Gott behüte uns!“ dachte der alte Minister erschrocken und riß die Augen auf, „ich kann ja nichts sehen.“ Aber das sagte er nicht.

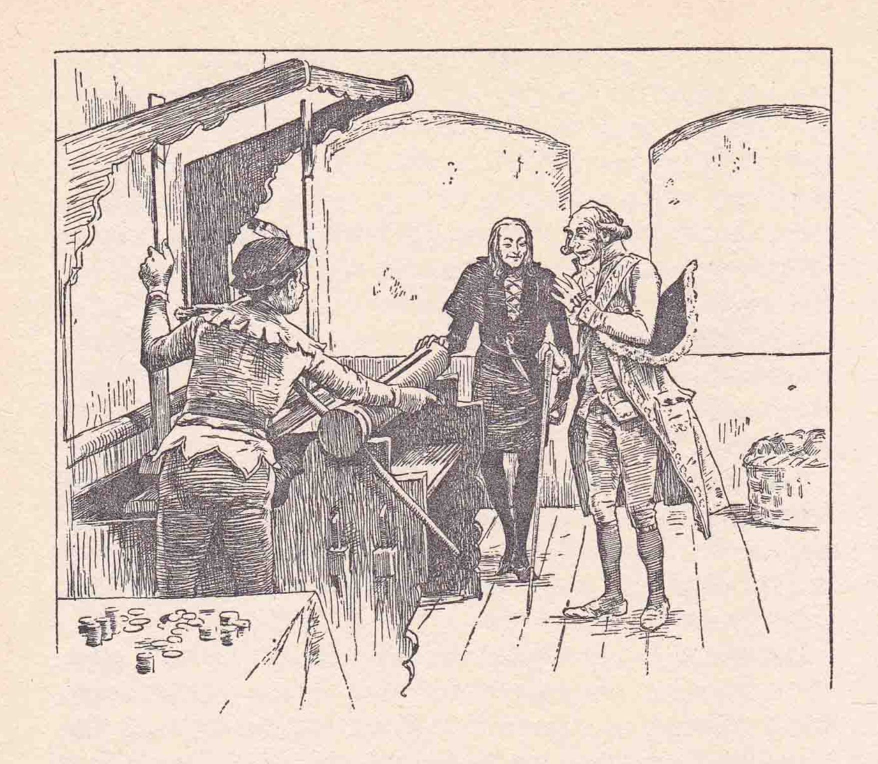
Die beiden Betrüger baten ihn, näher zu treten, und fragten, ob es nicht ein hübsches Muster und schöne Farben seien. Dabei zeigten sie auf den leeren Webstuhl, und der arme alte Minister riß die Augen noch weiter auf, aber er konnte mit dem besten Willen nichts sehen, denn es war ja nichts da. „Mein Gott!“ dachte er, „sollte ich dumm sein? Das hätte ich nie geglaubt, und das darf auch kein Mensch erfahren. Sollte ich für mein Amt nicht taugen? Nein, ich kann unmöglich erzählen, daß ich das Zeug nicht sehe.“

„Nun, Sie sagen nichts dazu?“ fragte der eine am Webstuhl.

„Oh, es ist reizend, ganz allerliebst!“ antwortete der alte Minister und sah durch seine Brille. „Dieses Muster und diese Farben! Ja, ich werde dem Kaiser berichten, daß es mir außerordentlich gut gefällt.“

„Nun, das freut uns!“ sagten beide Weber, und dann erklärten sie die Farben und das eigentümliche Muster des Gewebes. Der alte Minister paßte gut auf, damit er dasselbe beim Kaiser wiederholen konnte, und das tat er auch.

Jetzt verlangten die Betrüger noch mehr Geld, mehr Seide



und mehr Gold zum Weben. Sie steckten alles in ihre eigenen Taschen, auf den Webstuhl kam kein einziger Faden, aber sie fuhren wie bisher fort, an dem leeren Webstuhl zu arbeiten.

Bald darauf schickte der Kaiser einen anderen ehrlichen Staatsmann hin, um zu sehen, ob das Zeug bald fertig sei. Es ging ihm genau wie dem ersten; er schaute und schaute; weil aber außer dem leeren Webstuhl nichts da war, konnte er auch nichts sehen.

„Ist das nicht ein hübsches Stück Zeug?" fragten die beiden Betrüger und zeigten und erklärten das prächtige Muster, das gar nicht da war.

„Dumm bin ich nicht!" dachte der Mann, „es ist also mein gutes Amt, zu dem ich nicht tauge. Eigenartig finde ich das schon, aber man muß es sich nicht anmerken lassen." Und so

lobte er das Zeug, das er nicht sah, und sprach seine Freude über die schönen Farben und das herrliche Muster aus. „Ja, es ist ganz allerliebst!“ sagte er zum Kaiser.

Alle Menschen in der Stadt sprachen von dem prächtigen Gewebe.

Nun wollte der Kaiser es selbst sehen, solange es noch auf dem Webstuhl sei. Mit einer ganzen Schar auserwählter Männer, unter denen sich auch die beiden alten, ehrlichen Staatsmänner befanden, die schon früher dort gewesen waren, ging er zu den beiden listigen Betrügern, die nun aus Leibeskräften webten, aber ohne Faser oder Faden.

„Ist das nicht prächtig?“ sagten die beiden alten ehrlichen Staatsmänner, die schon einmal dagewesen waren. „Sehen Eure Majestät, was für ein Muster, was für Farben!“ Und dabei zeigten sie auf den leeren Webstuhl, denn sie glaubten, daß die anderen das Zeug sehen könnten.

„Was!“ dachte der Kaiser, „ich sehe gar nichts! Da ist ja entsetzlich! Bin ich dumm? Tauge ich nicht zum Kaiser? Das wäre das Schrecklichste, was mir passieren könnte.“ – „Oh, es ist sehr hübsch!“ sagte er dann laut. „Es hat meinen allerhöchsten Beifall!“ Und er nickte zufrieden und betrachtete den leeren Webstuhl, denn er wollte nicht gestehen, daß er nichts sehen könne. Das ganze Gefolge, das er bei sich hatte, schaute und schaute und sah auch nicht mehr als die anderen, aber alle sprachen dem Kaiser nach: „Oh, wie hübsch ist das!“ Und sie rieten ihm, diese neuen prächtigen Kleider zum erstenmal bei der großen feierlichen Prozession, die bevorstand, zu tragen. „Herrlich!“ „Reizend!“ „Wunderbar!“ ging es von Mund zu Mund. Man schien allerseits sehr erfreut darüber, und der Kaiser verlieh den Betrügern den Titel: Kaiserliche Hofweber.

Die ganze Nacht vor dem Morgen, an dem die Prozession stattfinden sollte, waren die Betrüger auf und hatten mehr als sechzehn Lichter angezündet. Die Leute konnten sehen, wie sehr sie mit der Anfertigung der neuen Kleider des Kaisers beschäftigt waren. Sie taten, als ob sie das Zeug von dem Webstuhl nähmen, schnitten mit großen Scheren in der Luft

herum, nähten mit Nähnadeln ohne Faden und sagten zuletzt: „Nun sind die Kleider fertig!"

Der Kaiser kam persönlich mit seinen vornehmsten Hofleuten zu ihnen, und beide Betrüger hoben einen Arm in die Höhe, als ob sie etwas hielten, und sagten: „Seht, hier sind die Hosen! Hier ist der Rock! Hier ist der Mantel!" und so weiter. „Es ist so leicht wie Spinnwebe! Man könnte meinen, man trage nichts auf dem Körper, und das ist gerade das schönste dabei!"

„Ja!" sagten alle Hofleute, aber sie konnten nichts sehen, denn es war ja nichts da.

„Belieben Eure Kaiserliche Majestät jetzt ihre Kleider allergnädigst auszuziehen", sagten die Betrüger, „so wollen wir Eurer Majestät die neuen anziehen, hier vor dem großen Spiegel!"

Der Kaiser legte seine Kleider ab, und die Betrüger taten so, als ob sie ihm jedes Stück der neuen Kleider anlegten. Und der Kaiser wandte und drehte sich vor dem Spiegel.

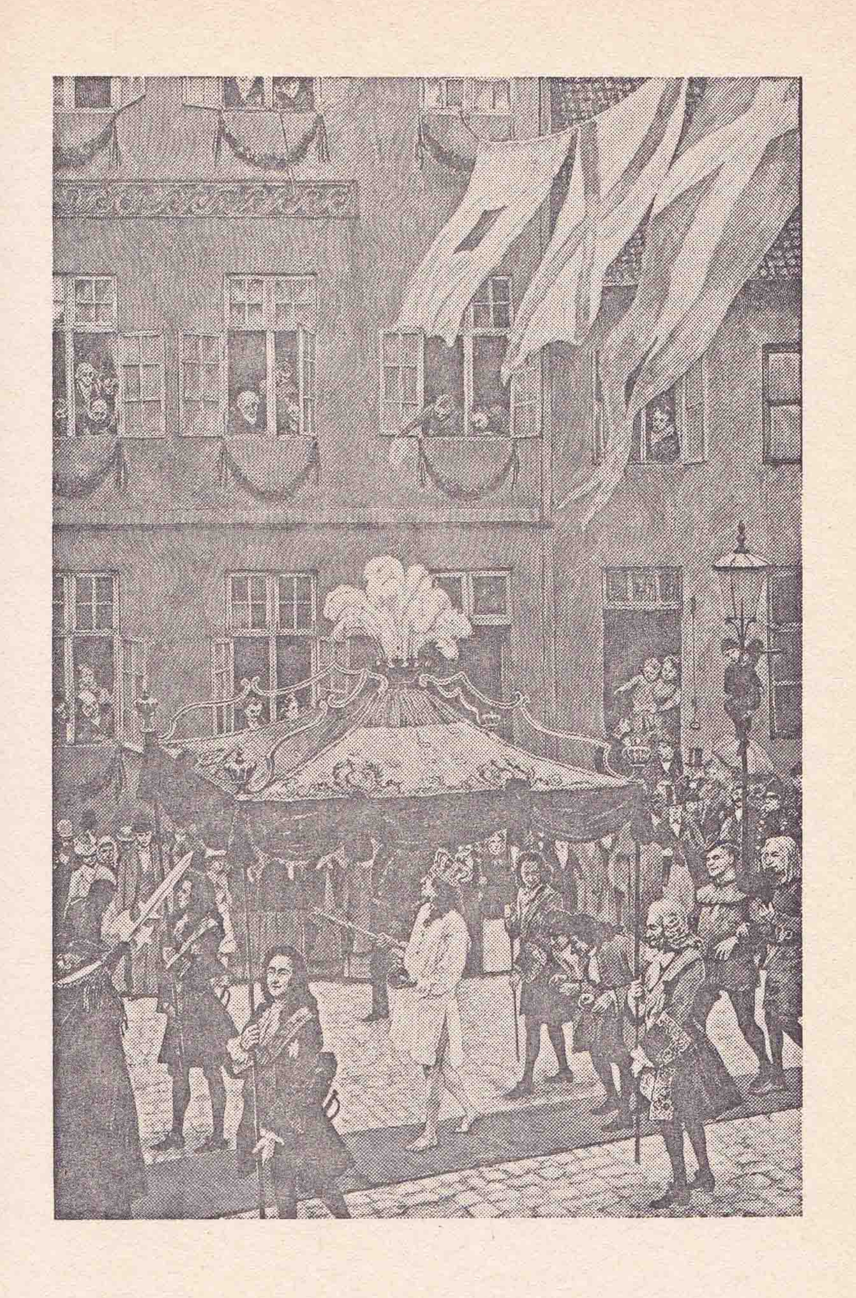
„Ei, wie gut sie kleiden! Wie herrlich sie sitzen!" sagten alle. „Welches Muster! Welche Farben! Das ist eine kostbare Kleidung!"

„Draußen stehen sie mit dem Thronhimmel, der über Eurer Majestät in der Prozession getragen werden soll", meldete der Oberzeremonienmeister.

„Ja, ich bin fertig!" sagte der Kaiser. „Sitzt es nicht gut?" Und dann wandte er sich nochmals vor dem Spiegel, denn es sollte scheinen, als ob er seinen Prunk recht betrachte.

Die Kammerherren, die die Schleppe tragen sollten, griffen mit den Händen gegen den Fußboden, als würden sie die Schleppe aufheben; sie gingen und hielten die Hände vor sich in die Luft; sie durften es sich nicht anmerken lassen, daß sie nichts sehen konnten.

So ging also der Kaiser in der feierlichen Prozession unter dem prächtigen Thronhimmel, und alle Menschen auf der Straße und in den Fenstern riefen: „Gott, wie unvergleichlich sind des Kaisers neue Kleider! Welche herrliche Schleppe trägt er am Kleid! Wie gut alles sitzt!" Keiner wollte es sich anmerken lassen, daß er nichts sehe, denn dann hätte er ja nicht zu seinem



Amt getaugt oder wäre sehr dumm gewesen. Keine Kleider des Kaisers hatten solches Glück gemacht wie diese.

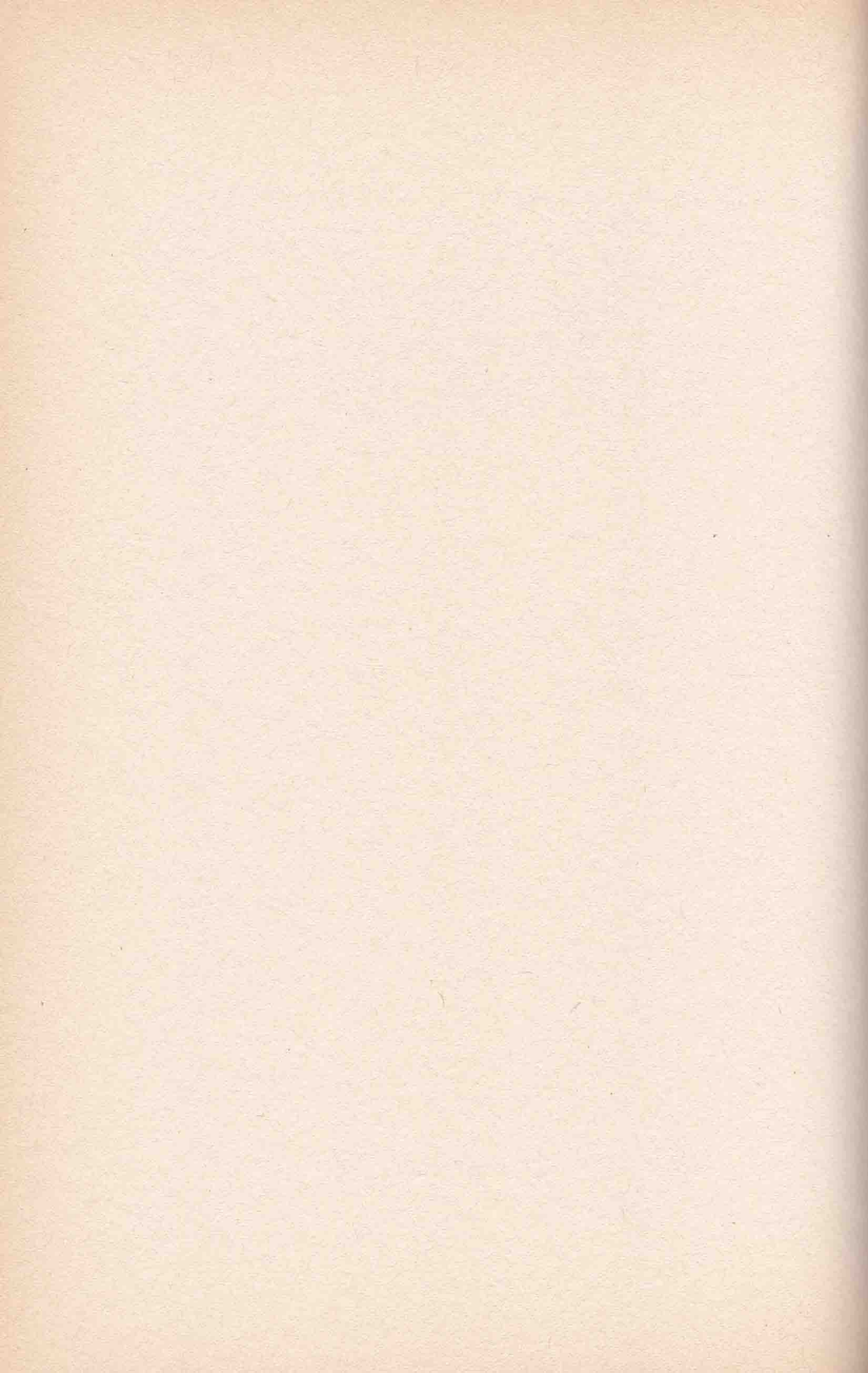
„Aber er hat ja gar nichts an!" rief plötzlich ein kleines Kind. „O Gott, hört die Stimme der Unschuld!" sagte der Vater, und einer zischelte dem anderen zu, was das Kind gesagt hatte.

„Aber er hat ja gar nichts an!" rief zuletzt das ganze Volk. Das ärgerte den Kaiser, denn es schien ihm selbst, als ob das Volk recht habe, aber er dachte: „Nun muß ich die Prozession bis zum Ende durchhalten." Und so schritt er noch stolzer, und die Kammerherren gingen noch steifer und trugen die Schleppe, die gar nicht da war.

Die schönsten Märchen von ANDERSEN

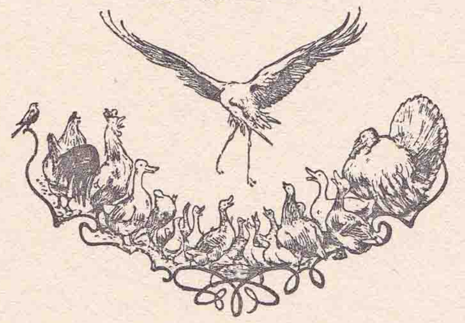
Band 2

Vollständige Ausgabe in 2 Teilbänden



Die schönsten Märchen von ANDERSEN

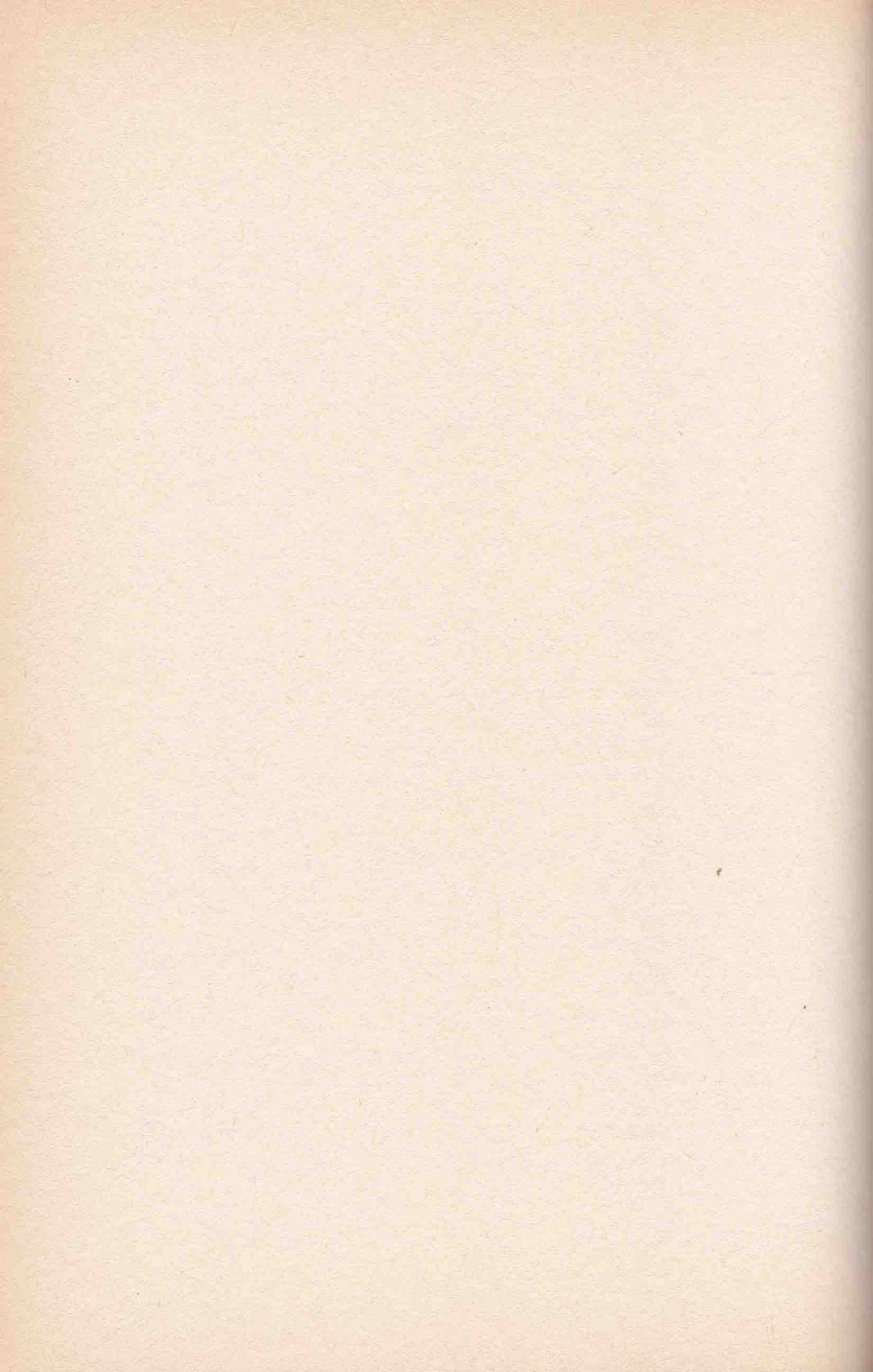
Band 2



Neubearbeitung nach einer alten deutschen Ausgabe
von Emma Kornhas.
Mit 92 zeitgenössischen Illustrationen.

Inhaltsverzeichnis

Der Schweinehirt 7
Die Störche 15
Das Liebespaar 24
Der große und der kleine Klaus 27
Der Garten des Paradieses 44
Die Galoschen des Glücks 62
Ole Luk-Oie 97
Däumelinchen 117
Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzchen 132
Der fliegende Koffer 137
Das Metallschwein 146
Der Schatten 158
Das alte Haus 175
Tölpel-Hans 187
Der Schneemann 195
Was der Alte macht, ist immer recht 203
Zwölf mit der Post 211
Der Kobold und der Höker 219
Der Halskragen 225
Der Sturm vertauscht die Schilder 231



Der Schweinehirt

Es war einmal ein armer Prinz, der hatte ein Königreich, das ganz klein war; aber es war immerhin so groß, daß er darauf heiraten konnte, und heiraten wollte er für sein Leben gern.

Es war freilich ein wenig kühn von ihm, daß er ausgerechnet zur Tochter des Kaisers zu sagen wagte: „Willst du mich haben?“ Aber er wagte es, denn sein Name war weit und breit berühmt. Es gab Hunderte von Prinzessinnen, die gern ja gesagt hätten. Aber ob sie es auch tun würde?

Nun, wir wollen sehen.

Auf dem Grab vom Vater des Prinzen wuchs ein Rosenstrauch, ein ganz herrlicher Rosenstrauch. Er blühte nur jedes fünfte Jahr und trug dann auch nur eine einzige Rose. Aber was für eine Rose! Die duftete so süß, daß man alle Sorgen und allen Kummer vergaß, wenn man an ihr roch. Und dann hatte er noch eine Nachtigall, die konnte singen, als ob alle herrlichen Melodien in ihrer kleinen Kehle steckten. Diese Rose und diese Nachtigall sollte die Prinzessin bekommen, und darum wurden beide in große silberne Behälter gelegt und zu ihr geschickt.

Der Kaiser ließ sie vor sich her in den großen Saal tragen, wo die Prinzessin saß und mit ihren Hofdamen „Es kommt Besuch“ spielte. Als sie die großen Behälter mit den Geschenken sah, klatschte sie vor Freude in die Hände.

„Wenn es doch eine kleine Miezekatze wäre!“ sagte sie. Aber da kam die herrliche Rose zum Vorschein.

„Nein, wie ist die entzückend gemacht!“ sagten alle Hofdamen.

„Sie ist mehr als entzückend“, sagte der Kaiser, „sie ist charmant!“

Aber die Prinzessin befühlte sie und war plötzlich dem Weinen nahe.

„Pfui, Papa!“ sagte sie, „sie ist nicht künstlich, sie ist natürlich!“

„Pfui!“ sagten alle Hofdamen, „sie ist natürlich!“

„Laßt uns erst einmal sehen, was in dem anderen Behälter ist, ehe wir ungehalten werden“, meinte der Kaiser. Und da kam die Nachtigall heraus; sie sang so wunderschön, daß man nichts Böses gegen sie vorbringen konnte.

„Superbe! Charmant!“ sagten die Hofdamen, denn sie plauderten alle französisch, eine immer ärger als die andere.

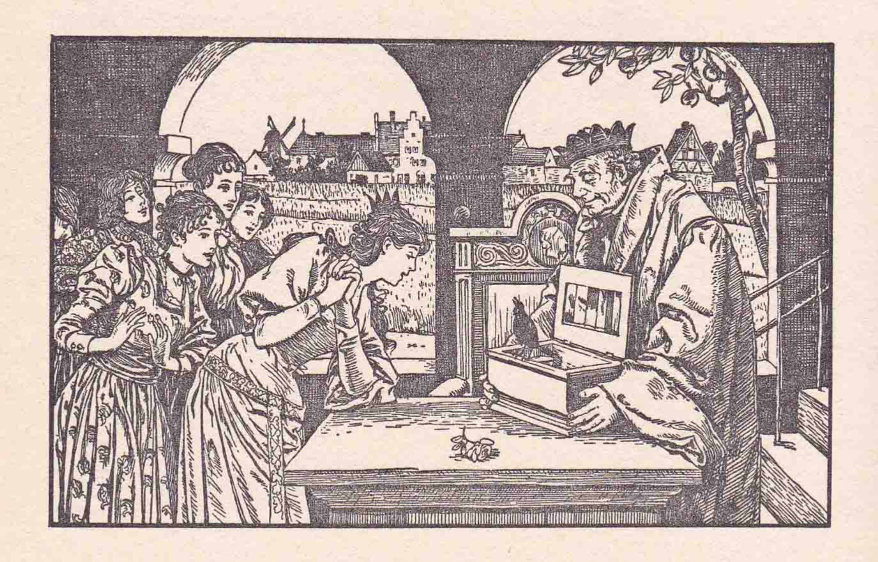
„Wie dieser Vogel mich an die Spieldose der seligen Kaiserin erinnert!“ sagte ein alter Kavalier, „ach ja, das ist ganz der gleiche Ton, der gleiche Vortrag!“

„Ja“, sagte der Kaiser, und dann weinte er wie ein kleines Kind, als er an seine tote Gemahlin dachte.

„Es wird hoffentlich kein natürlicher sein“, sagte die Prinzessin.

„Doch, es ist ein natürlicher Vogel“, sagten die, die ihn gebracht hatten.

„So laßt den Vogel fliegen!“ sagte die Prinzessin, und sie wollte auf keinen Fall erlauben, daß der Prinz komme.



Aber der ließ sich nicht einschüchtern. Er bemalte sich das Gesicht braun und schwarz, drückte die Mütze tief in die Stirn und klopfte an das Tor des Palastes.

„Guten Tag, Kaiser!" sagte er, „könnte ich hier im Schloß in Dienst treten?"

„Ja", sagte der Kaiser, „es sind aber so viele, die um Anstellung bitten. Ich weiß daher nicht, ob es sich machen läßt. Doch, da fällt mir eben ein, ich brauche jemanden, der die Schweine hüten kann, denn wir haben viele, sehr viele sogar."

Und so wurde der Prinz als kaiserlicher Schweinehirt eingestellt. Er bekam eine winzig kleine Kammer unten beim Schweinestall, und hier mußte er bleiben. Aber den ganzen Tag saß er und arbeitete, und als es Abend war, hatte er einen niedlichen kleinen Topf gebastelt, an dem ringsherum Glöckchen hingen, und sobald der Topf kochte, klingelten sie aufs schönste und spielten die alte Melodie:

„Ach, du lieber Augustin,
alles ist hin, hin, hin!"

Das Kunstvollste war jedoch, daß man, wenn man den Finger in den Dampf des Topfes hielt, sofort riechen konnte, was für Speisen auf jedem Herd in der Stadt zubereitet wurden. Das war wahrlich etwas anderes als eine Rose!

Da kam die Prinzessin mit ihren Hofdamen daherspaziert, und als sie die Melodie hörte, blieb sie stehen und sah sehr erfreut aus, denn sie konnte auch „Ach, du lieber Augustin" spielen; es war das einzige, was sie konnte, aber das spielte sie mit einem Finger.

„Das kann ich ja auch", rief sie. „Es muß ein gebildeter Schweinehirt sein. Höre, geh hinein und frage ihn, was das Instrument kosten soll!"

Und nun mußte eine der Hofdamen hineingehen, aber sie zog zuerst Holzpantoffeln an.

„Was willst du für den Topf haben?" fragte die Hofdame.

„Ich will zehn Küsse von der Prinzessin haben", sagte der Schweinehirt.
„Gott bewahre!" sagte die Hofdame.
„Ja, für weniger tue ich es nicht", antwortete der Schweinehirt.
„Nun, was hat er gesagt?" fragte die Prinzessin.
„Das kann ich gar nicht sagen", erwiderte die Hofdame.
„Ei, dann kannst du es mir ins Ohr flüstern." Und die Hofdame flüsterte es.
„Er ist unartig!" sagte die Prinzessin und eilte fort. Als sie aber ein kleines Stück gegangen war, erklangen die Glöckchen gar lieblich:

„Ach, du lieber Augustin,
alles ist hin, hin, hin!"

„Höre", sagte die Prinzessin zur Hofdame, „frage ihn, ob er zehn Küsse von meinen Hofdamen haben möchte!"
„Nein, danke!" sagte der Schweinehirt, „zehn Küsse von der Prinzessin, oder ich behalte meinen Topf."
„Das ist doch ärgerlich", sagte die Prinzessin. „Aber dann müßt ihr euch vor mich stellen, damit es niemand sieht."
Und die Hofdamen stellten sich vor sie und breiteten ihre Kleider aus. Dann bekam der Schweinehirt die zehn Küsse, und sie erhielt den Topf.
Das war eine Freude! Den ganzen Abend und den ganzen Tag mußte der Topf kochen. Es gab nicht einen Herd in der ganzen Stadt, von dem sie nicht wußten, was darauf gekocht wurde, sowohl beim Kammerherrn wie beim Schuhmacher. Die Hofdamen tanzten und klatschten in die Hände vor Vergnügen.
„Wir wissen, wer Suppe und Eierkuchen ißt. Wir wissen, wer Grütze und Kotelett bekommt. Wie ist das doch interessant!"
„Sehr interessant!" sagte die Oberhofmeisterin.
„Ja, haltet aber reinen Mund, denn ich bin des Kaisers Tochter."



„Jawohl, das versteht sich!“ sagten alle.

Der Schweinehirt, das heißt der Prinz – aber sie wußten ja nichts anderes, als daß er ein wirklicher Schweinehirt sei –, ließ keinen Tag verstreichen, ohne etwas zu tun. Und so fertigte er eine kleine Schnarre an. Wenn man die herumschwenkte, er-

klangen alle Walzer, Hopser und Polkas, die man seit Erschaffung der Welt kannte.

„Das ist superbe!“ sagte die Prinzessin, als sie vorüberging. „Ich habe nie eine schönere Komposition gehört. Höre, geh hinein und frage ihn, was das Instrument kostet; aber ich küsse ihn nicht wieder.“

„Er will hundert Küsse von der Prinzessin haben“, sagte die Hofdame, die hineingegangen war, um zu fragen.

„Ich glaube, er ist verrückt!“ sagte die Prinzessin und ging fort. Als sie aber ein kleines Stück gegangen war, blieb sie stehen. „Man muß die Kunst fördern“, sagte sie. „Ich bin des Kaisers Tochter! Sage ihm, er bekäme, wie neulich, zehn Küsse, den Rest kann er sich bei meinen Hofdamen holen.“

„Ach, das tun wir aber so ungern!“ sagten die Hofdamen.

„Das ist Unsinn“, sagte die Prinzessin, „wenn ich ihn küssen kann, dann könnt ihr es auch. Bedenkt, ich gebe euch Kost und Lohn!“

Und nun mußte die Hofdame wieder zu ihm hineingehen.

„Hundert Küsse von der Prinzessin“, sagte er, „oder jeder behält das Seine.“

„Stellt euch vor uns!“ sagte die Prinzessin darauf zu ihren Hofdamen, und dann küßte er sie.

„Was mag dort unten beim Schweinestall für ein Auflauf sein?“ fragte der Kaiser, der auf den Balkon hinausgetreten war. Er rieb sich die Augen und setzte die Brille auf. „Das sind ja die Hofdamen, die da unten ihr Wesen treiben. Ich muß einmal zu ihnen hinunter.“

Und dann zog er seine Pantoffeln hinten hoch, denn es waren Schuhe, die er niedergetreten hatte.

Potztausend, wie er sich beeilte!

Sobald er in den Hof hinunterkam, ging er ganz leise, und die Hofdamen hatten so viel damit zu tun, die Küsse zu zählen, damit es auch ehrlich zugehe, daß sie den Kaiser gar nicht bemerkten. Er stellte sich auf die Zehenspitzen.

„Was ist das?“ sagte er, als er sah, daß sie sich küßten. Und dann schlug er ihnen mit seinem Pantoffel auf die Köpfe,



gerade als der Schweinehirt den sechsundachtzigsten Kuß bekam.

„Fort mit euch!“ sagte der Kaiser, denn er war sehr zornig. Und die Prinzessin und der Schweinehirt wurden aus seinem Kaiserreich hinausgestoßen.

Da stand nun die Prinzessin und weinte, der Schweinehirt schimpfte, und der Regen prasselte nieder.

„Ach, ich elendes Geschöpf“, sagte die Prinzessin, „hätte ich doch den schönen Prinzen genommen! Ach, wie unglücklich bin ich!“

Und der Schweinehirt ging hinter einen Baum, wischte sich das Schwarze und das Braune aus seinem Gesicht, zog die schlechten Kleider aus und trat in seinem Prinzengewand hervor, so wunderschön, daß die Prinzessin sich verneigen mußte.

„So weit ist es nun gekommen, daß ich dich verachte“, sagte er. „Einen ehrlichen Prinzen wolltest du nicht haben. Von der Rose und der Nachtigall verstandest du nichts, aber den Schweinehirten konntest du einer Spielerei wegen küssen. Jetzt sieh zu, wo du bleibst!“

Und dann ging er in sein Königreich und machte ihr die Tür vor der Nase zu. Da mochte sie ruhig draußen stehen und singen:

„Ach, du lieber Augustin,
alles ist hin, hin, hin!“

Die Störche

In einem kleinen Dorf war auf dem letzten Haus ein Storchennest. Darin hütete die Storchenmutter ihre vier Jungen, die die Köpfe mit den spitzen schwarzen Schnäbeln herausstreckten, denn diese waren noch nicht rot geworden. Ein wenig davon entfernt stand auf dem Dachfirst, stramm und steif, der Storchenvater; er hatte das eine Bein hochgezogen, um nicht ganz müßig zu sein, während er Schildwache stand. Man konnte glauben, er sei aus Holz geschnitzt, so unbeweglich und still stand er da. „Es sieht gewiß recht vornehm aus, wenn meine Frau eine Schildwache beim Nest hat“, dachte er. „Sie können ja nicht wissen, daß ich ihr Mann bin. Sie glauben bestimmt, daß ich abkommandiert bin, hier zu stehen. Das sieht nobel aus!“ Und er blieb weiterhin in seiner stolzen Haltung.

Unten auf der Straße spielte eine Schar Kinder. Als sie die Störche sahen, stimmte einer der Knaben den alten Vers von den Störchen an, in den später alle Kinder einfielen. Aber sie sangen die Verse nur so, wie der Knabe sie kannte:

„Storch, Storch, fliege heim,
stehe nicht auf einem Bein!
Deine Frau im Neste liegt,
wo sie ihre Jungen wiegt.

Das eine wird gehängt,
das andre wird versengt,
das dritte man erschießt,
das vierte wird gespießt.“



„Hört nur, was die Kinder singen!“ sagten die kleinen Storchenkinder, „sie singen, wir sollen gehängt und versengt werden.“

„Macht euch nichts daraus!“ sagte die Storchenmutter. „Hört nicht hin, so schadet es nichts!“

Aber die Knaben sangen immerzu, zeigten mit Fingern auf die Störche und verspotteten sie. Nur ein Knabe, der Peter hieß, sagte, daß es eine Sünde sei, die Tiere zu necken, und er machte auch nicht mit.

Die Storchenmutter tröstete ihre Jungen: „Kümmert euch nicht darum! Seht nur, wie ruhig euer Vater dort steht, und zwar auf einem Bein!“

„Wir haben Angst!“ sagten die Jungen und zogen die Köpfe tief in das Nest zurück.

Als die Kinder am nächsten Tag wieder zum Spielen zusammenkamen und die Störche sahen, sangen sie wiederum ihr Lied:

„Das eine wird gehängt,
das andre wird versengt.“

„Werden wir gehängt und versengt?“ fragten die jungen Störche.

„Nein, bestimmt nicht!“ sagte die Mutter. „Ihr dürft fliegen lernen, das bringe ich euch bald bei. Dann fliegen wir auf die Wiese und statten den Fröschen einen Besuch ab; die verneigen sich tief vor uns im Wasser und singen: ‚Koax! Koax!‘ Und dann essen wir sie auf, das wird ein herrliches Vergnügen!“

„Und was geschieht dann?“ fragten die Storchenjungen.

„Dann versammeln sich alle Störche, die hier im ganzen Land sind, und das Herbstmanöver beginnt. Da muß man gut fliegen können, das ist sehr wichtig. Wer da nicht fliegen kann, wird vom General mit dem Schnabel totgestochen. Darum paßt gut auf, daß ihr das Fliegen schnell lernt, wenn das Exerzieren beginnt!“

„Also werden wir doch gespießt, wie die Knaben behaupten. Höre nur, jetzt singen sie wieder!“

„Hört auf mich und nicht auf sie!“ sagte die Storchenmutter. „Nach dem großen Manöver fliegen wir in die warmen Länder, weit weg von hier, über Berge und Wälder. Nach Ägypten fliegen wir, wo es dreieckige Steinhäuser gibt, die mit ihrer Spitze bis über die Wolken ragen; sie werden Pyramiden genannt und sind älter, als ein Storch sich denken kann. Dort ist der Fluß, der über seine Ufer tritt, so daß das ganze Land mit

Schlamm bedeckt ist. Man watet im Sumpf und frißt Frösche."

„Oh!" sagten alle Jungen.

„Ja, dort ist es herrlich! Man tut den lieben langen Tag nichts anderes als essen. Und während wir es dort so gut haben, ist in diesem Land hier kein grünes Blatt auf den Bäumen. Hier ist es so kalt, daß die Wolken in Stücke gefrieren und in kleinen weißen Lappen herunterfallen." Es war der Schnee, von dem sie sprach, aber sie konnte es ja nicht anders erklären.

„Gefrieren dann auch die unartigen Knaben in Stücke?" fragten die jungen Störche.

„Nein, in Stücke gefrieren sie nicht gerade, aber sie sind nahe daran und müssen in der dunklen Stube sitzen und sich in eine Ecke verkriechen. Ihr dagegen könnt in fremden Ländern umherfliegen, wo es tausend bunte Blumen und warmen Sonnenschein gibt."

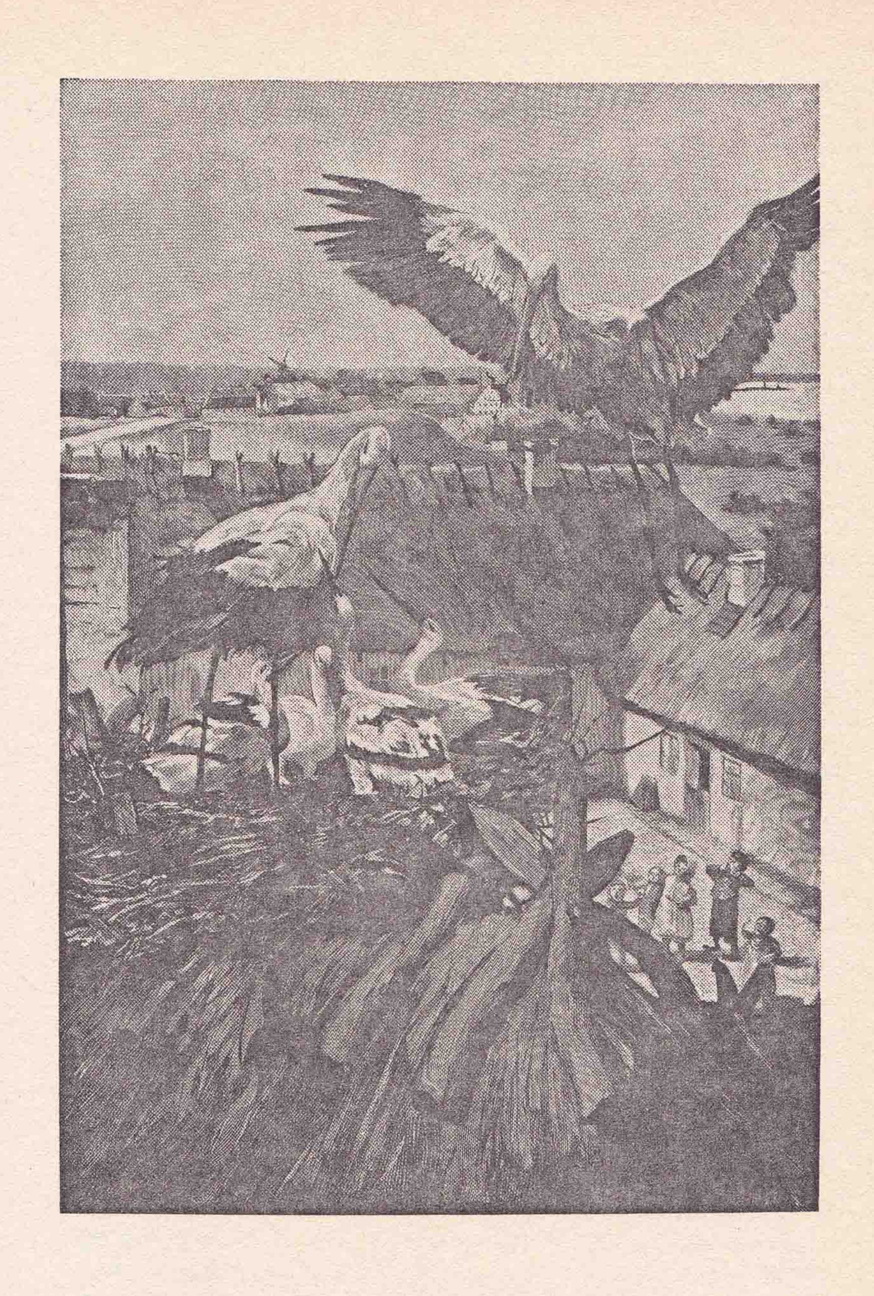
Nun war schon einige Zeit vergangen. Die Jungen waren inzwischen so groß geworden, daß sie im Nest aufrecht stehen und weit umherblicken konnten. Der Storchenvater brachte ihnen jeden Tag die dicksten Frösche, kleine Schlangen und alle Storchenleckereien, die er finden konnte. Oh, das sah lustig aus, wenn er ihnen Kunststücke vormachte! Den Kopf legte er auf den Schwanz, mit dem Schnabel klapperte er, als wäre er eine kleine Knarre, und dann erzählte er ihnen die tollsten Geschichten, alle vom Sumpf.

„Hört, nun müßt ihr fliegen lernen!" sagte eines Tages die Storchenmutter, und dann mußten alle vier Jungen hinaus auf den Dachfirst. Sie schwankten und balancierten mit den Flügeln, aber beinahe wären sie doch heruntergefallen.

„Schaut auf mich!" sagte die Mutter. „So müßt ihr den Kopf halten! So müßt ihr die Füße stellen! Eins, zwei! Eins, zwei! Das ist es, was euch in der Welt forthelfen wird!"

Dann flog sie ein kurzes Stück, und die Jungen machten einen kleinen, unbeholfenen Sprung. Bums! Da lagen sie, denn ihre Körper waren noch sehr ungeschickt und schwerfällig.

„Ich will nicht fliegen", sagte das eine Junge und kroch





wieder in das Nest hinein, „mir liegt nichts daran, in die warmen Länder zu kommen."

„Willst du denn hier erfrieren, wenn es Winter wird? Sollen die Knaben kommen, dich hängen und sengen und braten? Ich werde sie rufen!"

„O nein!" sagte der junge Storch und hüpfte wieder auf das Dach wie die anderen. Am dritten Tag konnten sie schon ein bißchen fliegen, und da glaubten sie, daß sie auch in der Luft schweben und ruhen könnten. Das wollten sie ausprobieren, aber da purzelten sie und mußten schnell wieder mit den Flü-

geln schlagen. Jetzt sangen die Knaben auf der Straße unten wieder ihr Lied:

„Storch, Storch, fliege heim!"

„Sollen wir hinunterfliegen und ihnen die Augen ausstechen?" fragten die Jungen.

„Nein, laßt das sein!" sagte die Mutter. „Hört nur auf mich, das ist viel wichtiger! Eins, zwei, drei! Nun fliegen wir rechts herum. Eins, zwei, drei! Nun links um den Schornstein! – Ja, das war sehr gut! Der letzte Schlag mit den Füßen war genau richtig. Deswegen dürft ihr morgen mit mir in den Sumpf fliegen. Dort treffen sich mehrere nette Storchenfamilien mit ihren Kindern. Zeigt ihnen nun, daß ihr die hübschesten seid! Und stolziert mir ordentlich einher! Tragt den Kopf recht hoch! Das sieht gut aus und verschafft Ansehen!"

„Aber sollen wir uns an den unartigen Knaben nicht rächen?" fragten die jungen Störche.

„Laßt sie schreien, soviel sie wollen! Ihr fliegt doch in die Wolken hinauf und kommt ins Land der Pyramiden, wenn sie frieren müssen und kein grünes Blatt, keinen süßen Apfel mehr haben."

„Doch, wir wollen uns rächen!" zischelten sie miteinander, und dann wurde wieder exerziert.

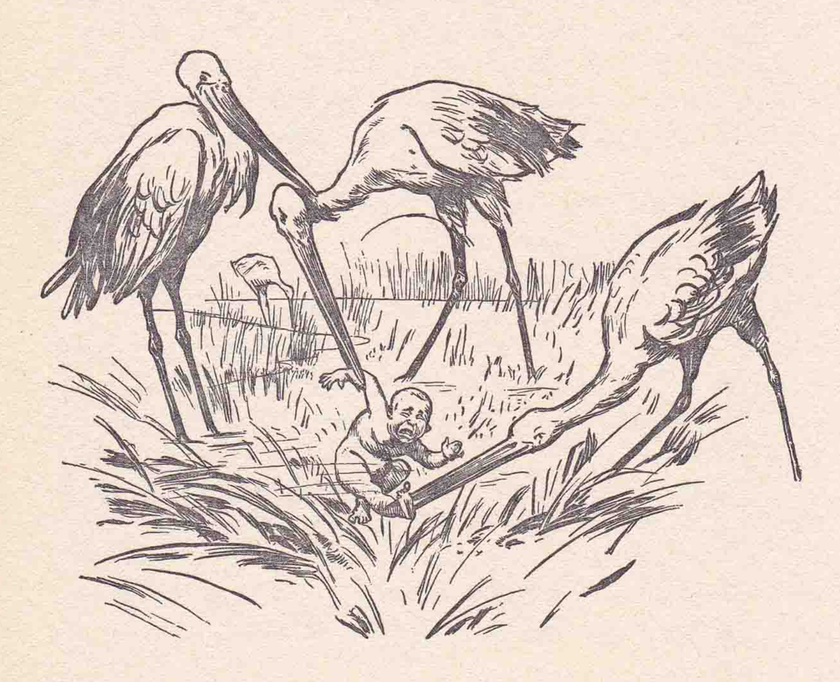
Von allen Knaben auf der Straße war der, der das Spottlied zuerst gesungen hatte, der schlimmste. Es war ein ganz kleiner Knabe von etwa sechs Jahren. Die jungen Störche glaubten zwar, daß er hundert Jahre zähle, denn er war viel größer als ihre Mutter und ihr Vater. Was wußten sie schon, wie alt Kinder und Erwachsene sein konnten! Ihre ganze Rache galt diesem Knaben, der das Lied zuerst gesungen hatte und nicht wieder aufhörte. Die jungen Störche waren sehr zornig, und ihre Wut steigerte sich noch, als sie größer wurden. Schließlich mußte die Mutter ihnen versprechen, daß sie gerächt werden sollten, aber erst am letzten Tag ihres Aufenthalts.

„Zuerst wollen wir sehen, wie ihr euch bei dem großen Manöver benehmt. Macht ihr eure Sache schlecht, so daß der General euch den Schnabel durch die Brust stößt, dann haben die Knaben ja recht mit ihrem Lied. Nun, wir werden es sehen."

„Ja, das sollst du!" sagten die Jungen, und nun gaben sie sich besonders viel Mühe. Täglich übten sie und flogen zuletzt so leicht durch die Luft, daß es eine Lust war, ihnen zuzuschauen.

Der Herbst kam. Alle Störche sammelten sich, um in die warmen Länder zu ziehen. Das war ein Manöver! Über Wälder und Dörfer mußten sie fliegen, nur um zu sehen, wie gut sie es konnten, denn es stand ihnen ja eine große Reise bevor. Die jungen Störche machten ihre Sache so brav, daß sie das beste Zeugnis erhielten: „Ausgezeichnet gut mit Frosch und Schlangen". Und den Frosch und die Schlangen verspeisten sie sofort.

„Nun wollen wir uns rächen!" sagten sie.



„Ja, gewiß!“ sagte die Storchenmutter. „Was ich mir ausgedacht habe, ist bestimmt das Richtige. Ich weiß, wo der Teich ist, in dem alle kleinen Menschenkinder liegen, bis der Storch sie holt und den Eltern bringt. Die niedlichen kleinen Kinder schlafen und träumen so lieblich, wie sie später nie mehr träumen. Alle Eltern wünschen sich so ein kleines Kind, und alle Kinder wollen eine Schwester oder einen Bruder haben. Wir fliegen jetzt zu dem Teich und holen eins für jedes der Kinder, die nicht das böse Lied gesungen und die Störche verspottet haben.“

„Aber der, der zuerst gesungen hat, der schlimme, häßliche Knabe“, schrien die jungen Störche, „was machen wir mit dem?“

„Da liegt im Teich ein kleines totes Kind, das sich totgeträumt hat, das wollen wir für ihn holen. Da wird er weinen, weil wir ihm einen toten, kleinen Bruder gebracht haben. Aber dem guten Knaben, der gesagt hat, es sei unrecht, die Tiere zu necken – erinnert ihr euch? –, dem bringen wir ein Brüderchen und ein Schwesterchen. Und weil der Knabe Peter heißt, sollt ihr auch alle Peter heißen.“

Und es geschah, wie die Storchenmutter sagte, und alle Störche hießen Peter, und so werden sie heute noch genannt.

Das Liebespaar

Ein Kreisel und ein Bällchen lagen neben vielen anderen Spielsachen in einem Kasten beisammen. Und da sagte der Kreisel zum Bällchen: „Wollen wir nicht Brautleute sein, da wir doch in einem Kasten zusammenliegen?“ Aber das Bällchen, das aus Saffian genäht war und sich soviel einbildete wie ein feines Fräulein, antwortete auf solch eine plumpe Frage nicht.

Am nächsten Tag kam der kleine Knabe, dem das Spielzeug gehörte. Er bemalte den Kreisel rot und gelb und schlug einen glänzenden Messingnagel mitten hinein. Wie prächtig sah das aus, wenn der Kreisel sich drehte!

„Sehen Sie mich an!“ sagte er zum Bällchen. „Was sagen Sie nun? Wollen wir jetzt Brautleute werden? Wir passen so gut zueinander: Sie springen, und ich tanze! Glücklicher als wir beide kann niemand werden!“

„So? Glauben Sie das?“ sagte das Bällchen. „Sie wissen wohl nicht, daß mein Vater und meine Mutter Saffianpantoffeln gewesen sind und daß ich einen spanischen Kork im Leib habe?“

„Ja, aber ich bin aus Mahagoniholz“, sagte der Kreisel, „und der Bürgermeister selbst hat mich gedrechselt. Er besitzt eine eigene Drechselbank, und er hatte viel Freude, als er mich herstellte.“

„Kann ich mich darauf verlassen?“ fragte das Bällchen.

„Die Peitsche soll mich treffen, wenn ich lüge!“ erwiderte der Kreisel.

„Sie verstehen es, sich ins rechte Licht zu setzen!“ sagte das Bällchen. „Aber es ist mir doch unmöglich, denn ich bin mit einer Schwalbe so gut wie verlobt. Jedesmal, wenn ich in die Luft fliege, steckt sie den Kopf zum Nest heraus und fragt: ‚Wollen Sie?‘ Nun habe ich innerlich ja gesagt, und das ist so gut

wie eine halbe Verlobung. Aber ich verspreche Ihnen, Sie nie zu vergessen!“

„Schön, das wird viel helfen!“ sagte der Kreisel. Und so sprachen sie nicht mehr miteinander.

Am nächsten Tag holte der Knabe das Bällchen und spielte damit. Der Kreisel sah, wie es hoch in die Luft flog, genau wie ein Vogel; zuletzt konnte man es gar nicht mehr sehen. Jedesmal kam es wieder zurück, machte aber immer einen hohen Sprung, sobald es die Erde berührte, und das geschah entweder aus Sehnsucht oder weil es einen spanischen Kork im Leib hatte. Aber beim neunten Mal verschwand das Bällchen und kehrte nicht wieder zurück. Der Knabe suchte und suchte, aber – weg war es!

„Ich weiß wohl, wo es ist!“ seufzte der Kreisel. „Es ist im Schwalbennest und hat sich mit der Schwalbe verheiratet!“

Je länger der Kreisel an das Bällchen dachte, desto kostbarer erschien es ihm. Gerade weil er es nicht bekommen konnte, wurde seine Liebe immer größer, aber das schlimmste war, daß es einen anderen genommen hatte. Und der Kreisel tanzte herum und schnurrte, aber er konnte das Bällchen, das in seinen Gedanken immer schöner und schöner wurde, nicht vergessen.

So verging manches Jahr. Und nun war es eine alte Liebe. Der Kreisel war nicht mehr jung. Da wurde er eines Tages über und über vergoldet. Niemals hatte er so schön ausgesehen. Er war nun ein Goldkreisel und sprang, daß es nur so summte. Ja, das war eine Freude! Plötzlich sprang er ganz hoch und – weg war er!

Man suchte und suchte, selbst unten im Keller; doch er war nirgends zu finden.

Aber wo steckte er?

Er war in den Mülleimer gesprungen, wo allerlei lag: Kohlstrünke, Kehricht und Schutt, der von der Dachrinne heruntergefallen war.

„Da liege ich wirklich gut. Hier wird meine Vergoldung bald verschwinden. Ach, unter welches Gesindel bin ich geraten!“ sagte er und schielte dabei nach einem verdorrten gelben Kraut-

strunk und einem merkwürdigen runden Ding, das wie ein alter Apfel aussah – aber es war kein Apfel, es war ein altes Bällchen, das viele Jahre in der Dachrinne gelegen hatte und vom Regen völlig durchnäßt war.

„Gott sei Dank, da kommt doch einer von unseresgleichen, mit dem man reden kann!" sagte das Bällchen und betrachtete den vergoldeten Kreisel. „Ich bin eigentlich aus Saffian, von Jungfrauenhänden genäht, und habe einen spanischen Kork im Leib; aber das wird man mir nicht mehr ansehen. Fast hätte ich eine Schwalbe geheiratet, doch da fiel ich unglücklicherweise in die Dachrinne, in der ich wohl fünf Jahre lag. Nun bin ich ganz aufgeweicht. Glauben Sie mir, das ist eine lange Zeit für ein junges Bällchen!"

Der Kreisel sagte nichts. Er dachte an seine alte Liebe, und je mehr er hörte, desto klarer wurde ihm, daß sie es war.

Da kam das Dienstmädchen und wollte Asche in den Mülleimer schütten. Dabei entdeckte es den Kreisel. „Heisa, da ist ja unser Goldkreisel!" rief es, und der Kreisel kam wieder zu Ansehen und Ehre, aber vom Bällchen hörte man nichts.

Der Kreisel sprach nie mehr von seiner alten Liebe. Die vergeht, wenn die Geliebte fünf Jahre lang in einer Wasserrinne liegt und aufgeweicht ist; ja, man erkennt sie erst recht nicht wieder, wenn man ihr im Mülleimer begegnet.

Der große Klaus und der kleine Klaus

In einem Dorf wohnten zwei Männer, die den gleichen Namen hatten. Beide hießen Klaus. Aber der eine besaß vier Pferde und der andere nur ein einziges. Um sie voneinander zu unterscheiden, nannte man den, der vier Pferde hatte, den großen Klaus, und den, der nur ein einziges hatte, den kleinen Klaus. Nun wollen wir hören, wie es den beiden erging, denn es ist eine wahre Geschichte.

Die ganze Woche über mußte der kleine Klaus für den großen Klaus pflügen und ihm sein einziges Pferd leihen. Dann half der große Klaus ihm mit seinen vieren aus, aber nur einmal wöchentlich, und das sonntags. Hui, wie der kleine Klaus mit seiner Peitsche über alle fünf Pferde knallte! Er tat, als gehörten sie alle ihm, an dem einen Tag wenigstens. Die Sonne schien herrlich, und alle Kirchenglocken läuteten. Die Leute gingen, sonntäglich gekleidet, das Gesangbuch in der Hand, zur Kirche. Sie sahen den kleinen Klaus, der mit fünf Pferden pflügte; er war so vergnügt, daß er immer wieder mit der Peitsche knallte und rief: „Hü, alle meine Pferde!"

„So kannst du nicht sagen", meinte der große Klaus, „nur das eine Pferd gehört dir!"

Als aber wieder jemand vorbeiging, vergaß der kleine Klaus, daß er es nicht sagen sollte, und rief: „Hü, alle meine Pferde!"

„Nun sage ich es dir zum letzten Mal: Laß das bleiben!" sagte der große Klaus. „Wenn du es noch einmal sagst, haue ich deinem Pferd auf den Kopf, daß es auf der Stelle tot umfällt, dann ist es aus mit ihm."

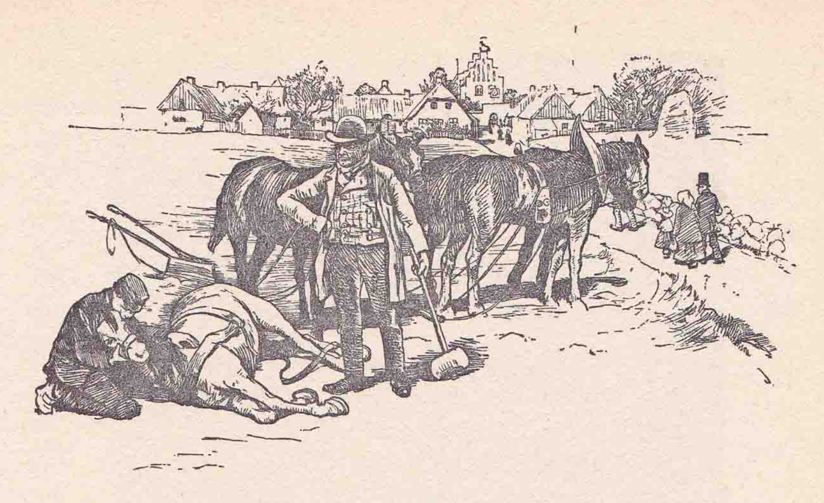
„Ich will es wirklich nicht mehr sagen!" beteuerte der kleine Klaus. Aber als bald danach wieder Leute vorbeikamen und ihm ein freundliches „Guten Tag" zunickten, wurde er froh und dachte, es sehe doch recht gut aus, daß er fünf Pferde habe, um

sein Feld zu pflügen, und er knallte wieder mit der Peitsche und rief: „Hü, alle meine Pferde!"

„Ich werde deine Pferde hüen!" sagte der große Klaus zornig und nahm eine schwere Holzstange und schlug auf das einzige Pferd des kleinen Klaus, daß es auf der Stelle tot umfiel.

„Ach, nun habe ich kein Pferd mehr!" jammerte der kleine Klaus und weinte bitterlich. Dann zog er dem Pferd die Haut ab und ließ sie im Wind trocknen. Zuletzt steckte er die Pferdehaut





in einen großen Sack, den er auf die Schulter nahm, und ging damit in die Stadt, um sie dort zu verkaufen.

Er hatte einen sehr weiten Weg und mußte durch einen großen dunklen Wald. Da brach ein furchtbares Unwetter los, und er verirrte sich im Wald. Ehe er wieder den rechten Weg fand, war es Abend geworden, und er mußte sich ein Nachtlager suchen.

Da bemerkte er nahe am Weg einen großen Bauernhof. Die Fensterläden waren geschlossen, aber durch die Ritzen schimmerte Licht. „Vielleicht kann ich hier übernachten", dachte der kleine Klaus und klopfte an.

Die Bauersfrau öffnete die Tür. Als sie aber die Bitte des Mannes vernahm, sagte sie, er solle sich fortscheren, ihr Mann sei nicht zu Hause und sie nehme keinen Fremden auf.

„So muß ich hier draußen liegenbleiben", sagte der kleine Klaus, und die Bauersfrau schlug ihm die Tür vor der Nase zu.

In der Nähe stand ein großer Heuschober. Zwischen ihm und dem Haus war ein kleiner Schuppen, der mit einem flachen Strohdach abgedeckt war.

„Da oben kann ich liegen", dachte der kleine Klaus, als er das Dach sah, „das ist ein herrliches Bett. Der Storch fliegt wohl nicht herunter und beißt mich ins Bein." Oben auf dem Dach stand nämlich ein lebendiger Storch in seinem Nest.



Nun kroch der kleine Klaus vorsichtig auf den Schuppen hinauf, wo er es sich auf dem Dach recht bequem machte. Die hölzernen Läden an den Fenstern schlossen oben nicht zu, und so konnte er gerade in die Stube hineinblicken.

Da war ein großer Tisch gedeckt, mit Wein und Braten und einem herrlichen Fisch; die Bauersfrau und der Küster saßen bei Tisch, sonst niemand; sie schenkte ihm Wein ein, und er holte sich mit der Gabel die schönsten Fischstücke, denn das war sein Leibgericht.

„Wer doch auch etwas davon bekommen könnte!" dachte der kleine Klaus und streckte den Kopf ganz nahe an das Fenster. Was für einen herrlichen Kuchen sah er dort stehen! Ja, das war ein Fest!

Plötzlich hörte er auf der Landstraße einen Reiter kommen; es war der Mann der Bauersfrau.

Er war ein sehr guter Mann, aber er hatte eine merkwürdige Eigenart: Er konnte keinen Küster sehen. Kam ihm ein Küster vor die Augen, so wurde er ganz rasend. Weil nun der Küster wußte, daß der Mann nicht zu Hause sei, hatte er gerade an diesem Tag die Bäuerin aufgesucht, und die gute Frau setzte ihm das herrlichste Essen vor, das sie hatte. Als sie aber den Mann kommen hörten, erschraken sie, und die Frau bat den Küster, in eine große leere Kiste zu kriechen. Das tat er, denn er wußte ja, daß der arme Mann keinen Küster sehen konnte. Die Frau versteckte das herrliche Essen und den Wein schnell in ihrem Backofen, denn wenn der Mann das gesehen hätte, wollte er bestimmt wissen, was das bedeute.

„Ach!" seufzte der kleine Klaus, als er das Essen verschwinden sah.

„Ist jemand dort oben?" fragte der Bauer und blickte zu dem kleinen Klaus hinauf. „Weshalb liegst du dort? Komm lieber mit in die Stube!"

Nun erzählte der kleine Klaus, wie er sich im Wald verirrt habe, und bat, daß er die Nacht hierbleiben dürfe.

„Ja freilich!" sagte der Bauer, „aber wir wollen zuerst etwas essen."

Die Frau empfing beide sehr freundlich, deckte den Tisch und gab ihnen eine große Schüssel Grütze. Der Bauer war hungrig und aß mit gutem Appetit, aber der kleine Klaus dachte immerzu an den herrlichen Braten, den Fisch und den Kuchen im Ofen.

Den Sack mit der Pferdehaut hatte er unter den Tisch gelegt. Wir wissen ja, daß er sie in der Stadt verkaufen wollte. Die Grütze schmeckte ihm nicht, darum trat er auf seinen Sack, und die trockene Haut im Sack knisterte laut.

„Pst!" sagte der kleine Klaus zu seinem Sack, trat aber zu gleicher Zeit wieder darauf, da knarrte es noch lauter.

„Ei, was hast du denn in deinem Sack?" fragte der Bauer nun.

„Oh, das ist ein Zauberer!" antwortete der kleine Klaus. „Er sagt, wir sollten keine Grütze essen, denn er habe den ganzen Ofen voll Braten, Fisch und Kuchen gezaubert."

„Potztausend!" sagte der Bauer und machte schnell den Ofen auf, wo er die herrlichen, leckeren Speisen sah, die die Frau dort versteckt hatte, aber die, wie er nun glaubte, der Zauberer im Sack für sie gezaubert habe. Die Frau durfte ja nichts sagen. Sie stellte die Speisen sofort auf den Tisch, und beide aßen vom Fisch, vom Braten und dem Kuchen. Wieder trat der kleine Klaus auf seinen Sack, daß die Haut knarrte.

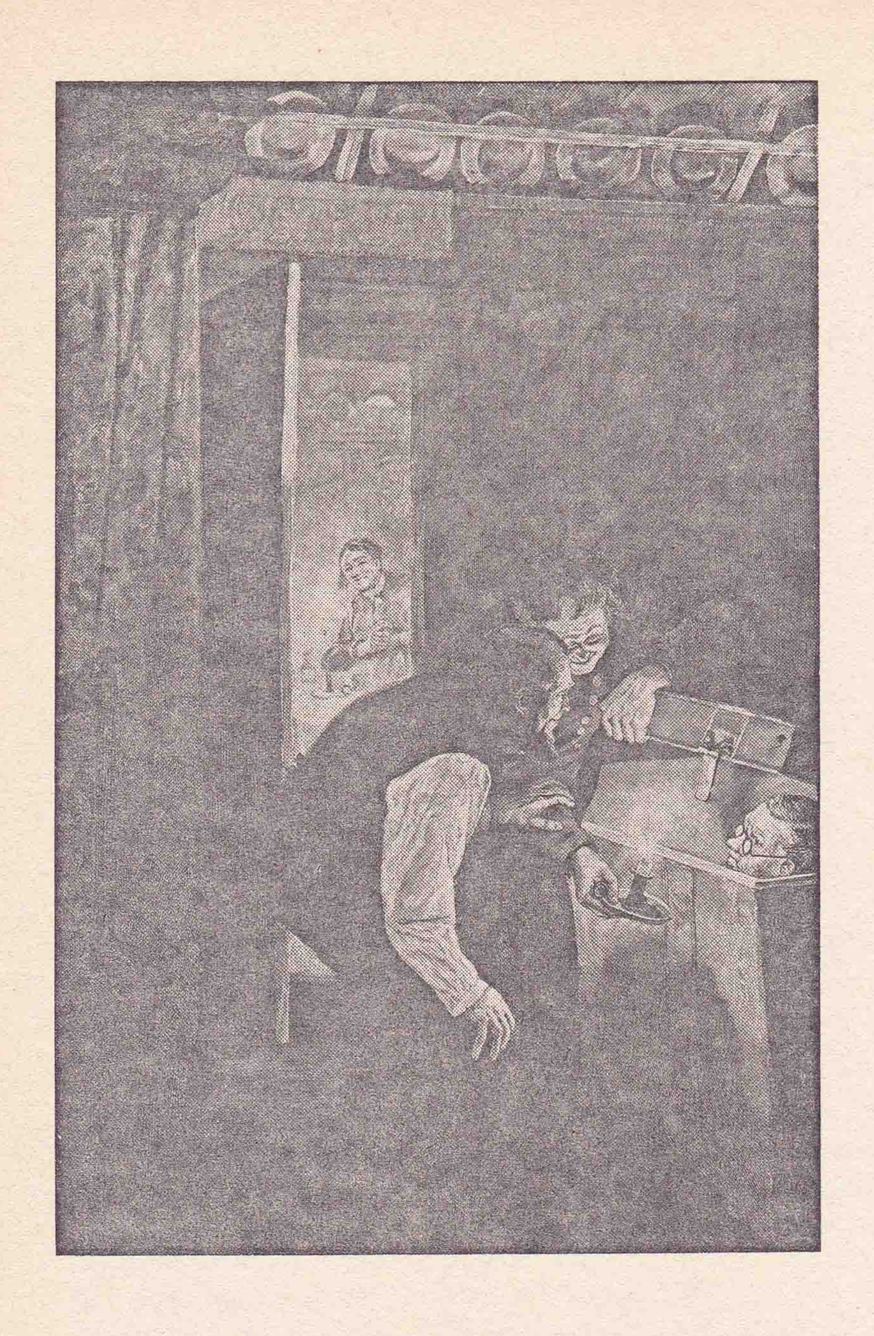
„Was sagt er jetzt?" fragte der Bauer.

„Er sagt", erwiderte der kleine Klaus, „daß er auch drei Flaschen Wein für uns gezaubert habe, sie ständen in der Ecke beim Ofen." Nun mußte die Frau den Wein holen, den sie versteckt hatte, und der Bauer trank und wurde sehr lustig. So einen Zauberer, wie ihn der kleine Klaus im Sack hatte, wünschte sich der Bauer auch.

„Kann er auch den Teufel herbeihexen?" fragte er den kleinen Klaus. „Ich möchte ihn zu gern einmal sehen, denn jetzt bin ich gerade in der richtigen Stimmung."

„Ja", sagte der kleine Klaus, „mein Zauberer kann alles, was ich verlange. Nicht wahr?" fragte er und trat auf den Sack, daß es knarrte. „Hörst du? Er sagt: ‚Ja'. Aber der Teufel sieht sehr häßlich aus, wir wollen ihn lieber nicht sehen!"

„Oh, ich habe keine Angst. Wie mag er wohl aussehen?"
„Er wird sich leibhaftig als ein Küster zeigen!"
„Hu!" sagte der Bauer, „das ist häßlich! Ich kann nämlich keinen Küster sehen. Aber es macht nichts; ich weiß ja, daß es der Teufel ist. Nun habe ich Mut! Er darf mir nur nicht zu nahe kommen."
„Ich will jetzt meinen Zauberer fragen", sagte der kleine Klaus, trat auf den Sack und hielt sein Ohr hin.
„Was sagt er?"
„Er sagt, du kannst die Kiste aufmachen, die dort in der Ecke steht, dann wirst du den Teufel sehen, der darin kauert. Aber du mußt den Deckel halten, daß er nicht entwischt."
„Willst du mir helfen?" bat der Bauer und ging zur Kiste, in der die Frau den wirklichen Küster versteckt hatte. Der saß darin und fürchtete sich sehr.
Der Bauer öffnete den Deckel ein wenig und spähte vorsichtig hinein. „Hu!" schrie er und sprang entsetzt zurück. „Ja, nun habe ich ihn gesehen; er sah genau wie unser Küster aus. Nein, wie schrecklich!"
Darauf mußte getrunken werden, und so tranken sie denn bis in die tiefe Nacht hinein.
„Den Zauberer mußt du mir verkaufen", sagte der Bauer. „Verlange dafür, was du willst! Ja, ich gebe dir sofort einen Scheffel voll Geld!"
„Nein, das kann ich nicht", sagte der kleine Klaus. „Bedenke doch, wieviel Nutzen ich von diesem Zauberer habe!"
„Ach, ich hätte ihn so gern!" bat der Bauer immer und immer wieder.
„Ja", sagte der kleine Klaus schließlich, „da du so gut gewesen bist und mir in dieser Nacht Obdach gewährt hast, so sollst du den Zauberer für einen Scheffel voll Geld bekommen, doch der Scheffel muß gehäuft voll sein."
„Das sollst du bekommen", sagte der Bauer. „Aber die Kiste dort mußt du mitnehmen; ich will sie nicht eine Stunde im Haus behalten. Man kann nicht wissen, vielleicht sitzt er noch darin."



Der kleine Klaus gab dem Bauer seinen Sack mit der trockenen Pferdehaut und bekam einen Scheffel voll Geld, und zwar gehäuft voll. Der Bauer schenkte ihm sogar noch einen Karren, um das Geld und die Kiste fortzufahren.

„Leb wohl!“ sagte der kleine Klaus und fuhr mit seinem Geld und der großen Kiste, in der der Küster saß, davon.

Auf der anderen Seite des Waldes war ein tiefer Fluß, dessen Wasser so reißend floß, daß man kaum gegen den Strom schwimmen konnte. Man hatte eine neue Brücke darüber geschlagen, und der kleine Klaus hielt mitten auf ihr. Ganz laut, damit der Küster in der Kiste es höre, sagte er nun:

„Nein, was soll ich nur mit der dummen Kiste machen? Sie ist so schwer, als ob Steine darin wären. Ich werde müde, wenn ich sie noch weiterschiebe. Am besten werfe ich sie in den Fluß. Schwimmt sie zu mir nach Hause, so ist es gut, tut sie es nicht, so macht es auch nichts.“

Nun hob er die Kiste mit einer Hand ein wenig hoch, als ob er sie ins Wasser werfen wolle.

„Nein, laß das sein!“ rief der Küster in der Kiste. „Laß mich erst hinaus!“

„Hu!“ sagte der kleine Klaus und tat, als fürchte er sich. „Er sitzt noch darin! Da muß ich ihn geschwind in den Fluß werfen, damit er ertrinkt!“

„O nein, nein!“ rief der Küster. „Ich will dir einen ganzen Scheffel voll Geld geben, wenn du mich gehen läßt!“

„Ja, das ist etwas anderes!“ sagte der kleine Klaus und machte die Kiste auf. Der Küster kroch schnell heraus, stieß die leere Kiste ins Wasser und ging nach Hause, wo der kleine Klaus wieder einen Scheffel voll Geld bekam.

„Ja, das Pferd bekam ich gut bezahlt!“ sagte er zu sich selbst, als er zu Hause in seiner Stube alles Geld auf einen Haufen schüttete. „Das wird den großen Klaus ärgern, wenn er erfährt, wie reich ich durch mein einziges Pferd geworden bin; aber ich will es ihm doch nicht geradeheraus sagen.“

Er schickte also einen Jungen zum großen Klaus, um sich ein Scheffelmaß auszuleihen.

„Was will er wohl damit anfangen?" fragte sich der große Klaus und schmierte Teer unter den Boden, damit von dem, was gemessen wurde, etwas hängenblieb. Und so war es auch. Als er das Scheffelmaß zurückerhielt, hingen drei neue silberne Achtgroschenstücke daran.

„Was ist das?" sagte der große Klaus und lief sofort zum kleinen Klaus. „Woher hast du das viele Geld?"

„Oh, das ist für meine Pferdehaut; ich habe sie gestern abend verkauft."

„Das ist wahrhaftig gut bezahlt!" sagte der große Klaus, lief geschwind nach Hause, nahm eine Axt, schlug seinen vier Pferden auf den Kopf, zog ihnen die Haut ab und fuhr damit zur Stadt.

„Häute! Häute! Wer will Häute kaufen?" rief er in den Straßen.

Alle Schuhmacher und Gerber kamen gelaufen und fragten, was er dafür haben wolle.

„Einen Scheffel Geld für jede", sagte der große Klaus.

„Bist du toll?" riefen alle. „Glaubst du, wir hätten Geld scheffelweise?"

„Häute! Häute! Wer will Häute kaufen?" rief er wieder, und allen, die ihn fragten, was die Häute kosten sollten, erwiderte er: „Einen Scheffel Geld."

„Er will uns foppen!" sagten sie, und die Schuhmacher nahmen ihre Spannriemen und die Gerber ihre Schurzfelle und prügelten den großen Klaus tüchtig durch.

„Häute! Häute!" höhnten sie. „Ja, wir wollen dir die Haut gerben, daß die rote Brühe davonläuft. Hinaus aus der Stadt!" Und der große Klaus rannte, so schnell er konnte, denn so war er noch nie verprügelt worden.

„Na", sagte er, als er nach Hause kam, „das werde ich dem kleinen Klaus heimzahlen. Ich schlage ihn tot."

Beim kleinen Klaus war gerade die Großmutter gestorben. Freilich, sie war nicht besonders lieb und gut zu ihm gewesen, aber er war doch sehr traurig, und so nahm er die tote Frau und legte sie in sein warmes Bett, um zu sehen, ob sie nicht wieder

aufwache. Da sollte sie die ganze Nacht liegen. Er selbst wollte auf einem Stuhl schlafen; das hatte er schon öfter getan.

Als er nun in der Nacht dasaß, ging plötzlich die Tür auf, und der große Klaus schlich mit seiner Axt herein. Er wußte genau, wo das Bett vom kleinen Klaus stand, ging gerade darauf zu und schlug der Großmutter auf den Kopf, weil er glaubte, daß es der kleine Klaus sei.

„Das hast du davon!“ sagte er. „Du wirst mich nicht mehr zum Narren halten.“ Dann ging er wieder nach Hause.

„Das ist doch ein böser Mann“, dachte der kleine Klaus. „Der wollte mich totschlagen! Wie gut für die Großmutter, daß sie schon tot war, sonst hätte er ihr das Leben genommen!“

Nun zog er der Großmutter die Sonntagskleider an, lieh sich von seinem Nachbarn ein Pferd, spannte es vor den Wagen und setzte die Großmutter auf den hintersten Sitz, daß sie nicht herausfallen konnte; und so fuhren sie durch den Wald. Als die Sonne aufging, kamen sie gerade vor ein großes Wirtshaus. Da hielt der kleine Klaus an und ging hinein, um etwas zu trinken.

Der Wirt hatte sehr viel Geld. Er war auch ein guter Mann, aber schnell hitzig und aufbrausend.

„Guten Morgen!“ sagte er zum kleinen Klaus. „Du bist heute früh dran!“

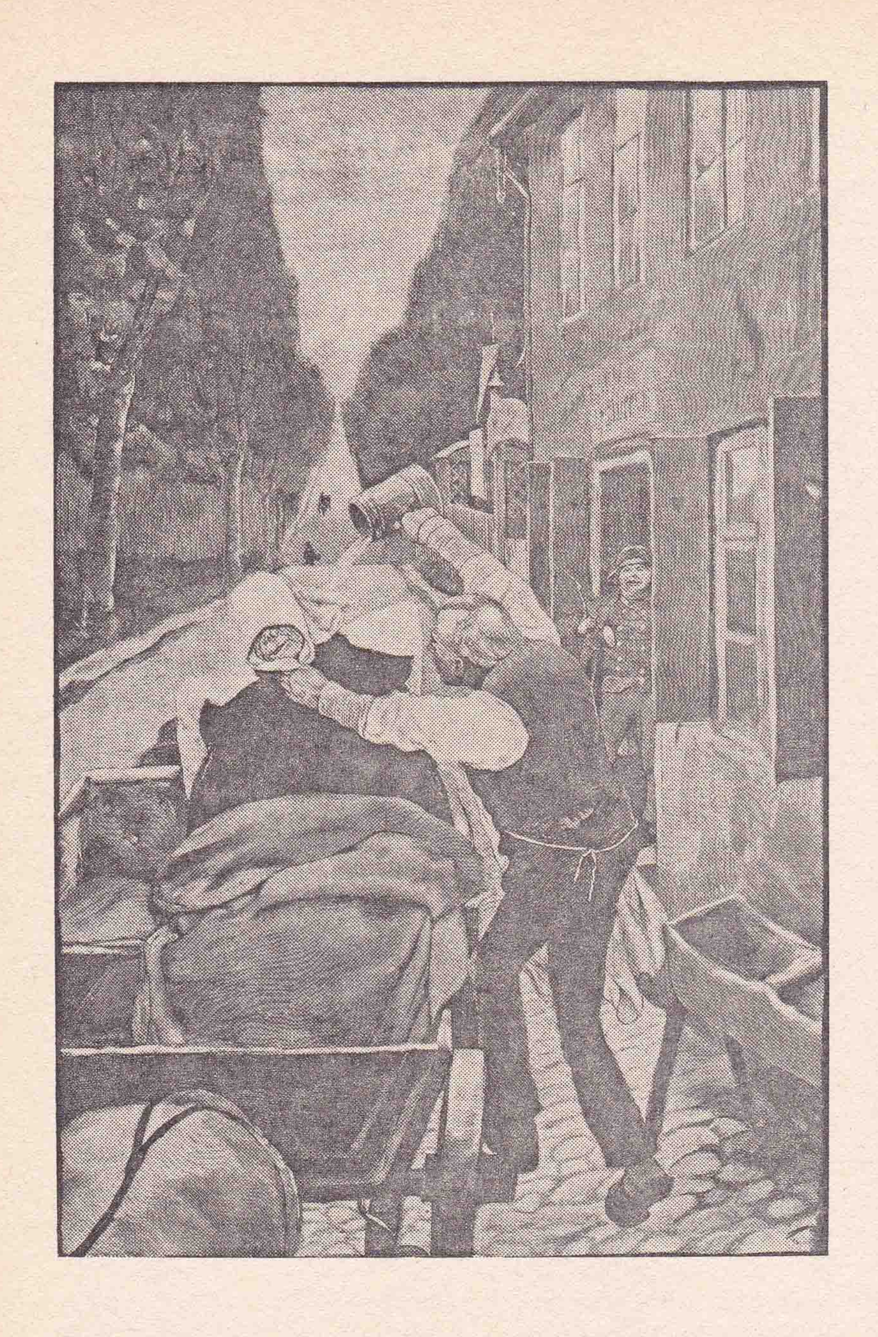
„Ja“, sagte der kleine Klaus, „ich will mit meiner Großmutter in die Stadt. Sie sitzt draußen im Wagen, ich kann sie nicht in die Stube hereinbringen. Wollt Ihr der Großmutter ein Glas Met geben? Ihr müßt aber sehr laut sprechen, denn sie hört nicht mehr gut.“

„Ja, gern!“ sagte der Wirt und schenkte ein großes Glas Met ein, mit dem er zur toten Großmutter hinausging, die in dem Wagen aufrecht saß.

„Hier ist ein Glas Met von Eurem Enkel!“ sagte der Wirt. Aber die tote Frau rührte sich nicht.

„Hört Ihr nicht?“ rief der Wirt, so laut er konnte, „hier ist ein Glas Met von Eurem Enkel!“

Noch einmal rief er dasselbe und dann noch einmal. Da sich die Frau aber überhaupt nicht bewegte, wurde er ärgerlich und



warf ihr das Glas ins Gesicht, so daß ihr der Met über die Nase lief und sie rückwärts in den Wagen fiel; denn sie war nur aufrecht hingesetzt und nicht festgebunden worden.

„He!“ schrie der kleine Klaus, sprang zur Tür hinaus und packte den Wirt an der Brust. „Du hast meine Großmutter erschlagen! Schau das große Loch in der Stirn!“

„Oh, so ein Unglück!“ rief der Wirt und schlug die Hände überm Kopf zusammen. „Das kommt alles von meiner Hitzigkeit! Lieber kleiner Klaus, ich will dir einen Scheffel Geld geben und deine Großmutter begraben lassen, als wäre es meine eigene. Aber schweig, sonst wird mir der Kopf abgeschlagen!“

So bekam der kleine Klaus einen Scheffel Geld, und der Wirt ließ die Großmutter begraben, als sei es seine eigene.

Als nun der kleine Klaus wieder mit dem vielen Geld nach Hause kam, schickte er gleich den Jungen zum großen Klaus hinüber, damit er ihm ein Scheffelmaß leihe.

„Was ist das?“ wunderte sich der große Klaus. „Habe ich ihn nicht totgeschlagen? Da muß ich doch gleich selbst nachsehen!“ Und so ging er mit dem Scheffelmaß hinüber zum kleinen Klaus.

„Nein! Woher hast du das viele Geld?“ fragte er und riß die Augen weit auf, als er den Haufen erblickte.

„Du hast meine Großmutter erschlagen, nicht mich“, sagte der kleine Klaus. „Ich habe sie nun verkauft und einen Scheffel Geld dafür bekommen.“

„Das ist wirklich gut bezahlt!“ sagte der große Klaus und eilte nach Hause, nahm eine Axt und schlug seine Großmutter tot. Er legte sie auf den Wagen, fuhr mit ihr in die Stadt zum Apotheker und fragte, ob er einen toten Menschen kaufen wolle.

„Wer ist es, und wo habt Ihr ihn her?“ fragte der Apotheker.

„Es ist meine Großmutter!“ antwortete der große Klaus. „Ich habe sie totgeschlagen, um einen Scheffel Geld dafür zu bekommen.“

„Gott bewahre uns!“ sagte der Apotheker. „Ihr redet irre. Erzählt nicht solche Geschichten, sonst könnt Ihr Eueren Kopf

verlieren!“ Und nun erklärte er ihm ausführlich, was das für eine böse Tat sei, die er begangen habe, und was für ein schlechter Mensch er sei, der bestraft werden müsse. Da erschrak der große Klaus so sehr, daß er aus der Apotheke fort in den Wagen sprang, auf die Pferde hieb und nach Hause raste. Der Apotheker und alle Leute glaubten, er sei verrückt, deshalb ließen sie ihn fahren, wohin er wollte.

„Das sollst du mir teuer bezahlen!“ sagte der große Klaus, als er auf der Landstraße war. „Ja, das sollst du mir bezahlen, kleiner Klaus!“

Als er nach Hause kam, nahm er den größten Sack, den er finden konnte, ging hinüber zum kleinen Klaus und sagte: „Nun hast du mich wieder gefoppt! Zuerst schlug ich meine Pferde tot, dann meine Großmutter. Das ist alles deine Schuld, aber du sollst mich nie mehr zum Narren halten!“ Und er packte den kleinen Klaus und steckte ihn in seinen Sack, nahm ihn auf den Rücken und rief ihm zu: „Nun ertränke ich dich!“

Er mußte weit laufen, bis er an den großen Fluß kam, und der kleine Klaus war nicht leicht zu tragen. Der Weg führte an der Kirche vorbei, die Orgel ertönte, und die Leute sangen so schön. Da setzte der große Klaus seinen Sack mit dem kleinen Klaus neben der Kirchentür ab, denn er dachte, es sei ganz gut, hineinzugehen und einen Psalm zu hören, bevor er den kleinen Klaus ertränkte.

„Ach ja, ach ja!“ seufzte der kleine Klaus im Sack und drehte und wendete sich; aber es war ihm nicht möglich, die Schnur zu lösen. Da kam ein alter, ein ganz alter Viehtreiber vorbei mit schneeweißem Haar und einem langen Stab in der Hand; er trieb eine Herde Kühe und Stiere vor sich her, die stießen an den Sack, in dem der kleine Klaus saß, so daß er umfiel.

„Ach ja!“ seufzte der kleine Klaus. „ Ich bin noch so jung und soll schon in den Himmel!“

„Und ich Armer“, sagte der Viehtreiber, „ich bin schon so alt und kann noch immer nicht dorthin kommen.“

„Binde den Sack auf!“ rief der kleine Klaus, „kriech statt meiner hinein, so kommst du augenblicklich ins Himmelreich!“

„Ja, das tue ich herzlich gern", sagte der Viehtreiber und knotete den Sack auf, aus dem der kleine Klaus rasch herauskroch.

„Willst du auch das Vieh hüten?" sagte der alte Mann und kroch in den Sack, worauf der kleine Klaus ihn zuschnürte und mit allen Kühen und Stieren seines Weges zog.

Bald darauf kam der große Klaus aus der Kirche und nahm seinen Sack wieder auf den Rücken. Er schien ihm viel leichter geworden. Der alte Viehtreiber war nämlich nur halb so schwer wie der kleine Klaus. „Wie ist er doch jetzt leicht zu tragen! Das kommt wohl daher, weil ich einen Psalm gehört habe", dachte er bei sich und marschierte zum großen, tiefen Fluß, warf den Sack mit dem alten Viehtreiber hinein und rief ihm nach – denn er glaubte ja, daß es der kleine Klaus sei –: „Da kannst du nun bis in alle Ewigkeit liegen und wirst mich nie mehr zum Narren halten."

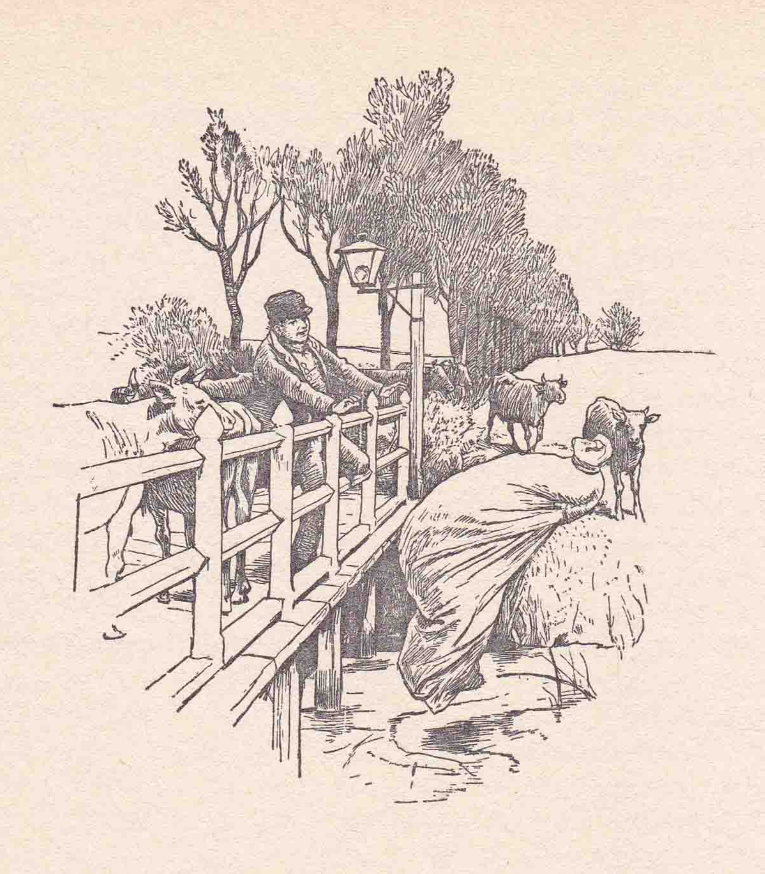
Darauf ging er nach Hause. Als er aber an die Wegkreuzung kam, begegnete er dem kleinen Klaus, der sein Vieh vor sich hertrieb.

„Was ist das?" rief der große Klaus verwundert. „Habe ich dich nicht ertränkt?"

„Doch!" sagte der kleine Klaus. „Du warfst mich vor einer halben Stunde in den Fluß!"

„Aber wie kommst du zu diesem herrlichen Vieh?" fragte der große Klaus.

„Das ist Seevieh!" antwortete der kleine Klaus. „Ich will dir die ganze Geschichte erzählen und dir dafür danken, daß du mich ertränkt hast, denn nun bin ich wirklich reich, bin ein gemachter Mann. Ich hatte im Sack große Angst. Der Wind pfiff mir gewaltig um die Ohren, als du mich von der Brücke in das kalte Wasser geworfen hast. Ich sank sofort unter, aber ich stieß mich nicht, denn da unten wächst das schönste weiche Gras. Darauf fiel ich, und sofort öffnete sich der Sack. Das lieblichste Mädchen, in schneeweißen Kleidern und mit einem grünen Kranz in den nassen Haaren, nahm mich bei der Hand und sagte: ‚Bist du da, kleiner Klaus? Hier hast du ein paar



Kühe. Dort unten, etwa eine Meile von hier, steht noch eine ganze Herde, die ich dir schenken will.' – Nun sah ich, daß der Fluß dem Meervolk als Landstraße dient. Die Leute wandern oder fahren auf dem Grund hin und her, von der See bis zur Quelle des Flusses. Überall wachsen die herrlichsten Blumen und die saftigsten Gräser. Die Fische im Wasser schossen mir an den Ohren vorbei wie hier die Vögel in der Luft. Wie hübsch waren die Leute und das Vieh, das in den Gräben und auf den Wällen graste!"

„Aber weshalb bis du gleich wieder zu uns heraufgekommen?" fragte der große Klaus. „Das hätte ich nicht getan, wenn es so schön dort unten ist."

„Ja", entgegnete der kleine Klaus, „das habe ich mir klug ausgedacht. Ich erzählte dir doch, daß die Seejungfer mir sagte, eine Meile weiter auf dem Weg – mit dem Weg meinte sie den Fluß, denn sie kann nirgends anders hinkommen – stehe noch eine ganze Herde Vieh für mich. Aber ich weiß, was für Krümmungen der Fluß macht, bald hier, bald dort, das ist ein weiter Umweg. Nein, dachte ich, da ist es kürzer, wenn man hier an Land geht und das Vieh querfeldein wieder zum Fluß treibt; dabei spare ich fast eine halbe Meile und komme rascher zu meinem Seevieh!"

„Oh, du bist ein glücklicher Mann!" sagte der große Klaus. „Glaubst du, daß ich auch Seevieh erhalte, wenn ich auf den Grund des Flusses käme?"

„Ja, ich denke schon", sagte der kleine Klaus. „Aber ich kann dich nicht im Sack bis zum Fluß tragen, du bist mir zu schwer. Wenn du selbst hingehst und dann in den Sack kriechst, so will ich dich mit dem größten Vergnügen hineinwerfen."

„Ich danke dir!" sagte der große Klaus. „Aber wenn ich kein Seevieh erhalte, sobald ich unten bin, glaub mir, dann werde ich dich tüchtig verprügeln."

„O nein, mach es nicht so schlimm!" sagte der kleine Klaus.

Dann gingen sie zum Fluß. Als das Vieh, das sehr durstig war, das Wasser sah, lief es, was es konnte, hin.

„Sieh, wie es sich beeilt, wieder auf den Grund des Flusses zu kommen", sagte der kleine Klaus.

„Ja, hilf mir nur zuerst", sagte der große Klaus, „sonst bekommst du Prügel!" Er kroch in den großen Sack, der über dem Rücken eines Stiers gelegen hatte. „Leg noch einen Stein hinein, sonst fürchte ich, nicht unterzusinken", sagte der große Klaus.

„Es geht schon!" sagte der kleine Klaus, legte aber doch noch einen großen Stein in den Sack, knüpfte das Band fest zu, und dann stieß er daran. Plumps! Da lag der große Klaus im Fluß und sank sofort hinunter auf den Grund.

„Ich fürchte, er wird das Vieh nie finden", sagte der kleine Klaus und trieb dann das heim, was er hatte.

Der Garten des Paradieses

Es war einmal ein junger Königssohn, der war sehr gelehrt. Niemand besaß so viele und so schöne Bücher wie er. Alles, was in der Welt geschehen war, konnte er darin lesen und in prächtigen Bildern betrachten. Über jedes Volk und jedes Land wußte er Bescheid, aber wo der Garten des Paradieses zu finden sei, davon stand kein Wort darin; und der, gerade der, interessierte ihn am meisten.

Seine Großmutter hatte ihm damals, als er noch ein Kind war und gerade zur Schule gehen sollte, erzählt, daß jede Blume im Garten dieses Paradieses der süßeste Kuchen und die Staubfäden die feinsten Weine seien. Auf der einen stehe Geschichte, auf der anderen Geographie oder Rechnen. Man brauche nur Kuchen zu essen, so könne man seine Aufgaben; je mehr man davon esse, um so mehr Geschichte, Geographie und Rechnen wüßte man.

Das glaubte er damals. Als er aber größer wurde, mehr lernte und über alles nachdachte, begriff er, daß eine ganz andere Herrlichkeit im Garten des Paradieses sein müsse.

„Weshalb pflückte Eva vom Baum der Erkenntnis? Weshalb aß Adam von der verbotenen Frucht? Das wäre mir nicht passiert! Nie wäre die Sünde in die Welt gekommen."

Das sagte er damals, und das sagte er noch, als er siebzehn Jahre alt war. Der Garten des Paradieses erfüllte sein ganzes Denken und Sinnen.

Eines Tages ging er wieder allein im Wald spazieren, denn das war sein größtes Vergnügen.

Als es Abend wurde, ballten sich dunkle Wolken am Himmel zusammen, und ein heftiger Regenschauer prasselte nieder. Es war so dunkel, wie es sonst nur nachts im tiefsten Brunnen ist. Bald rutschte er im nassen Gras aus, bald fiel er über die glatten

Steine, die aus den Felsen hervorragten. Alles triefte von Wasser; es war nicht ein trockener Faden an dem armen Prinzen. Er wurde beinahe ohnmächtig. Da hörte er mit einemmal ein sonderbares Rauschen, und vor sich sah er eine große, hell erleuchtete Höhle. Mitten darin brannte ein Feuer, daß man einen Hirsch darin braten konnte. Und das geschah tatsächlich. Der prächtigste Hirsch mit einem mächtigen Geweih war auf einen Spieß gesteckt und wurde langsam zwischen zwei abgehauenen Fichtenstämmen gedreht. Eine ältere Frau, groß und stark, als sei sie ein verkleideter Mann, saß am Feuer und warf ein Stück Holz nach dem anderen hinein.

„Komm nur näher!" sagte sie, „setze dich ans Feuer, damit deine Kleider trocknen!"

„Hier zieht es sehr", sagte der Prinz und setzte sich auf den Fußboden.

„Das wird noch schlimmer werden, wenn meine Söhne nach Hause kommen", erwiderte die Frau. „Du bist hier in der Höhle der Winde. Meine Söhne sind die vier Winde der Welt. Kannst du das verstehen?"

„Wo sind deine Söhne?" fragte der Prinz.

„Ja, es ist schwer zu antworten, wenn man dumm gefragt wird", sagte die Frau. „Meine Söhne unternehmen alles auf eigene Faust. Sie spielen Federball mit den Wolken dort oben im Königssaal!" Und dabei zeigte sie in die Höhe.

„Ach so!" sagte der Prinz. „Ihr redet übrigens ziemlich barsch und seid nicht so sanft wie die Frauen, die ich sonst um mich habe."

„Ja, die haben auch nichts anderes zu tun! Ich muß hart sein, wenn ich mir bei meinen Söhnen Respekt verschaffen will. Aber das kann ich, obwohl sie Trotzköpfe sind. Siehst du die vier Säcke dort an der Wand hängen? Vor denen fürchten sie sich ebenso wie du früher vor der Rute. Weißt du, ich kann die Knaben zusammendrücken wie ein Gummikissen, und dann stecke ich sie in den Sack; da machen wir gar keine Umstände. Dort müssen sie sitzen bleiben und dürfen erst wieder herumstreifen, wenn ich es erlaube. Aber da kommt der eine!"

Es war der Nordwind, der mit einer eisigen Kälte hereintrat. Große Hagelkörner hüpften auf dem Fußboden, und dicke Schneeflocken stöberten umher. Er war in Bärenfellhosen und -jacke gehüllt, eine Mütze aus Seehundsfell hatte er sich bis über die Ohren gezogen, lange Eiszapfen hingen an seinem Bart, und ein Hagelkorn nach dem anderen prasselte vom Kragen der Jacke herunter.

„Gehen Sie nicht gleich ans Feuer!" sagte der Prinz. „Es könnten sonst leicht Gesicht und Hände erfrieren!"

„Erfrieren?" Der Nordwind lachte laut auf. „Kälte ist mein größtes Vergnügen! Was bist du übrigens für ein Schneiderlein? Wie kommst du in die Höhle der Winde?"



„Er ist mein Gast", sagte die Alte, „und wenn du mit dieser Erklärung nicht zufrieden bist, so kannst du in den Sack kommen. Hast du mich verstanden?"

Das half. Und der Nordwind erzählte, woher er komme und wo er fast einen ganzen Monat gewesen sei.

„Vom Polarmeer komme ich", sagte er, „ich bin mit den russischen Walroßjägern auf der Bäreninsel gewesen. Ich saß und schlief auf dem Steuer, als sie vom Nordkap wegsegelten. Wenn ich mitunter aufwachte, flog mir der Sturmvogel um die Beine. Das ist ein komischer Vogel! Der schlägt ein Mal rasch mit den Flügeln, hält sie dann unbeweglich ausgestreckt und hat volle Fahrt."

„Mach es nur nicht so weitschweifig!" sagte die Mutter der Winde. „Du kamst also auf die Bäreninsel?"

„Ja! Dort ist es herrlich! Da ist ein Boden zum Tanzen, flach wie ein Teller! Halbaufgetauter Schnee mit ein wenig Moos dazwischen, spitze Steine und Gerippe von Walrossen und Eisbären, vermoderte Riesenarme und Beine lagen herum. Man möchte glauben, daß die Sonne nie darauf geschienen hätte. Ich blies ein wenig in den Nebel, damit man den Schuppen sehen konnte: Da war vielleicht ein Haus! Aus Wrackholz gebaut und mit Walroßhäuten überzogen, deren Fleischseiten nach außen gekehrt waren. Auf dem Dach saß ein lebender Eisbär und brummte. Ich sauste an den Strand, sah nach den Vogelnestern, erblickte die nackten Jungen, die schrien und sperrten die Schnäbel auf; da blies ich in die tausend Kehlen, und sie lernten den Schnabel schließen. Unten wälzten sich die Walrosse wie lebende Eingeweide oder Riesenmaden mit Schweineköpfen und ellenlangen Zähnen."

„Du erzählst gut, mein Sohn!" lobte die Mutter. „Das Wasser läuft mir im Munde zusammen, wenn ich dir zuhöre."

„Dann fing das Jagen an! Die Harpune wurde in die Brust des Walrosses geworfen, so daß der dampfende Blutstrahl wie ein Springbrunnen über das Eis spritzte. Da wollte ich auch mein Spiel aufführen. Ich blies aus vollen Backen und ließ meine Segler, die turmhohen Eisberge, die Boote einklemmen.

Hui! Wie man pfiff und wie man schrie! Aber ich pfiff lauter. Die toten Walroßkörper, Kisten und Tauwerk mußten sie auf das Eis werfen. Ich schüttete Schneeflocken über sie und ließ sie in den eingeklemmten Fahrzeugen mit ihrem Fang nach Süden treiben, um dort das Salzwasser zu kosten. Die kommen nie mehr zur Bäreninsel."

„Du hast Böses getan!" sagte die Mutter der Winde streng.

„Was ich Gutes getan habe, mögen die anderen erzählen!" sagte er. „Aber da kommt ja mein Bruder aus Westen, den ich von allen am besten leiden kann. Er riecht nach See und führt eine herrliche Kälte mit sich!"

„Ist das der kleine Zephir?" fragte der Prinz.

„Ja, das ist Zephir!" sagte die Alte. „Aber er ist nicht mehr klein. Vor Jahren war er ein hübscher, milder Knabe, doch das ist nun vorbei."

Er sah aus wie ein wilder Mann, aber er trug zu seinem eigenen Schutz einen Fallhut. In der Hand hielt er eine Mahagonikeule, in den amerikanischen Mahagoniwäldern gehauen. Das war schon etwas Besonderes!

„Wo kommst du her?" fragte die Mutter.

„Aus den Urwäldern", sagte er, „wo die Wasserschlange in dem nassen Gras liegt und die Menschen unnötig zu sein scheinen."

„Was hast du dort getrieben?"

„Ich sah in den tiefsten Fluß hinunter, sah, wie er von den Felsen herabstürzte, Staub wurde und gegen die Wolken flog, um den Regenbogen zu tragen. Ich sah den wilden Büffel im Fluß schwimmen, aber der Strom riß ihn mit sich fort. Er trieb mit dem Schwarm der wilden Enten weiter, die kreischend aufflogen, als das Wasser herabstürzte. Der Büffel mußte untergehen, das gefiel mir. Und ich blies einen gewaltigen Sturm, daß uralte Bäume zu Spänen zersplitterten."

„Weiter hast du nichts getan?" fragte die Alte.

„Ich habe in den Savannen Purzelbäume geschlagen, ich habe die wilden Pferde gestreichelt und Kokosnüsse geschüttelt.

Ja, ja, ich kenne viele Geschichten! Aber man darf nicht alles sagen, was man weiß. Stimmt es, Alte?" plauderte er leichthin und küßte seine Mutter, daß sie fast nach rückwärts umgefallen wäre. Er war ein schrecklich wilder Bub!

Nun kam der Südwind in wehendem Beduinenmantel, einen Turban kunstvoll um den Kopf geschlungen.

„Hier ist es ziemlich kalt, hier drinnen!" sagte er und warf noch Holz ins Feuer. „Man merkt, daß der Nordwind zuerst gekommen ist."

„Es ist hier so heiß, daß man einen Eisbären braten kann!" sagte der Nordwind.

„Du bist selbst ein Eisbär!" antwortete der Südwind.

„Wollt ihr in den Sack gesteckt werden?" fragte die Alte. „Setz dich dort auf den Stein und erzähle, wo du gewesen bist!"

„In Afrika, Mutter!" erwiderte er. „Ich war mit den Hottentotten auf Löwenjagd im Lande der Kaffern. Da wächst Gras in den Ebenen, grün wie eine Olive. Da lief der Strauß mit mir um die Wette; aber ich bin doch noch schneller. Ich spielte in den gelben Sandwellen der Wüste. Ich traf eine Karawane, und man schlachtete das letzte Kamel, um Trinkwasser zu erhalten; aber man bekam nur wenig. Die Sonne brannte von oben und der Sand von unten. Die weite Wüste hatte keine Grenze. Da wälzte ich mich in dem feinen, losen Sand und wirbelte ihn zu großen Säulen auf. Das war ein lustiger Tanz! Du hättest sehen sollen, wie furchtsam das Dromedar dastand und der Kaufmann den Kaftan über den Kopf zog. Er warf sich vor mir nieder wie vor Allah, seinem Gott. Nun sind beide begraben, eine hohe Sandpyramide bedeckt sie. Wenn ich die einmal fortblase, dann wird die Sonne die weißen Knochen bleichen, und die Reisenden können sehen, daß dort früher Menschen gewesen sind. Sonst wird man das in der Wüste nicht glauben."

„Du hast also nur Böses getan!" sagte die Mutter. „Marsch in den Sack!" Und im Handumdrehen hatte sie den Südwind um den Leib gefaßt und in den Sack gesteckt. Er wälzte sich auf dem Fußboden hin und her, aber sie setzte sich darauf, und da mußte er still liegenbleiben.

„Das sind wirklich muntere Burschen, deine Söhne!“ sagte der Prinz.

„Jawohl“, antwortete sie, „und ich weiß, wie man sie züchtigt. Da kommt der vierte!“

Das war der Ostwind, der wie ein Chinese gekleidet war.

„Ach! Kommst du aus jener Gegend?“ fragte die Mutter. „Ich glaubte, du wärest im Garten des Paradieses gewesen!“

„Dahin fliege ich erst morgen!“ sagte der Ostwind. „Morgen werden es hundert Jahre, seit ich dort war. Jetzt komme ich gerade aus China, wo ich um den Porzellanturm tanzte, daß alle Glocken klingelten. Auf der Straße erhielten die Beamten Prügel, das Bambusrohr wurde auf ihren Schultern zerschmettert, und das waren Leute vom ersten bis zum neunten Grad. Sie schrien: ‚Vielen Dank, mein väterlicher Wohltäter!‘ Aber es kam nicht von Herzen, und ich klingelte mit den Glocken und sang: ‚Tsing, tsang, tsu!‘“

„Du bist mutwillig!“ sagte die Alte. „Es ist gut, daß du morgen in den Garten des Paradieses fliegst, das trägt immer zu deiner Bildung bei. Trinke dann tüchtig aus der Weisheitsquelle und bring eine Flasche voll für mich mit!“

„Das mache ich!“ sagte der Ostwind. „Aber weshalb hast du meinen Bruder vom Süden in den Sack gesteckt? Heraus mit ihm! Er soll mir vom Wundervogel Phönix erzählen. Von ihm will die Prinzessin im Garten des Paradieses immer hören, wenn ich sie alle hundert Jahre besuche. Laß ihn heraus, dann bist du meine süßeste Mutter, und ich schenke dir zwei Taschen voll Tee, so grün und frisch, wie ich ihn an Ort und Stelle gepflückt habe!“

„Nun, wegen des Tees und weil du mein Herzensjunge bist, will ich den Sack öffnen.“

Das tat sie, und der Südwind kroch heraus. Aber er sah ganz niedergeschlagen aus und schämte sich, weil der fremde Prinz Zeuge des Vorfalls gewesen war.

„Hier hast du ein Palmblatt für die Prinzessin!“ sagte der Südwind. „Dieses Blatt hat Vogel Phönix, übrigens der einzige in der Welt, mir gegeben. Er hat mit seinem Schnabel sein

ganzes Lebensbild, die hundert Jahre, die er lebte, hineingeritzt. Nun kann sie selbst lesen, wie der Vogel Phönix sein Nest in Brand steckte und darin saß und verbrannte wie die Frau eines Hindu. Wie knisterten die trockenen Zweige! Dicker Rauch und Qualm stiegen hoch. Zuletzt loderten die Flammen auf, und der alte Vogel Phönix verbrannte zu Asche. Aber sein Ei lag glühend rot im Feuer; es barst mit einem großen Knall, und das Junge flog heraus. Nun ist dieses der Herrscher über alle Vögel und der einzige Vogel Phönix in der Welt. Er hat in das Palmblatt, das ich dir gab, ein Loch gebissen; das ist sein Gruß an die Prinzessin."

„Wir wollen jetzt essen!" unterbrach die Mutter der Winde das Gespräch. Alle setzten sich um einen großen Tisch und verzehrten den gebratenen Hirsch. Der junge Prinz saß neben dem Ostwind; deshalb wurden sie bald gute Freunde.

„Sag einmal", erkundigte sich der Prinz, „was ist das für eine Prinzessin, von der hier so viel die Rede ist, und wo liegt der Garten des Paradieses?"

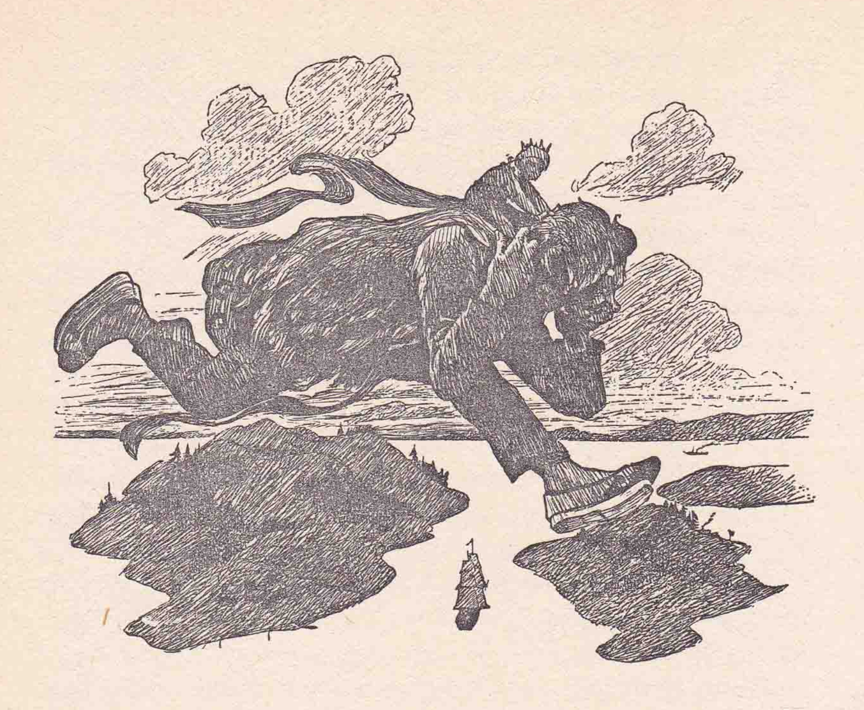
„Ho, ho!" rief der Ostwind, „willst du dorthin? Dann flieg morgen gleich mit mir! Aber das muß ich dir noch sagen: Seit Adams und Evas Zeiten ist dort kein Mensch gewesen. Die kennst du vielleicht aus deiner Biblischen Geschichte."

„Ja!" sagte der Prinz.

„Als sie damals verjagt wurden, versank der Garten des Paradieses in die Erde; aber er behielt seinen warmen Sonnenschein, seine milde Luft und all seine Herrlichkeit. Die Feenkönigin wohnt darin, und die Insel der Glückseligkeit, wohin der Tod nie kommt, liegt dort. Setz dich morgen auf meinen Rücken, dann nehme ich dich mit! Aber nun hör auf zu sprechen, denn ich will schlafen!"

Sie schliefen alle ganz fest bis zum frühen Morgen.

Als der Prinz aufwachte, war er sehr erstaunt, weil er schon so hoch über den Wolken schwebte. Er saß auf dem Rücken des Ostwindes, der ihn getreulich festhielt. Die Wälder und Felder, die Flüsse und Seen unter ihnen sahen wie auf einer Landkarte aus.



„Guten Morgen!“ sagte der Ostwind. „Du kannst ruhig noch ein bißchen schlafen, denn es ist nicht viel auf dem flachen Land unter uns zu sehen, es sei denn, du hättest Lust, die Kirchen zu zählen! Die stehen wie Kreidepunkte auf dem grünen Brett.“ – Das waren die Felder und Wiesen, was er das „grüne Brett“ nannte. –

„Es war unhöflich und undankbar von mir, daß ich deiner Mutter und deinen Brüdern nicht Lebewohl gesagt habe“, meinte der Prinz.

„Wenn man schläft, ist man entschuldigt“, sagte der Ostwind.

Jetzt flogen sie sehr schnell. Man merkte es am Rauschen der Bäume auf dem Land und am Rauschen der Wellen auf dem Meer. Wo sie vorbeiflogen, stiegen die Wogen höher, und die großen Schiffe neigten sich tief ins Wasser gleich schwimmenden Schwänen.

Gegen Abend, als es dunkel wurde, sahen die großen Städte eigenartig aus. Bald hier, bald da flackerten Lichter auf und verschwanden wieder; es war, als wenn auf einem angebrannten Stück Papier die kleinen Feuerfunken tanzen und verlöschen.

Der Prinz klatschte in die Hände, aber der Ostwind bat ihn, das zu unterlassen und sich lieber festzuhalten, sonst könne er leicht hinunterfallen und an einer Kirchturmspitze hängenbleiben.

Der Adler in den dunklen Wäldern fliegt zwar leicht, aber der Ostwind flog noch leichter. Der Kosak jagt auf seinem kleinen Pferd schnell über die Ebene davon, aber der Prinz jagte noch schneller.

„Dort kannst du den Himalaja sehen!" sagte der Ostwind. „Das ist der höchste Berg Asiens. Bald haben wir den Garten des Paradieses erreicht."

Sie flogen jetzt südlich. Ein berauschender Duft von Gewürzen und Blumen stieg hoch, Feigen und Granatäpfel wuchsen wild, und die Weinranken trugen blaue und rote Trauben. Hier ruhten beide eine Weile im weichen Gras aus, wo die Blumen dem Wind ein freundliches Willkommen zunickten.

„Sind wir nun im Garten des Paradieses?" fragte der Prinz.

„Aber nein!" antwortete der Ostwind. „Doch bald kommen wir hin. Siehst du die Felsenwand dort und die weite Höhle, vor der die Weinranken wie eine durchbrochene grüne Gardine hängen? Da müssen wir hindurch. Wickle dich in deinen Mantel! Hier brennt noch die Sonne, aber einen Schritt weiter ist es eisig kalt. Der Vogel, der an der Höhle vorbeistreift, hat den einen Flügel draußen im warmen Sommer und den anderen drinnen im kalten Winter."

„So! Dieser Weg führt also in den Garten des Paradieses?" fragte der Prinz.

Sie gingen in die Höhle. Hu, war es dort dunkel und kalt! Aber nicht lange! Der Ostwind breitete seine Flügel aus, die leuchteten wie das hellste Feuer. Oh, was für eine Höhle! Die großen Steinblöcke, von denen das Wasser tropfte, stellten die phantastischsten Gestalten dar. Bald war es so eng in der

Höhle, daß sie auf Händen und Füßen kriechen mußten, bald so hoch und weit wie unterm Himmelszelt. Es sah wie in einer Grabkapelle aus, mit stummen Orgelpfeifen und versteinerten Orgeln.

„Wir gehen wohl auf dem Weg des Todes in den Garten des Paradieses?“ fragte der Prinz.

Aber der Ostwind antwortete mit keiner Silbe. Er zeigte nur nach vorn, wo ihnen das schönste blaue Licht entgegenstrahlte. Die Steinblöcke lichteten sich über ihnen wie blasse Nebelwolken. Eine herrlich milde Luft wehte so frisch wie auf den Bergen, so duftend wie bei den Rosen im Tal. Ein kristallklarer Fluß plätscherte dahin, in dessen Wellen sich silberne und goldene Fische tummelten und purpurrote Aale Feuerfunken sprühten. Die breiten Nixenblumenblätter schillerten in allen Regenbogenfarben, ihre Blüte glich einer rotgelben Flamme. Eine marmorne Brücke, kunstvoll gehauen und geschnitzt, als sei sie aus Spitzen und Glasperlen gemacht, führte über das Wasser zur Insel der Glückseligkeit, wo der Garten des Paradieses blühte.

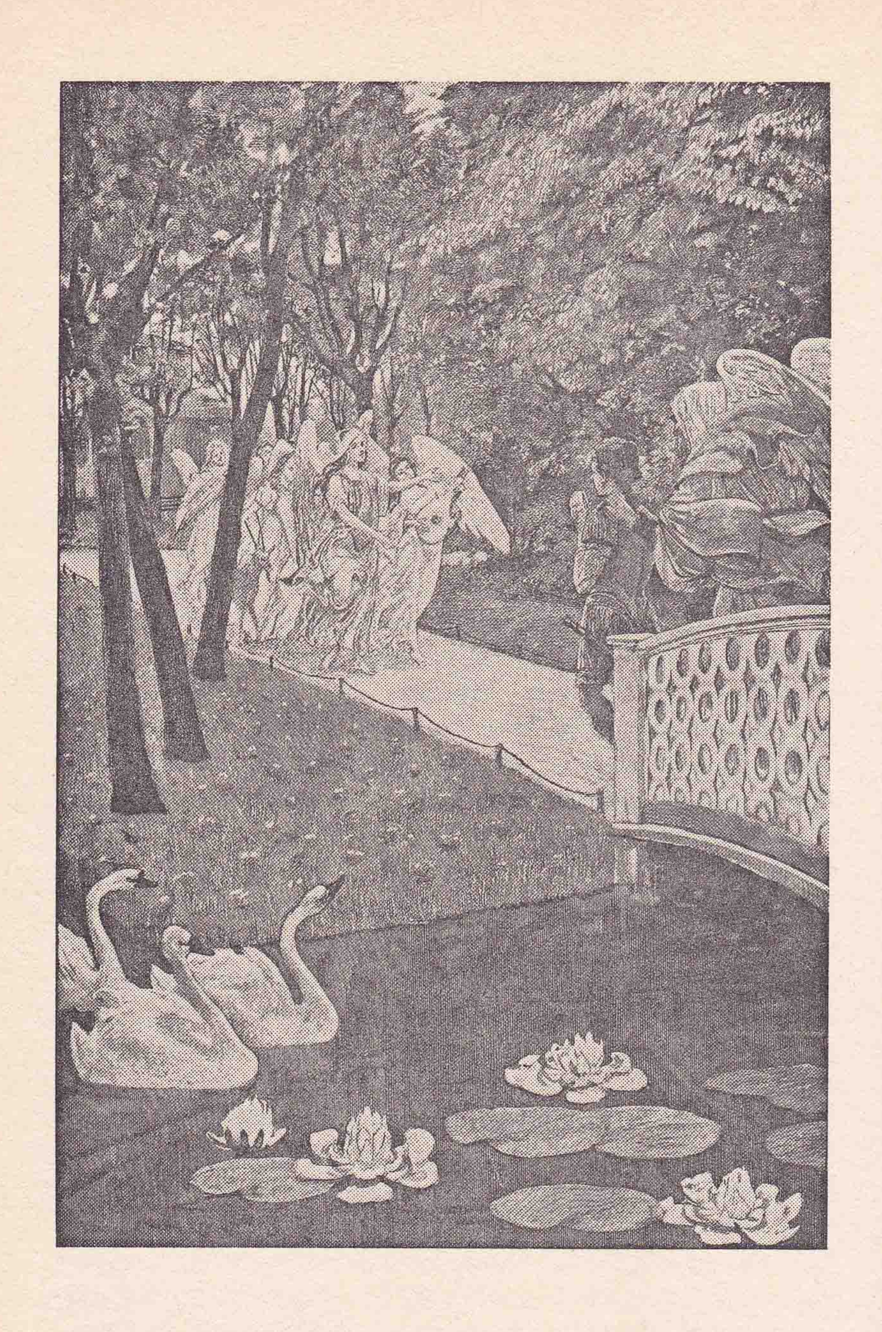
Der Ostwind nahm den Prinzen auf seine Arme und trug ihn hinüber. Da sangen die Blumen und Blätter die schönsten Lieder aus seiner Kindheit, aber so lieblich und zart, wie es keine menschliche Stimme je vermag.

Wuchsen hier Palmen oder riesengroße Wasserpflanzen? Solche Bäume hatte der Prinz früher nie gesehen. In langen Girlanden hingen zwischen den Bäumen die wunderbarsten Schlingpflanzen, wie man sie sonst nur, mit Farben und Gold gemalt, auf dem Rand alter Heiligenbücher findet. Vögel, Blumen und Ranken – ein seltsam zauberhaftes Bild! Im Gras stand ein Schwarm Pfauen mit entfalteten, prächtigen Schweifen. Ja, das war wirklich so! Als der Prinz sie aber berührte, merkte er, daß es keine Tiere, sondern Pflanzen waren; die großen Kletten waren es, die hier wie herrliche Pfauenschweife strahlten. Löwen und Tiger sprangen geschmeidig zwischen den grünen Hecken hindurch, die wie Olivenblüten dufteten, und Löwen und Tiger waren zahm. Die wilde Waldtaube, die wie die schön-

ste Perle glänzte, gurrte um die Mähne des Löwen, und die sonst so scheue Antilope stand daneben und nickte mit dem Kopf, als wolle sie mitspielen.

Nun erschien die Fee des Paradieses. Ihre Kleider strahlten wie die helle Sonne, und auf ihrem Antlitz lag ein Glanz von Glückseligkeit. Sie war jung und wunderschön, und die hübschesten Mädchen, jede mit einem leuchtenden Stern im Haar, folgten ihr. Der Ostwind überreichte ihr das beschriebene Blatt vom Vogel Phönix, und ihre Augen strahlten vor Freude. Sie nahm den Prinzen an der Hand und führte ihn in ihr Schloß, wo die Wände farbig glänzten wie das prächtigste Tulpenblatt, wenn es gegen die Sonne gehalten wird. Die Decke selbst war eine große strahlende Blume, und je länger man zu ihr hinaufschaute, desto tiefer erschien ihr Kelch. Der Prinz trat an das Fenster und blickte durch eine Scheibe. Da sah er den Baum der Erkenntnis mit der Schlange, und Adam und Eva standen daneben. „Sind sie nicht fortgejagt worden?“ fragte er. Die Fee lächelte mild und erklärte ihm, daß die Zeit auf jede Scheibe ihr Bild eingebrannt habe, aber es waren nicht die üblichen gewohnten Bilder, nein, in diesen Bildern war Leben darin: Die Blätter der Bäume bewegten sich, die Menschen kamen und gingen. Es war wie in einem Spiegelbild. Durch eine andere Scheibe sah er Jakobs Traum: Die Leiter reichte bis in den Himmel, und die Engel schwebten mit großen Schwingen auf und nieder. Ja, alles, was in dieser Welt je geschehen war, lebte und bewegte sich in den Glasscheiben. So kunstvolle Bilder konnte nur die Zeit einbrennen.

Die Fee lächelte und führte den Prinzen in einen großen, hohen Saal mit durchsichtigen Wänden, auf denen ein Antlitz immer schöner war als das andere. Man sah Millionen Glücklicher, die lächelten und sangen. Die oberen Bilder waren so klein, daß sie kleiner erschienen als die kleinste Rosenknospe, wenn sie wie ein Punkt auf Papier gezeichnet wird. Mitten im Saal stand ein großer Baum mit üppigen hängenden Zweigen; goldene Äpfel schimmerten wie Apfelsinen zwischen den grünen Blättern. Das war der Baum der Erkenntnis, von dessen



Frucht Adam und Eva gegessen hatten. Von jedem Blatt tropfte ein glänzend roter Tautropfen; es war, als ob der Baum blutige Tränen weine.

„Steig mit mir in das Boot!“ sagte die Fee. „Es schaukelt zwar, kommt aber nicht von der Stelle, doch alle Länder der Erde gleiten an unseren Augen vorüber.“

Wunderbar war es, wie sich die Küste bewegte. Die hohen, schneebedeckten Alpen mit Wolken und schwarzen Tannen zogen vorüber, die wehmütige Weise des Alphorns erklang, und der Hirt jodelte im Tal. Dann neigten Bananenbäume ihre langen Zweige über das Boot; schwarze Schwäne schwammen auf dem Wasser; die seltsamsten Tiere und Blumen zeigten sich am Ufer: das war Australien, der fünfte Erdteil. Man hörte den Gesang der Priester und sah den Tanz der Wilden zum Klang der Trommeln und Trompeten. Ägyptens Pyramiden, die bis in die Wolken ragten, verfallene Säulen und Sphinxe, halb im Sand begraben, zogen ebenfalls vorbei. Die Nordlichter leuchteten über ausgebrannten Vulkanen über den Gletschern des Nordens, das war ein Feuerwerk, das niemand nachahmen kann. Der Prinz war sehr glücklich. Ja, er sah noch hundertmal mehr, als wir hier aufzählen.

„Und ich kann immer hierbleiben?“ fragte er.

„Das kommt auf dich selbst an!“ erwiderte die Fee. „Wenn es dich nicht wie Adam gelüstet, das Verbotene zu tun, so kannst du immer hierbleiben.“

„Ich werde die Äpfel am Baum der Erkenntnis nicht anrühren“, sagte der Prinz. „Hier sind ja Tausende von Früchten, ebenso schön wie sie.“

„Prüfe dich selbst, und bist du nicht stark genug, so geh mit dem Ostwind, der dich herbrachte! Er fliegt jetzt zurück und läßt sich hundert Jahre lang nicht wieder blicken. Die Zeit wird dir an diesem Ort vergehen wie hundert Stunden, aber es ist eine lange Zeit für die Versuchung. Jeden Abend, wenn ich von dir gehe, muß ich dir zurufen: ‚Komm mit!‘ Ich muß dir mit der Hand winken, aber bleibe zurück! Geh nicht mit, denn mit jedem Schritt wird deine Sehnsucht größer! Du kommst dann in

den Saal, wo der Baum der Erkenntnis wächst; ich schlafe unter seinen duftenden, hängenden Zweigen; du wirst dich über mich beugen, und ich muß lächeln; drückst du aber einen Kuß auf meinen Mund, dann versinkt das Paradies tief in die Erde und ist für dich verloren. Der scharfe Wüstenwind wird um dich heulen und der kalte Regen von deinem Kopf rinnen. Kummer und Not werden dich begleiten."

„Ich bleibe hier!" sagte der Prinz.

Und der Ostwind küßte seine Stirn und sagte: „Sei stark, dann treffen wir uns nach hundert Jahren wieder! Lebe wohl! Lebe wohl!" Er breitete seine großen Flügel aus, die blitzten und glänzten wie das Wetterleuchten zur Erntezeit oder wie das Nordlicht im kalten Winter.

„Lebe wohl! Lebe wohl!" riefen die Blumen und Bäume. Störche und Pelikane begleiteten ihn bis zur Grenze des Gartens.

„Nun beginnen unsere Tänze!" sagte die Fee. „Wenn die Sonne sinkt, hören wir auf, und ich werde dir winken und zurufen: ‚Komm mit!' Aber tue es nicht! Hundert Jahre lang muß ich dies an jedem Abend wiederholen. Jedesmal, wenn du widerstehst, gewinnst du mehr Kraft, und zuletzt denkst du gar nicht mehr daran. Heute ist der erste Abend. Nun habe ich dich gewarnt!"

Die Fee führte ihn in einen großen Saal aus weißen schimmernden Lilien; die gelben Staubfäden jeder Blüte waren kleine Goldharfen. Die schönsten Mädchen, in wallende Schleier gehüllt, schwebten und tanzten zu ihrem Saitenklang und sangen von der Schönheit des Lebens und der Unsterblichkeit im Garten des Paradieses.

Die Sonne ging unter und tauchte den Himmel in leuchtendes Gold. Der Prinz trank von dem schäumenden Wein, den die Mädchen ihm reichten, und eine Glückseligkeit erfüllte ihn wie nie zuvor. Der Hintergrund des Saales öffnete sich, und der Baum der Erkenntnis stand in einem Glanz, der seine Augen blendete. Weich und lieblich wie die Stimme seiner Mutter hörte er den Gesang: „Mein Kind! Mein geliebtes Kind!"

Da winkte die Fee und lockte ihn zärtlich: „Komm mit! Komm mit!“ Und er folgte ihr und vergaß sein Versprechen, vergaß es schon am ersten Abend, und sie winkte und lächelte. Stärker strömte ein berauschender Duft, süßer klangen die Harfentöne, und er hörte ein Singen: „Alles muß man kennen! Der Mensch ist der Herr der Erde.“ Keine blutigen Tränen fielen mehr von den Blättern des Erkenntnisbaumes, es waren rote, funkelnde Sterne, die er sah. „Komm mit! Komm mit!“ lockten die bebenden Töne, und bei jedem Schritt brannten seine Wangen heißer und pochte sein Blut heftiger. „Ich muß!“ sagte er. „Es ist keine Sünde, es kann keine sein! Weshalb soll ich nicht der Schönheit und der Freude folgen? Ich will sie nur schlafen sehen. Küssen werde ich sie nicht, dazu ist mein Wille zu stark.“

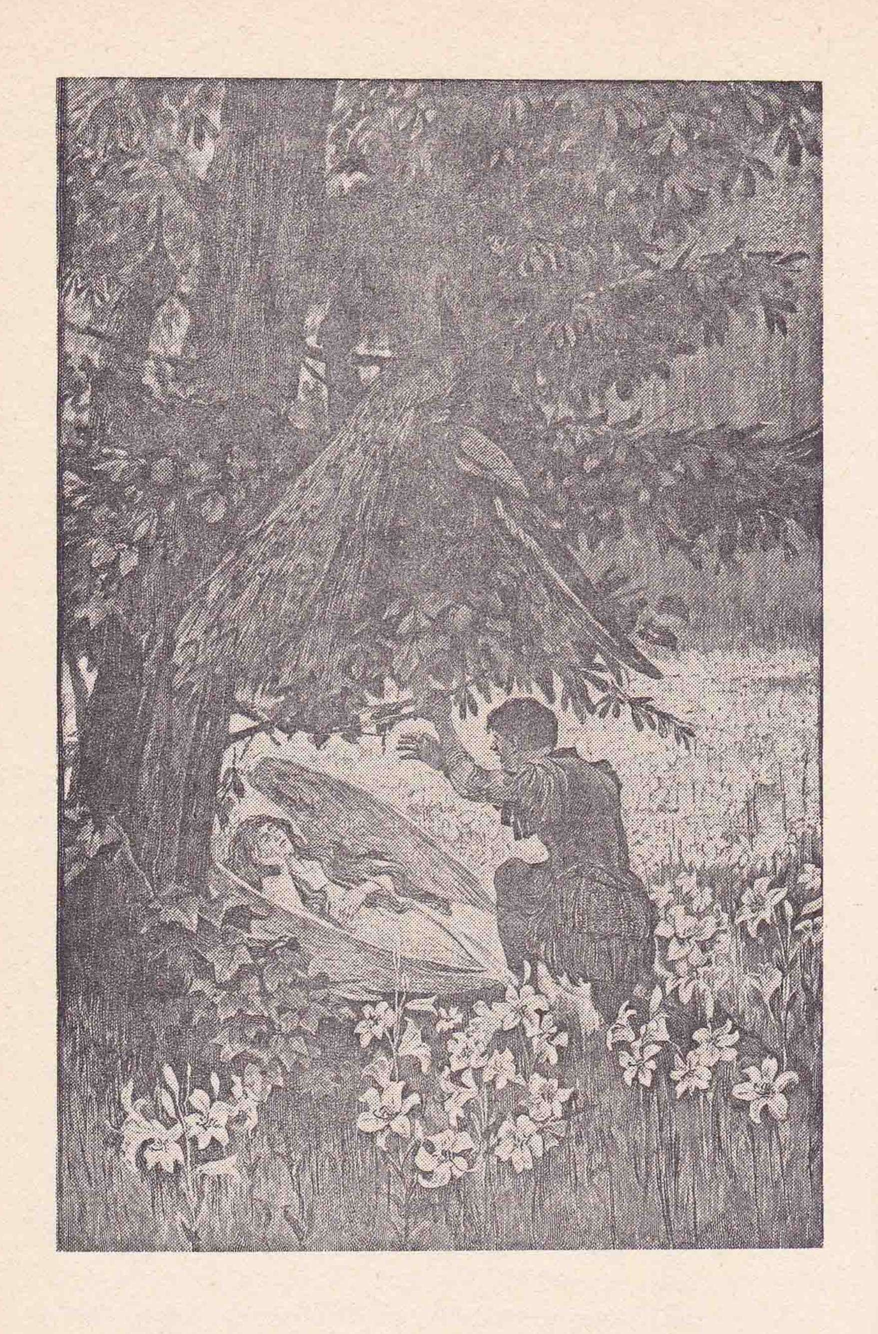
Und die Fee legte ihr strahlendes Gewand ab, bog die Zweige des Baumes auseinander und verschwand darin.

„Noch habe ich nicht gesündigt!“ sagte der Prinz, „und ich will es auch nicht!“ Dann bog er die Zweige zur Seite, da schlief sie bereits, so liebreizend und schön, wie nur eine Fee im Garten des Paradieses sein kann. Sie lächelte im Traum. Er beugte sich über sie und sah Tränen in ihren Augenlidern schimmern.

„Weinst du über mich?“ flüsterte er. „Weine nicht, du herrliche Frau! Jetzt erst begreife ich das ganze Glück des Paradieses. Es strömt durch meinen Körper und meine Sinne, und ich spüre die Kraft des Cherubs und des ewigen Lebens in meinem irdischen Körper. Möge es auch ewig Nacht für mich werden, eine Minute wie diese ist Reichtum genug!“ Und er küßte die Tränen von ihren Augen, und sein Mund berührte ihre Lippen.

Da krachte ein furchtbarer Donnerschlag. Alles stürzte zusammen. Die schöne Fee und das blühende Paradies sanken, sanken tief und immer tiefer in die dunkle schwarze Nacht. Todeskälte durchschauerte den Prinzen, er schloß die Augen und lag wie tot. Kalter Regen fiel in sein Gesicht, ein scharfer Wind heulte um ihn. Da kehrten seine Sinne zurück.

„Was habe ich getan!“ seufzte er. „Ich habe gesündigt, wie



Adam gesündigt, so daß das Paradies für immer verloren ist!"

Als er die Augen öffnete, sah er in weiter Ferne einen Stern, der glitzerte und funkelte wie das gesunkene Paradies, es war der Morgenstern am Himmel.

Der Prinz stand auf und merkte jetzt, daß er sich in dem großen Wald neben der Höhle der Winde befand, wo die Mutter der Winde saß, die ihn böse anschaute und mit dem Arm drohte.

„Schon am ersten Abend!" sagte sie. „Das konnte ich mir denken. Wenn du mein Sohn wärst, müßtest du in den Sack!"

„Da soll er auch hinein!" sagte der Tod, der lauernd neben der Höhle stand. Es war ein alter, knöcherner Mann mit einer Sense in der Hand und mit großen schwarzen Schwingen. „In den Sarg soll er gelegt werden, aber jetzt noch nicht; ich lasse ihn noch eine Weile in der Welt herumwandern, seine Sünde sühnen, gut und besser werden. Eines Tages, wenn er es am wenigsten erwartet, werde ich kommen, ihn in einen schwarzen Sarg stecken und mit ihm auf einen fernen Stern fliegen. Auch dort blüht der Garten des Paradieses, und ist er gut und fromm, so wird er eintreten; sind seine Gedanken aber böse und ist sein Herz noch voller Sünde, so sinkt er mit dem Sarg tiefer, als das Paradies gesunken, und nur in jedem tausendsten Jahr hole ich ihn heraus, damit er noch tiefer sinke oder auf jenen Stern gelange, jenen funkelnden Stern dort oben!"

Die Galoschen des Glücks

I. Der Anfang

In einem Haus in Kopenhagen, nicht weit vom Königsneumarkt, hatte sich eine sehr große Gesellschaft versammelt. Die eine Hälfte der Gesellschaft saß schon an den Spieltischen, und die andere Hälfte erwartete das Ergebnis von dem „Was wollen wir denn nun anfangen?" der Gastgeberin. So weit war man, und die Unterhaltung begann lebhaft zu werden. Unter anderem kam die Rede auch auf das Mittelalter. Einige hielten es für interessanter als unsere Zeit. Ja, Justizrat Knap verteidigte diese Meinung so eifrig, daß die Hausherrin sofort zu seiner Partei übertrat, und beide eiferten nun gegen Orstedts Abhandlung im Almanach über alte und neue Zeiten, in der unserem Zeitalter im wesentlichen der Vorzug gegeben wird. Der Justizrat betrachtete die Zeit des Dänenkönigs Hans als die edelste und glücklichste.

Dies war also der Stoff der Unterhaltung, die nur durch das Hereinbringen einer unbedeutenden Zeitschrift unterbrochen wurde. Wir aber wollen in die Garderobe gehen, wo die Mäntel, Stöcke und Galoschen Platz gefunden hatten. Hier saßen zwei Mädchen, ein junges und ein älteres; man konnte glauben, sie seien gekommen, um ihre weibliche Herrschaft nach Hause zu begleiten. Betrachtete man sie aber etwas genauer, so begriff man bald, daß sie keine gewöhnlichen Dienstmädchen waren. Dazu waren ihre Gestalten zu edel, ihre Haut zu fein und der Schnitt ihrer Kleider zu kühn. Es waren zwei Feen. Die Jüngere war zwar nicht das Glück selbst, aber ein Kammermädchen einer seiner Kammerfrauen, die die geringeren Gaben des Glücks verteilen. Die Ältere sah etwas ernster aus; sie war die Sorge, die immer in höchsteigener Person ihre Geschäfte selbst



besorgt, denn dann weiß sie, daß diese gut ausgeführt werden.

Die Mädchen erzählten einander, wo sie an diesem Tag gewesen waren. Die Abgesandte des Glücks hatte nur einige unbedeutende Handlungen ausgeführt, wie zum Beispiel einen neuen Hut vor Regenguß bewahrt, einem rechtschaffenen Mann einen Gruß von einer vornehmen Null bestellt und ähnliches, aber was ihr noch übrigblieb, war etwas Ungewöhnliches.

„Ich muß dir auch noch erzählen“, sagte sie, „daß heute mein Geburtstag ist. Deswegen wurden mir ein Paar Galoschen anvertraut, die ich der Menschheit bringen soll. Diese Galoschen haben die Eigenschaft, daß jeder, der sie anzieht, in die Zeit versetzt wird, in der er am liebsten leben möchte. Jeder Wunsch in Bezug auf Zeit, auf Ort oder Existenz wird sofort erfüllt. So soll der Mensch endlich einmal glücklich werden.“

„Glaube mir“, sagte die Sorge, „er wird sehr unglücklich sein und den Augenblick segnen, wenn er die Galoschen wieder loswird!“

„Wo denkst du hin?“ sagte die andere. „Nun stelle ich sie hier an die Tür. Irgendeiner zieht sie aus Versehen an und wird der Glückliche.“

Das war also das Zwiegespräch.

II. Die Geschichte des Justizrats

Es war spät. Justizrat Knap, in die Zeit des Königs Hans vertieft, wollte heimkehren, und der Zufall wollte es, daß er statt seiner eigenen Galoschen die des Glücks anzog und nun die Oststraße betrat. Da er durch die Zauberkraft der Galoschen in die Zeit des Königs Hans versetzt war, watete er geradezu im Schlamm und Schmutz der Straße, denn zu jener Zeit gab es noch kein Straßenpflaster.

„Es ist ja schrecklich, wie schmutzig es hier ist!" sagte der Justizrat. „Der neue Gehweg ist weg, und alle Laternen sind ausgelöscht."

Der Mond schien noch nicht hell genug, und die Luft war dunstig, so daß in dieser Dämmerung alle Gegenstände ringsherum ineinanderflossen. An der nächsten Ecke hing eine Laterne vor einem Madonnenbild, aber die Beleuchtung war so schlecht, daß er sie erst bemerkte, als er darunter stand. Und jetzt sah er auch das gemalte Kind mit der Gottesmutter.

„Das ist vermutlich ein Kunstkabinett", dachte er, „bei dem man vergessen hat, das Schild hereinzunehmen."

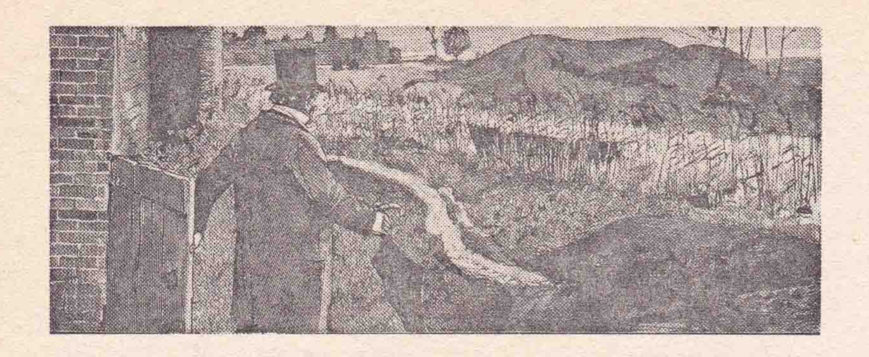
Einige Menschen gingen in der Tracht jenes Zeitalters vorbei.

„Wie sehen die denn aus! Die kommen wohl von einem Maskenfest?"

Plötzlich ertönten Trommeln und Pfeifen, Fackeln leuchteten. Der Justizrat stutzte und sah nun einen sonderbaren Zug vorüberziehen. Zuerst kamen Trommelschläger, die ihre Instrumente recht ordentlich schlugen, ihnen folgten die Leibwächter mit Bogen und Armbrust. Der Vornehmste im Zug war ein geistlicher Herr. Erstaunt fragte der Justizrat, was das zu bedeuten habe und wer der Mann sei.

„Das ist der Bischof von Seeland!"

„Mein Gott, was fällt dem Bischof ein?" seufzte der Justizrat und schüttelte den Kopf. Der Bischof konnte es doch unmöglich sein! Darüber nachgrübelnd und ohne nach rechts oder links zu schauen, ging der Justizrat durch die Oststraße und über den Hohenbrückenplatz. Die Brücke, die zum



Schloßplatz führt, fand er nicht, er sah nur das Ufer eines seichten Wassers, und hier stieß er zufällig auf zwei Leute mit einem Boot.

„Will der Herr nach dem Holm übergesetzt werden?“ fragten sie.

„Nach dem Holm?“ fragte der Justizrat, der ja nicht wußte, in welchem Zeitalter er sich befand, erstaunt zurück. „Ich will nach Christianshafen, in die kleine Torfstraße!“

Die Leute sahen ihn verständnislos an.

„Sagt mir nur, wo die Brücke ist!“ sagte er. „Es ist eine Schande, daß hier keine Laternen brennen. Und ein Schmutz liegt auf der Straße, als ginge man in einem Sumpf.“

Je länger er mit den Bootsleuten sprach, desto unverständlicher waren sie für ihn.

„Ich verstehe euer Bornholmisch nicht!“ sagte er zuletzt ärgerlich und kehrte ihnen den Rücken. Die Brücke konnte er nicht finden, ein Geländer war auch nicht da. „Es ist ein Skandal, wie es hier aussieht!“ sagte er. Nie hatte er sein Zeitalter elender gefunden als an diesem Abend. „Ich glaube, ich nehme am besten eine Droschke“, dachte er. Aber wo waren die Droschken? Keine ließ sich sehen. „Ich werde zum Königsneumarkt zurückgehen müssen, dort halten wohl Wagen, sonst komme ich nie nach Christianshafen hinaus.“

Nun ging er zur Oststraße zurück. Plötzlich brach das Mondlicht durch die Wolken.

„Mein Gott, was ist das für ein Gerüst, das man hier errichtet hat!“ rief er, als er das Osttor erblickte, das zu jener Zeit am Ende der Oststraße stand.

Da er noch einen Durchgang offen fand, kam er schnell zum Neumarkt hinaus; aber das war eine große Wiese mit einzelnen Büschen, und quer durch die Wiese floß ein breiter Kanal oder ein Strom. Einige erbärmliche Holzbuden für holländische Schiffer lagen auf dem entgegengesetzten Ufer.

„Entweder sehe ich eine Fata Morgana, oder ich bin betrunken!“ jammerte der Justizrat. „Was ist das nur? Was ist das nur?“

Er kehrte wieder um, in der festen Überzeugung, daß er krank sei. Nun betrachtete er die Häuser in der Straße genauer; die meisten waren aus Fachwerk, und viele hatten nur Strohdächer.

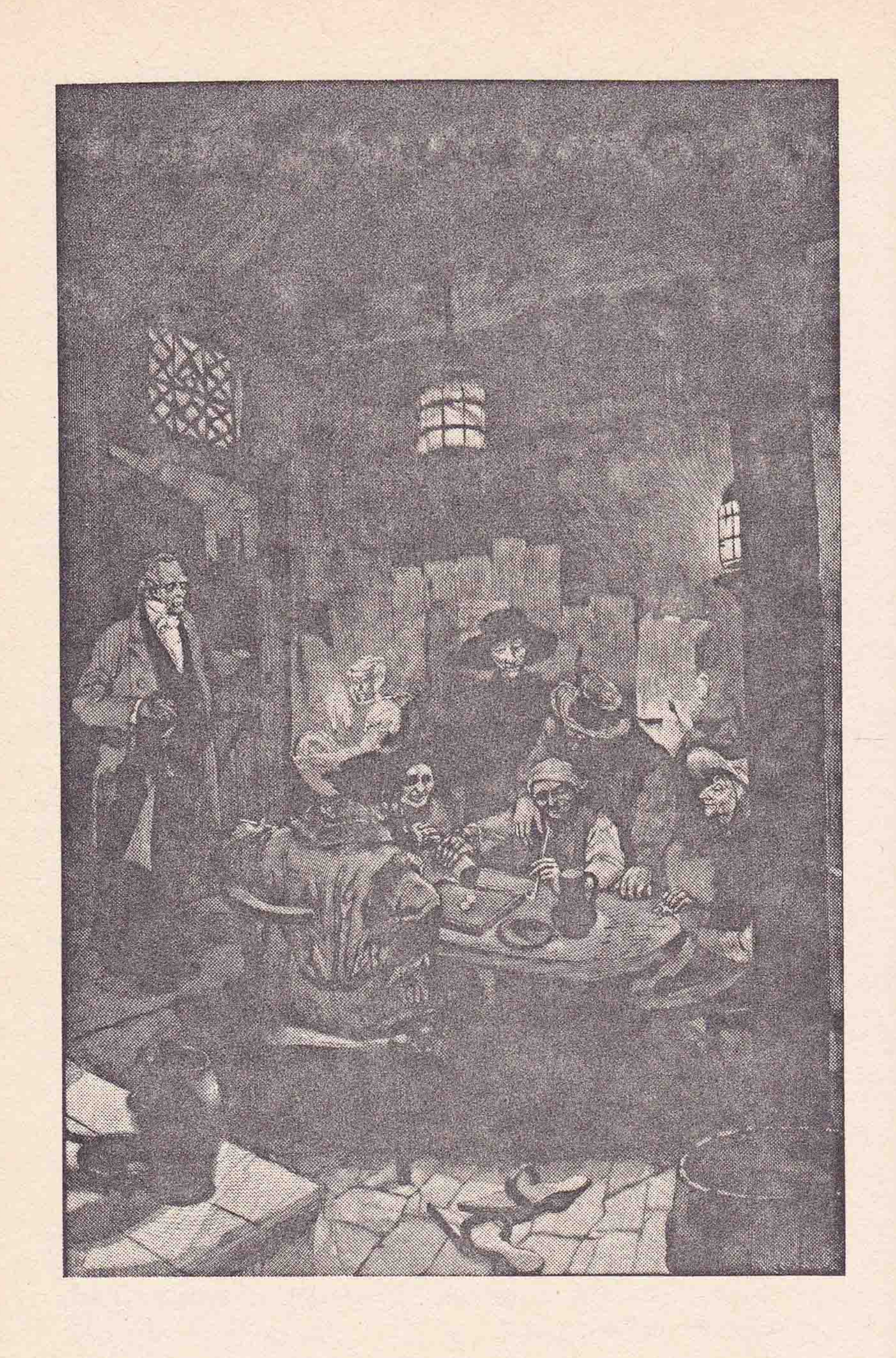
„Nein, mir ist es gar nicht gut!“ seufzte er. „Und ich habe doch nur ein Glas Punsch getrunken. Aber ich kann ihn nicht vertragen. Es war auch ganz und gar verkehrt, uns Punsch und warmen Lachs zu servieren; das werde ich der Frau Agentin sagen. Ob ich gleich zurückkehren soll? Aber das sieht lächerlich aus, und es ist fraglich, ob sie noch auf sind.“

Er suchte das Haus, konnte es aber nicht finden.

„Es ist schrecklich. Ich erkenne die Oststraße nicht wieder. Nicht ein Laden ist da; nur alte, elende, verfallene Hütten sehe ich, als ob ich in Roeskilde oder Ringstedt wäre. Ach, ich bin krank! Es nützt nichts, das zu verschweigen. Doch wo in aller Welt ist das Haus des Agenten? Es ist nicht hier, aber dort drinnen sind noch Leute auf. Ach, ich bin sicher krank!“

Nun kam er an eine halboffene Tür, durch die ein Lichtschimmer fiel. Es war eine Herberge jener Zeit, eine Art Bierhaus. Die Stube sah wie eine holländische Diele aus. Schiffer, holländische Bürger und einige Gelehrte saßen hier, ins Gespräch vertieft, und beachteten den Eintretenden nur wenig.

„Bitte um Entschuldigung“, sagte der Justizrat zur Wirtin, „mir ist es nicht gut. Könnten Sie mir eine Droschke nach Christianshafen besorgen?“



Die Frau sah ihn an und schüttelte den Kopf; darauf redete sie ihn in deutscher Sprache an. Der Justizrat trug seinen Wunsch nun in Deutsch vor. Die Frau merkte, daß er ein Ausländer war. Daß er sich unpäßlich fühlte, begriff sie bald und brachte ihm einen Krug Wasser, das allerdings nach Seewasser schmeckte, obwohl es frisch aus dem Brunnen geschöpft war.

Der Justizrat stützte seinen Kopf in die Hand, seufzte tief und grübelte über alles Seltsame nach.

„Ist das die heutige Nummer vom ‚Tag'?" fragte er ganz mechanisch, als die Frau ein großes Stück Papier weglegte.

Sie verstand nicht, was er damit meinte, reichte ihm aber das Blatt; es war ein Holzschnitt, der eine Lufterscheinung darstellte, die in der Stadt Köln gesehen worden war.

„Das ist sehr alt!" sagte der Justizrat und wurde durch diese Antiquität ganz heiter gestimmt. „Wie sind Sie denn zu diesem seltenen Blatt gelangt? Das ist höchst interessant, obwohl das Ganze eine Fabel ist. Man erklärt solche Lufterscheinungen jetzt durch Nordlichter, die man gesehen hat, wahrscheinlich entstehen sie durch Elektrizität!"

Die Leute in seiner Nähe, die seine Rede hörten, sahen ihn erstaunt an. Einer erhob sich, nahm ehrerbietig den Hut ab und sagte mit der ernsthaftesten Miene: „Ihr seid sicher ein höchst gelehrter Mann, Monsieur?"

„O nein!" erwiderte der Justizrat, „ich kann nur bei dem einen oder anderen mitreden, wie man es ja können muß."

„Modestia ist eine schöne Tugend!" sagte der Mann. „Übrigens muß ich zu Eurer Rede sagen: mihi secus videtur, doch suspendiere ich hier gern mein iudicium!"

„Darf ich wohl fragen, mit wem ich das Vergnügen habe zu sprechen?" fragte der Justizrat.

„Ich bin Baccalaureus der Heiligen Schrift", sagte der Mann.

Diese Antwort genügte dem Justizrat; der Titel entsprach hier der Tracht. „Das ist sicher ein alter Dorfschulmeister", dachte er, „ein origineller Patron, wie man sie noch oben in Jütland antreffen kann."

„Hier ist zwar kein locus docendi", begann der Mann wieder, „doch bitte ich Euch zu sprechen. Ihr seid sicher in den Alten sehr belesen."

„O ja!" antwortete der Justizrat, „ich lese gern alte nützliche Schriften, mag auch die neueren, mit Ausnahme der ‚Alltagsgeschichten', von denen wir in der Wirklichkeit genug haben!"

„Alltagsgeschichten?" fragte unser Baccalaureus.

„Ja, ich meine die neuen Romane, die man jetzt hat."

„Oh!" lächelte der Mann, „sie sprühen doch von Witz und werden bei Hof gelesen. Der König liebt den Roman von Herrn Iffven und Gaudian besonders, der vom König Artus und seinen Rittern der Tafelrunde handelt. Er hat mit seinen hohen Herren darüber gescherzt."

„Den habe ich freilich noch nicht gelesen!" sagte der Justizrat, „das muß ein ganz neuer sein, den Heiberg herausgegeben hat!"

„Nein", erwiderte der Mann, „er ist nicht bei Heiberg, sondern bei Godfred von Gehmen herausgekommen."

„So, ist das der Verfasser?" fragte der Justizrat. „Das ist ein sehr alter Name. Soviel ich mich erinnere, hieß der erste Buchdrucker in Dänemark so."

„Ja, das ist unser erster Buchdrucker!" sagte der Mann.

So weit verlief alles ganz gut. Nun sprach einer von der schweren Pest, die vor einigen Jahren gewütet hatte, er meinte die im Jahr 1484. Der Justizrat nahm an, daß von der Cholera die Rede sei, und so ging die Unterhaltung immer noch leidlich. Der Freibeuterkrieg von 1490 wurde gesprächsweise berührt. Die englischen Freibeuter hätten Schiffe von der Reede genommen, sagte er. Der Justizrat, der sich in die Begebenheiten von 1801 recht hineingelebt hatte, stimmte ihm bei. Das übrige Gespräch verlief nicht so gut, jeden Augenblick verfiel man auf beiden Seiten in den Leichenbitterstil. Der gute Baccalaureus war gar zu unwissend, und die einfachsten Äußerungen des Justizrats klangen ihm wieder zu dreist und zu phantastisch. Sie sahen sich an, und wenn es zu schlimm wurde, dann sprach der Baccalaureus Latein, in der Hoffnung, besser verstanden zu werden; aber es half doch nichts.

„Wie geht es Ihnen?" fragte die Wirtin und zog den Justizrat am Arm. Nun kam er wieder zur Besinnung. Im Lauf der Unterhaltung hatte er alles vergessen, was vorgegangen war.

„Mein Gott, wo bin ich?" fragte er, und der Kopf schwindelte ihm, als er über alles nachdachte.

„Claret wollen wir trinken! Met und Bremer Bier!" rief einer der Gäste. „Und Ihr sollt mittrinken!"

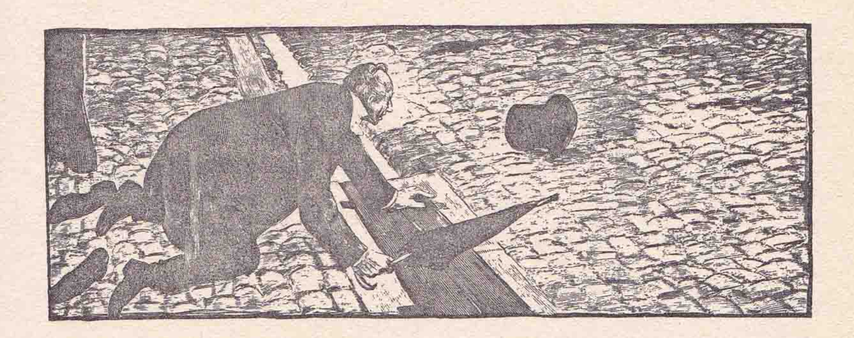
Zwei Mädchen erschienen, von denen die eine davon eine zweifarbige Haube trug. Sie verneigten sich und schenkten ein, daß es dem Justizrat eiskalt über den Rücken rieselte.

„Was soll das! Was soll das!" sagte er. Aber er mußte mit ihnen trinken, obwohl er sich verzweifelt wehrte. Als jemand behauptete, daß er betrunken sei, zweifelte er nicht an der Tatsache und bat sie nur, ihm eine Droschke zu besorgen. Nun glaubten sie, er spreche moskowitisch.

Nie war er in eine so rohe und gemeine Gesellschaft geraten. „Man könnte glauben, das Land sei zum Heidentum zurückgekehrt!" sagte er zu sich. „Das ist der schrecklichste Augenblick meines Lebens!"

Gleichzeitig kam ihm der Gedanke, unter dem Tisch zur Tür hinauszukriechen. Als er schon am Ausgang war, bemerkten die anderen sein Vorhaben, sie zerrten an seinen Füßen, und nun gingen zu seinem Glück die Galoschen ab, und – mit ihnen schwand der ganze Zauber.

Der Justizrat sah vor sich eine Laterne brennen, dahinter



gewahrte er ein großes Gebäude, alles kam ihm bekannt vor. Es war die Oststraße. Er lag mit den Beinen vor einer Pforte, an der ein Wächter saß und schlief.

„Du lieber Himmel, habe ich hier auf der Straße gelegen und geträumt!“ sagte er. „Ja, das ist doch die Oststraße! Wie prächtig hell und heiter! Es ist doch schrecklich, wie das Glas Punsch auf mich gewirkt hat!“

Zwei Minuten später saß er in einer Droschke, die ihn nach Christianshafen fuhr. Er dachte an die ausgestandene Angst und lobte von Herzen die glückliche Gegenwart, die Wirklichkeit, die mit all ihren Mängeln doch weit besser sei als die, in der er vor kurzem weilte.

III. Die Abenteuer des Wächters

„Da liegen wahrhaftig ein Paar Galoschen", sagte der Wächter. „Sie gehören sicher dem Leutnant dort oben. Ausgerechnet neben der Tür!"

Gern hätte der ehrliche Mann geklingelt und sie abgeliefert, denn oben brannte noch Licht; aber er wollte die übrigen Hausbewohner nicht wecken, und deshalb unterließ er es.

„Das muß recht warm sein, wenn man solche Dinger anhat!" sagte er. „Was für ein hübsches, weiches Leder!" Und er zog die Galoschen an. Sie paßten gut. „Wie ist die Welt doch drollig. Nun könnte er sich in sein warmes Bett legen, doch er tut es nicht. Da geht er lieber im Zimmer auf und ab! Ein glücklicher Mensch! Hat weder Frau noch Kinder! Jeden Abend ist er in Gesellschaft! Oh, wäre ich doch der Leutnant, ja, dann wäre ich ein glücklicher Mann!"

Kaum hatte er den Wunsch ausgesprochen, wirkten die Galoschen. Aus dem Wächter wurde der Leutnant. Da stand er oben im Zimmer und hielt ein kleines rosarotes Papier in der Hand, auf dem ein Gedicht stand, ein Gedicht des Herrn Leutnants selbst. Denn hat nicht jeder schon einmal in seinem Leben einen lyrischen Augenblick gehabt? Und schreibt man dann den Gedanken nieder, so hat man eben „Poesie". Und hier standen die Verse:

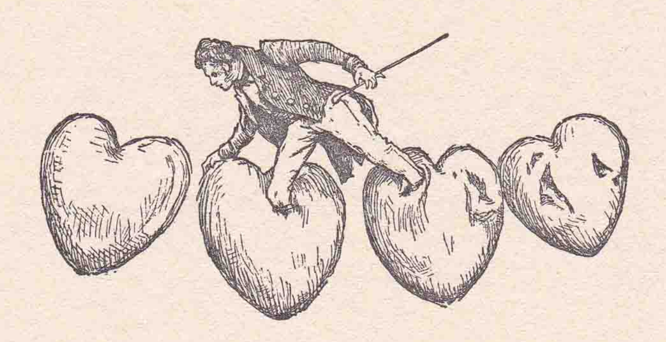
„Oh, wär' ich reich!"

„Oh, wär' ich reich!" so wünscht' ich mir schon oft.
Als ich kaum ellengroß, hatt' ich auf viel gehofft.
Oh, wär' ich reich, so würd' ich Offizier,
Mit Säbel, Uniform und Bandelier!
Die Zeit kam auch, und ich wurd' Offizier.
Doch nun und nimmer wurd' ich reich, ich Armer.
Hilf mir, Erbarmer!

Einst saß ich lebensfroh in trauter Rund',
Ein kleines Mädchen küßte meinen Mund,
Denn ich war reich an Märchen-Poesie,
An Gold dagegen, ach, so arm wie nie!
Das Kind nur wollte diese Poesie;
Da war ich reich, doch nicht an Gold, ich Armer,
Du weißt's, Erbarmer!

„Oh, wär' ich reich!" so tönt zu Gott mein Fleh'n.
Das Kind hab' ich zur Jungfrau reifen seh'n:
Sie ist so klug, so hübsch, so seelengut.
Oh, wüßte sie, was mir im Herzen ruht:
Das größte Märchen – wär' sie mir nur gut!
Doch bin zum Schweigen ich verdammt, ich Armer,
Du willst's, Erbarmer!

Oh, wär' ich reich an Trost und Ruhe hier,
Dann käme all mein Leid nicht aufs Papier.
Verstehst du mich, du, der ich mich geweiht,
So lies dies Blatt aus meiner Jugendzeit,
Ein dunkles Märchen, dunkler Nacht geweiht.
Nur finstre Zukunft seh' ich, ach, ich Armer!
Dich segne der Erbarmer!"



Ja, solche Gedichte schreibt man, wenn man verliebt ist, aber ein besonnener Mann läßt sie nicht drucken. Leutnant, Liebe, Entbehrung: das ist ein Dreieck oder die Hälfte des zerbrochenen Glückswürfels. Das fühlte der Leutnant tief in seiner Seele und preßte sein heißes Gesicht an die Fensterscheibe und seufzte tief.

„Der arme Wächter auf der Straße dort unten ist viel glücklicher als ich. Er kennt das nicht, was ich Entbehrung nenne. Er hat eine Heimat, hat Frau und Kinder, die mit ihm lachen und mit ihm weinen. Oh, ich wäre bestimmt glücklicher, wenn ich dieser Wächter sein könnte!"

In demselben Augenblick war der Wächter wieder Wächter, denn er war als Leutnant noch weniger zufrieden gewesen als vorher.

„Das war ein häßlicher Traum", sagte er, „eine komische Geschichte. Ich glaubte der Leutnant dort oben zu sein, das war aber kein Vergnügen. Die Frau und die Buben vermißte ich gar zu sehr."

Er saß wieder auf seinem Stuhl und dachte über den Traum nach. Die Galoschen hatte er noch an den Füßen. Eine Sternschnuppe fiel vom Himmel.

„Da fällt sie!" sagte er. „Aber dort sind genug. Ich hätte große Lust, die Dinger da oben, besonders den Mond, etwas näher zu betrachten. ‚Wenn wir sterben', sagte der Student, für den meine Frau wäscht, ‚fliegen wir von dem einen zum anderen Stern!' Das ist eine Lüge, aber es wäre ganz schön. Ach, wenn ich doch einen kleinen Sprung dort hinauf machen könnte! Der Körper kann ja ruhig hier auf der Treppe liegenbleiben!"

Nun gibt es gewisse Dinge auf der Welt, bei denen man sehr vorsichtig sein muß, sie auszusprechen, vor allem, wenn man die Galoschen des Glücks an den Füßen hat.

Wir Menschen kennen fast alle die Geschwindigkeit durch Dampfbeförderung. Auf der Eisenbahn oder mit Schiffen haben wir sie erprobt. Doch dieser Flug ist wie der Marsch einer Schnecke gegenüber der Geschwindigkeit, die das Licht hat.

Acht Minuten und wenige Sekunden braucht das Sonnenlicht zu einer Reise von mehr als zwanzig Millionen Meilen.

Hört nun, wie es dem Wächter erging.

In wenigen Sekunden hatte er also die zweiundfünfzigtausend Meilen bis zum Mond zurückgelegt. Er befand sich auf einem der unzähligen Ringberge, die wir aus Dr. Mädlers großer Mondkarte kennen. Innen ging es in einem Kessel ungefähr eine halbe Meile senkrecht hinunter. Dort unten lag eine Stadt, von deren Aussehen wir nur einen Begriff bekommen können, wenn wir Eiweiß in ein Glas schlagen; die Materie hier war ebenso weich und bildete ähnliche verschwommene Türme und Kuppeln und segelförmige Altane. Unsere Erde schwebte wie eine große dunkelrote Kugel über seinem Kopf.

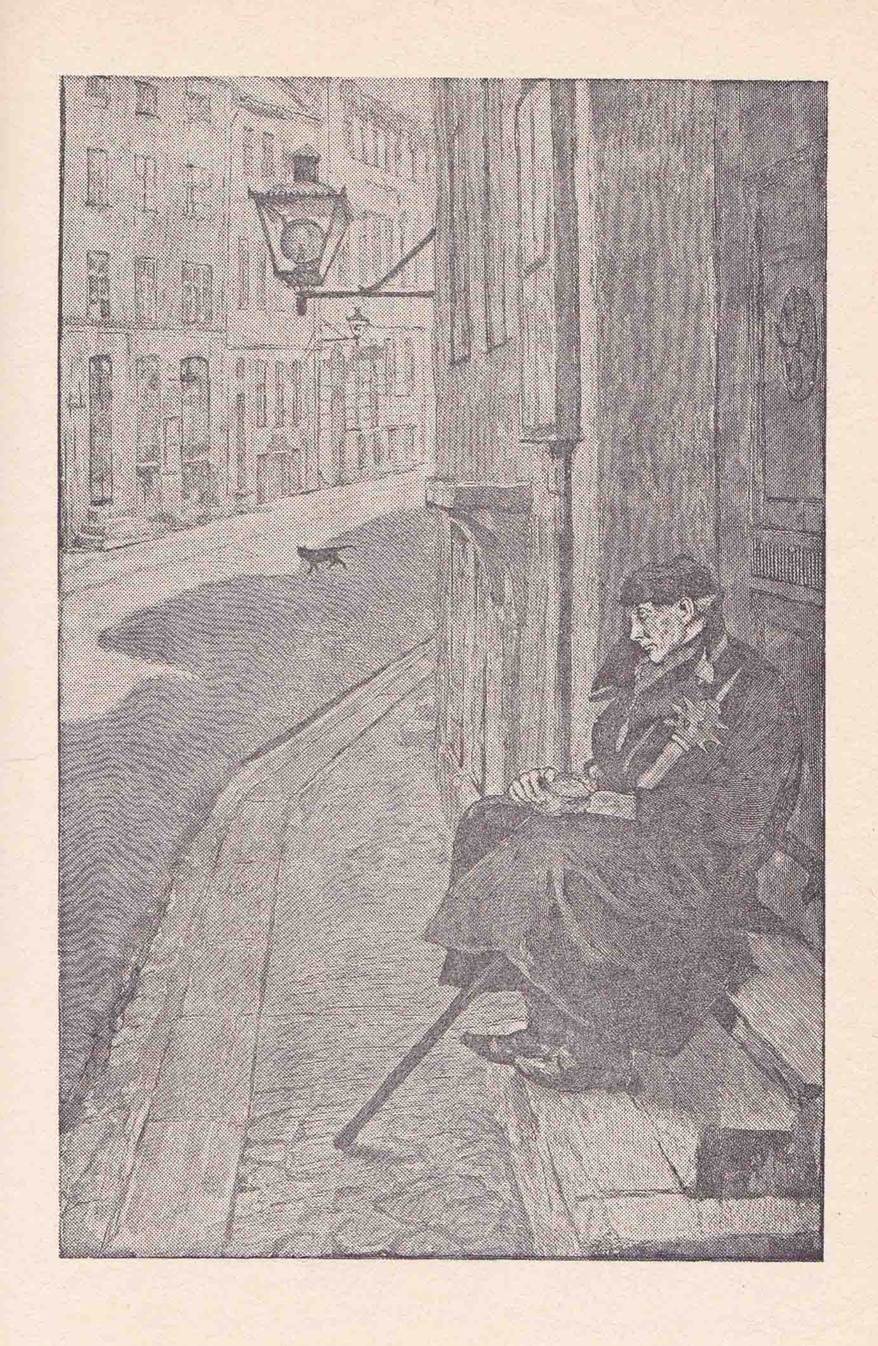
Er sah eine Menge Geschöpfe, die sicherlich das waren, was wir „Menschen“ nennen; aber sie sahen ganz anders aus als wir. Sie hatten auch eine Sprache, doch es kann niemand verlangen, daß die Seele des Wächters sie verstehen sollte. Trotzdem verstand sie die Sprache der Mondbewohner, denn unsere Seele hat größere Fähigkeiten als wir glauben.

Die Mondbewohner unterhielten sich über unsere Erde und bezweifelten, daß sie bewohnt sei, die Luft müsse zu schwer sein, da könne kein vernünftiges Mondgeschöpf in ihr leben. Sie hielten den Mond allein für bewohnt; er sei der eigentliche Weltkörper, auf dem die alten Weltbewohner lebten.

Sie sprachen auch von Politik, was uns wenig interessiert. Wir gehen lieber hinunter in die Oststraße und wollen nach dem Körper des Wächters sehen.

Leblos saß er auf der Treppe; die Keule war ihm aus der Hand gefallen, und die Augen blickten zum Mond, auf dem seine Seele nun umherwandelte.

„Wieviel Uhr ist es, Wächter?“ fragte ein Vorübergehender. Wer aber nicht antwortete, war der Wächter. Da tupfte der Mann ihm sacht an die Nase, und nun verlor er das Gleichgewicht. So lang er war, lag der Körper auf dem Boden: Der Mann war tot. Seine Kameraden erschraken heftig, tot war er und blieb er. Es wurde gemeldet und es wurde besprochen, und



in der Morgenstunde trug man den leblosen Körper ins Krankenhaus.

Das konnte ein hübscher Spaß für die Seele werden, falls sie zurückkam und den Körper in der Oststraße suchte, aber nicht finden würde. Wahrscheinlich würde sie dann zuerst zur Polizei laufen und später ins Adreßbüro, damit von dort Nachfrage gestellt werden könnte, und zuletzt würde sie ihn im Krankenhaus suchen. Aber wir wissen, daß die Seele am klügsten ist, wenn sie auf eigene Faust handelt, nur der Körper macht sie dumm.

Wie gesagt, der Körper des Wächters kam ins Krankenhaus, wurde dort ins Bad gebracht, und das erste, was man hier tat, war natürlich, daß man ihm die Galoschen auszog. Da mußte die Seele zurück. Sie wanderte sofort wieder in den Körper, und wenige Sekunden später war wieder Leben in dem Mann. Er versicherte, daß es die schrecklichste Nacht seines Lebens gewesen sei, um keinen Preis wolle er solche Erlebnisse wieder haben; aber nun war ja alles überstanden.

An demselben Tag noch wurde er entlassen, doch die Galoschen blieben im Krankenhaus.

IV. Eine ungewöhnliche Reise

Jeder Kopenhagener weiß, wie der Eingang zum Friedrichskrankenhaus in Kopenhagen aussieht, aber da wahrscheinlich auch einige Nicht-Kopenhagener diese Geschichte lesen, müssen wir eine kurze Beschreibung davon geben.

Das Friedrichskrankenhaus ist von der Straße durch ein hohes Gitter abgegrenzt, in dem die dicken Eisenstäbe so weit auseinanderstehen, daß, wie man erzählt, sich sehr dünne famuli hindurchgeklemmt und so ihre Besuche außerhalb abgestattet haben sollen. Am schwierigsten ging der Kopf durch. Wie so oft in der Welt, waren also auch hier die kleinen Köpfe die glücklichsten. Dieses wird als Einleitung genug sein.

Einer der jungen Volontäre, von dem man nur in körperlicher Hinsicht sagen konnte, daß er einen großen Kopf habe, hatte gerade Wache an diesem Abend. Es regnete in Strömen; trotz dieser beiden Hindernisse mußte er hinaus. Nur eine Viertelstunde! Und er meinte, daß er dies dem Pförtner nicht mitteilen müsse, zumal er zwischen den Eisenstangen durchschlüpfen könne. Da lagen die Galoschen, die der Wächter vergessen hatte. Daß es die des Glücks seien, ahnte er natürlich nicht. Bei diesem Wetter konnten sie ihm gute Dienste leisten, und so zog er sie an. Nun kam es darauf an, ob er sich durchklemmen konnte. Bisher hatte er es nie versucht. Nun stand er da.



„Wollte Gott, ich hätte den Kopf schon draußen!" sagte er. Sofort glitt sein Kopf leicht und glücklich hindurch, obwohl er sehr dick und groß war. Nun sollte der Körper hinaus; das ging nicht.

„Ich bin zu dick!" sagte er. „Ich dachte, der Kopf sei das schlimmste! Ich komme nicht hindurch!"

Nun wollte er den Kopf rasch zurückziehen, das ging auch nicht. Den Hals konnte er bequem bewegen, das war aber auch alles. Das erste Gefühl war, daß er ärgerlich wurde, das zweite, daß seine Laune unter Null sank. Die Galoschen des Glücks hatten ihn in diese schreckliche Lage gebracht, und unglücklicherweise fiel es ihm nicht ein, sich frei zu wünschen. Nein, statt zu wünschen, zappelte er nur hin und her und kam nicht von der Stelle. Der Regen strömte, nicht ein Mensch war auf der Straße zu sehen. Die Klingel an der Pforte konnte er nicht erreichen. Wie sollte er nur loskommen? Er sah voraus, daß er bis zur Morgenstunde hier stehen könne; dann mußte man einen Schlosser holen lassen, damit er die Eisenstäbe durchfeile. Aber das geht nicht so geschwind. Die Armenschule von gegenüber würde kommen, auch die Leute aus dem angrenzenden Hafenviertel, um ihn an diesem Schandpfahl zu sehen. Das würde einen Zulauf geben! „Hu! Das Blut steigt mir in den Kopf, daß ich wahnsinnig werde! Oh, wäre ich doch wieder los, dann ginge es wohl vorüber!"

Das hätte er etwas früher sagen sollen. Sobald der Gedanke ausgesprochen war, hatte er den Kopf heraus, und nun stürzte er hinein, ganz verwirrt über den Schreck, den ihm die Galoschen des Glücks eingejagt hatten.

Damit war die Geschichte aber nicht vorbei, nein, es kommt noch schlimmer.

Die Nacht und der folgende Tag gingen vorüber. Niemand fragte nach den Galoschen.

Am Abend sollte eine Vorstellung auf einer Laienbühne in einer entlegenen Straße gegeben werden. Das Haus war gestopft voll. Unter den Zuschauern war auch der Volontär aus dem Krankenhaus, der sein Abenteuer der vorhergehenden

Nacht vergessen zu haben schien. Die Galoschen hatte er an, denn sie waren nicht abgeholt worden, und da es auf der Straße schmutzig war, leisteten sie ihm gute Dienste. Ein neues Gedicht, „Die Brille der Muhme", wurde rezitiert; das war eine Brille, durch die man die Menschen wie Karten sah, aus denen man ihre Zukunft prophezeien konnte.

Die Idee beschäftigte ihn. Am liebsten hätte er so eine Brille gehabt. Bei richtiger Anwendung konnte man vielleicht den Leuten direkt in die Herzen hineinschauen. Das wäre eigentlich noch interessanter, meinte er, als zu sehen, was im nächsten Jahr geschehen würde, denn das erfahre man doch, das andere dagegen nie. „Ich denke nun an die Damen und Herren in der ersten Reihe dort. Wenn man ihnen direkt in das Herz sehen könnte, ja, das müßte wie in einem Laden sein. Wie würden meine Augen im Laden umherschweifen! Bei jener Dame würde ich sicher einen großen Modehandel finden; bei dieser ist der Laden leer, doch würde es ihm nicht schaden, wenn er gereinigt würde. Würde es aber auch solide Läden geben? Ach ja!" seufzte er. „Ich kenne einen, in dem ist alles solide, aber es ist schon ein Diener darin, das ist das einzige Übel am ganzen Laden! Aus dem einen oder dem anderen würde es rufen: ‚Treten Sie bitte näher!' Ach, könnte ich nur wie ein kleiner, netter Gedanke eintreten und durch die Herzen schlüpfen!"

Das war das Stichwort für die Galoschen: Der Volontär schrumpfte zusammen, und eine höchst ungewöhnliche Reise begann mitten durch die Herzen der Zuschauer in der vordersten Reihe. Das erste Herz, durch das er kam, war das einer Dame; doch er glaubte im Zimmer des orthopädischen Instituts zu sein, wo die Gipsabgüsse der verwachsenen Glieder an den Wänden hängen; der Unterschied lag aber darin, daß sie im Institut entfernt werden, wenn der Patient hineinkommt, aber hier im Herzen waren sie geformt und aufbewahrt, nachdem die guten Personen hinausgegangen waren. Es waren Abgüsse von Freundinnen, deren körperliche und geistige Fehler hier aufbewahrt wurden.

Schnell war er in einem anderen weiblichen Herzen. Es erschien ihm wie eine große, heilige Kirche; die weiße Taube der Unschuld flatterte über dem Hochaltar. Am liebsten wäre er auf die Knie gesunken, aber er mußte fort, in das nächste Herz hinein. Doch hörte er noch die Orgeltöne, und er kam sich wie ein neuer und besserer Mensch vor. Er fühlte sich nicht unwürdig, das nächste Heiligtum zu betreten, das ihm eine ärmliche Dachkammer mit einer kranken Mutter zeigte. Durch das offene Fenster strahlte Gottes warme Sonne, herrliche Rosen nickten in dem kleinen Blumenkasten auf dem Dach, und zwei himmelblaue Vögel sangen, während die kranke Mutter um Segen für die Tochter flehte.

Nun kroch er auf Händen und Füßen durch einen überfüllten Metzgerladen: Da war Fleisch und nur Fleisch. Das war das Herz eines reichen, angesehenen Mannes, dessen Name sicher im Adreßbuch stand. Jetzt war er in dem Herzen seiner Frau. Das war ein alter, verfallener Taubenschlag. Das Porträt des Mannes wurde als Wetterfahne benutzt, die mit den Türen in Verbindung stand. Sowie der Mann sich drehte, gingen die Türen auf und zu.

Wie ein Spiegelkabinett erschien ihm das nächste Herz. Aber die Spiegel vergrößerten unglaublich. Mitten auf dem Fußboden saß, wie ein Dalai-Lama, das unbedeutende Ich der Person, erstaunt, seine eigene Größe zu sehen.

In eine enge Nadelbüchse voll spitzer Nadeln fühlte er sich anschließend versetzt, und er dachte: „Das ist sicher das Herz einer alten unverheirateten Jungfer!“ Aber das war nicht der Fall, es war ein junger Soldat mit mehreren Orden, von dem man sagte: „Ein Mann mit Geist und Herz.“

Wie betäubt kam der arme Volontär aus dem Herzen der letzten Person in der ersten Reihe. Er vermochte seine Gedanken nicht zu ordnen, sondern meinte, daß seine allzustarke Phantasie mit ihm durchgegangen sei.

„Mein Gott!“ seufzte er, „ich habe gewiß die Anlage, verrückt zu werden! Hier ist es auch furchtbar heiß; das Blut steigt mir in den Kopf.“ Und er erinnerte sich an den vorangegange-

nen Abend, als sein Kopf zwischen den Eisenstäben des Krankenhausgitters stak. „Da habe ich es gewiß bekommen!" meinte er. „Ich muß beizeiten etwas tun. Eine Sauna wäre bestimmt gut. Läge ich doch schon auf dem höchsten Brett!"

Und da lag er auf dem obersten Brett im Dampfbad, aber mit allen Kleidern, mit Stiefeln und Galoschen. Von der Decke fielen ihm die heißen Wassertropfen ins Gesicht.

„Hu!" schrie er auf und stürzte sich hinunter ins Bad. Der erschrockene Aufseher stieß ebenfalls einen lauten Schrei aus, als er den angekleideten Menschen im Wasser erblickte. Der Volontär hatte inzwischen seine Fassung wiedergewonnen und flüsterte ihm zu: „Es gilt eine Wette!"

Aber das erste, was er tat, als er nach Hause in sein Zimmer kam, war, daß er sich ein großes spanisches Fliegenpflaster auf den Hals und eins auf den Rücken legte, damit sie die Verrücktheit herausziehen sollten.

Am nächsten Morgen hatte er einen blutigen Rücken. Das hatte er also durch die Galoschen des Glücks gewonnen.

V. Die Verwandlungen des Kopisten

Dem Wächter fielen inzwischen die Galoschen, die er gefunden und ins Krankenhaus mitgenommen hatte, wieder ein, und er holte sie ab. Da aber weder der Leutnant noch sonst jemand in der Straße sie zu kennen glaubte, lieferte er sie auf der Polizei ab.

„Sie sehen wie meine eigenen Galoschen aus", sagte einer der Herren Kopisten, indem er den Fund betrachtete und neben seine Galoschen stellte. „Es gehört mehr als ein Schuhmacherauge dazu, um sie voneinander unterscheiden zu können!"

„Herr Kopist!" sagte da ein Angestellter, der mit einigen Papieren gerade eintrat und eine Auskunft erbat.

Der Kopist drehte sich um und sprach mit dem Mann. Als er danach wieder die Galoschen ansah, war er im Zweifel, ob die zur Linken oder die zur Rechten ihm gehörten.

„Es müssen die sein, die naß sind!“ dachte er. Doch das war verkehrt gedacht, denn das waren die des Glücks. Aber weshalb sollte sich nicht auch die Polizei einmal irren können? Er zog die Galoschen also an, steckte seine Papiere in die Tasche und nahm einige Akten unter den Arm, die er zu Hause lesen wollte. Aber es war zufällig Sonntagvormittag, und das Wetter war schön. „Eine Tour nach Friedrichsburg wäre gut für mich“, dachte er, und so ging er denn hinaus.

Er war ein stiller und solider Mensch. Anfangs schlenderte er nur so dahin, darum hatten die Galoschen keine Gelegenheit, ihre Zauberkraft zu zeigen.

In der Allee begegnete er einem Bekannten, einem jungen Dichter, der ihm erzählte, daß er am nächsten Tag seine Sommerreise antreten werde.

„Wollen Sie schon wieder fort?“ fragte der Kopist. „Sie sind doch ein glücklicher, freier Mensch! Sie können fliegen, wohin Sie wollen. Wir anderen haben eine Kette am Fuß.“

„Aber sie ist am Brotbaum befestigt!“ erwiderte der Dichter, „Sie brauchen nicht für den morgigen Tag zu sorgen, und werden Sie alt, so bekommen Sie Pension!“

„Sie haben es bestimmt am besten“, sagte der Kopist. „Es muß doch ein Vergnügen sein, sich hinzusetzen und zu dichten. Die ganze Welt sagt Ihnen angenehme Dinge, und Sie sind Ihr eigener Herr. Ja, probieren Sie es nur einmal, im Gericht bei den frivolen Sachen etwas zu sagen!“

Der Dichter schüttelte den Kopf, der Kopist auch. Jeder blieb bei seiner Meinung, und dann trennten sie sich.

„Diese Poeten sind doch ein eigenartiges Volk!“ dachte der Kopist. „Zu gern wäre ich selbst einmal ein Dichter. Ich glaube, daß ich nicht solche Klageverse schreiben würde wie die andern. Ach, ist das ein Frühlingstag für einen Dichter! Die Lüfte wehen lind und rein, zarte Wolken ziehen am blauen Himmel, und es ist ein Blühen und Duften in der Natur. Seit vielen Jahren habe ich es nicht mehr so gefühlt wie in diesem Augenblick!“

Wir merken schon, daß er ein Dichter geworden ist. Zwar ist

es eine törichte Vorstellung, sich einen Dichter anders als andere Menschen zu denken. Aber der Übergang von einer Alltagsnatur zu einer begabten ist immer ein Übergang, und den hatte der Kopist nun gemacht.

„Der herrliche Duft!“ sagte er. „Wie erinnert er mich an die Veilchen von Tante Lone! Ja, damals war ich noch ein Kind. Wie lange ist das her! Das gute alte Mädchen! Sie wohnte am Kanal. Immer hatte sie einen Zweig oder grüne Schößlinge im Wasser, auch wenn der Winter noch so streng war. Die Veilchen dufteten, während ich die erwärmten Kupferpfennige an die gefrorene Fensterscheibe preßte und Gucklöcher machte. Das war eine hübsche Aussicht. Draußen im Kanal lagen die Schiffe, eingefroren und verlassen in der winterlichen Landschaft. Wenn es dann Frühling wurde, zog Leben ein: Unter Gesang und Geschrei sägte man das Eis durch, die Schiffe wurden geteert und getakelt; dann fuhren sie in fremde Länder. Ich bin hiergeblieben und muß immer auf der Polizei sitzen und sehen, wie andere sich Pässe für Reisen ins Ausland holen. Das ist mein Los! O ja!“ seufzte er tief. Dann stockte er plötzlich. „Mein Gott, was ist mit mir? So habe ich früher nie gedacht oder gefühlt, das muß die Frühlingsluft sein!“ Er griff in die Tasche nach den Akten. „Die bringen mich auf andere Gedanken“, sagte er und ließ die Augen über das erste Blatt gleiten. „Frau Sigbrith, Original-Tragödie in fünf Akten“, las er. „Was ist das? Meine eigene Handschrift! Habe ich diese Tragödie geschrieben? ‚Die Intrige auf der Promenade oder Der Bußtag. Vaudeville.‘ Wo stammt das her? Man muß es mir in die Tasche gesteckt haben. Hier ist ein Brief. Von der Theaterdirektion: Die Stücke sind abgelehnt. Der Brief ist nicht besonders höflich abgefaßt. Hm! Hm!“

Der Kopist setzte sich auf die Bank, seine Gedanken waren voller Schwung, sein Herz weich. Unbewußt pflückte er eine Blume, es war eine gewöhnliche kleine Gänseblume. In ihrer Lieblichkeit kündet sie von der Kraft des Sonnenlichts, das die feinen Blüten zum Duften bringt. Luft und Licht sind die Liebhaber der Blume, aber das Licht ist der Begünstigte. Nach

dem Licht wendet sie sich; ohne Licht rollt sie ihre Blätter ein und schläft in der Umarmung der Luft. „Das Licht schmückt mich!“ sagte die Blume. „Aber die Luft läßt dich atmen!“ flüsterte die Dichterstimme.

Ein Junge stand in der Nähe und schlug mit seinem Stock in einen sumpfigen Graben. Die Wassertropfen spritzten bis zu den grünen Zweigen hinauf, und der Kopist dachte an die Millionen Infusionstierchen, die mit jedem Tropfen hochgeschleudert wurden. „Für sie bedeutet das genauso viel wie für uns ein Aufwirbeln in die Wolken“, sagte der Kopist nachdenklich, und als er an die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, dachte, lächelte er. „Ich schlafe oder träume. Merkwürdig ist es auf jeden Fall, wie natürlich man träumen kann und doch weiß, daß es nur ein Traum ist. Ich komme mir ungewöhnlich angeregt vor. Welche klare Anschauungen habe ich von allen Dingen, und wie frei fühle ich mich! Aber ich bin sicher, daß ich morgen alles für dummes Zeug halte. Das ist mir schon öfters passiert. Mit allem Klugen und Schönen, was man im Traum sagt und sieht, ist es wie mit dem Gold der Unterirdischen: Wenn man es erhält, ist es reich und herrlich, aber bei Tage besehen, sind es nur Steine und vertrocknete Blätter. Ach!“ seufzte er wehmütig und betrachtete die singenden Vögel, die so fröhlich von Zweig zu Zweig flogen, „die haben es viel besser als ich! Fliegen ist eine herrliche Kunst! Glücklich, wer mit Flügeln geboren wird. Ja, könnte ich mich in etwas verwandeln, dann möchte ich eine Lerche sein!“

Im selben Augenblick wuchsen Rockschöße und Ärmel zu Flügeln zusammen, die Kleider wurden Federn und die Galoschen Krallen. Er bemerkte es sehr gut und lachte innerlich: „So, nun kann ich doch sehen, daß ich träume! Aber so närrisch war ich früher nie.“ Dabei flog er in die grünen Zweige hinaus und sang; aber in seinem Singen war keine Poesie mehr, denn die Dichternatur war verschwunden. Die Galoschen konnten, wie jeder, der etwas gründlich tut, auch nur eine Sache auf einmal tun. Er wollte Dichter sein: das wurde er. Nun wollte er ein kleiner Vogel sein: das war er jetzt.

„Allerliebst!“ sagte er. „Am Tag sitze ich auf der Polizei zwischen den solidesten Aktenstücken, nachts kann ich träumen und als Lerche im Friedrichsburger Garten herumfliegen. Man könnte einen Roman darüber schreiben!“

Nun flog er ins Gras, drehte sein Köpfchen nach allen Seiten und hackte mit dem Schnabel auf die Grashalme, die ihm wie die Palmen Nordafrikas vorkamen, im Vergleich zu ihm selbst.

Dann wurde es plötzlich schwarze Nacht um ihn. Er saß unter einer dunklen Haube. Später stellte sich heraus, daß es eine große Mütze war, die ein Matrosenjunge über den Vogel geworfen hatte. Eine Hand langte herein und packte den Kopisten um Rücken und Flügel, so daß er pfiff. Im ersten Schreck rief er laut: „Du unverschämter Bengel! Ich bin Kopist auf der Polizei!“

Aber das klang für den Jungen wie ein Piep-piep. Er schlug einfach auf den Schnabel des Vogels und wanderte mit ihm davon.

In der Allee begegnete er zwei Schulkameraden aus einer höheren Klasse, denen er den Vogel für einige Pfennige verkaufte, und so kam der Kopist nach Kopenhagen zurück.

„Es ist gut, daß ich träume“, sagte der Kopist, „sonst würde ich wirklich böse! Zuerst war ich ein Dichter, und nun bin ich eine Lerche! Sicher hat die Dichternatur mich in das kleine Tier verwandelt. Das ist doch zum Heulen, besonders wenn man Buben in die Hände fällt! Ich möchte nur wissen, wie das endet.“

Die Jungen brachten ihn in ein sehr vornehmes Zimmer. Eine freundliche, dicke Dame empfing sie. Aber sie war durchaus nicht erfreut, daß der gemeine Feldvogel, wie sie die Lerche nannte, mit hereinkam. Nur für heute wollte sie es erlauben, doch mußten sie den Vogel in den leeren Käfig setzen, der am Fenster stand. „Das wird dem Papchen vielleicht Freude machen!“ fügte sie hinzu und lachte zu einem großen, grünen Papagei hinüber, der in einem eleganten Messingkäfig schaukelte. „Heute hat Papchen Geburtstag“, sagte sie kindlich, „deshalb will der kleine Feldvogel gratulieren.“

Papchen erwiderte kein einziges Wort, sondern schaukelte vornehm hin und her; dagegen begann ein hübscher Kanarienvogel laut zu schlagen.

„Schreihals!“ sagte die Dame und warf ein weißes Taschentuch über den Käfig.

„Piep-piep!“ seufzte er. „Was für ein schreckliches Schneewetter!“ Und mit diesem Seufzer schwieg er.

Der Kopist oder, wie die Dame sagte, der Feldvogel, kam in einen kleinen Käfig neben den Kanarienvogel, nicht weit vom Papagei. Das einzige, was Papchen plappern konnte und oft recht komisch klang, war: „Nein, laßt uns nun Menschen sein!“ Alles übrige, was er schrie, war ebenso unverständlich wie das Schlagen des Kanarienvogels, nur nicht für den Kopisten, der als Vogel seine Kameraden nun sehr gut verstand.

„Ich flog unter der grünen Palme und dem blühenden Mandelbaum“, sang der Kanarienvogel. „Ich flog mit meinen Brüdern und Schwestern über die prächtigen Blumen und über den spiegelklaren See, wo die Pflanzen sich auf dem Boden wiegten. Ich sah die buntesten Papageien, die die lustigsten Geschichten erzählten.“

„Das waren wilde Vögel“, sagte der Papagei, „die besaßen keine Bildung. Nein, laßt uns nun Menschen sein! Warum lachst du nicht? Wenn die Dame und alle Fremden darüber lachen, so kannst du es auch. Es ist ein großer Fehler, das Ergötzliche nicht genießen zu können. Nein, laßt uns nun Menschen sein!“

„Oh, erinnerst du dich an die hübschen Mädchen, die in dem aufgeschlagenen Zelt unter den blühenden Bäumen tanzten? Denkst du noch an die süßen Früchte und den kühlen Saft in den wildwachsenden Kräutern?“

„O ja!“ sagte der Papagei, „aber hier habe ich es besser. Ich habe gutes Essen und eine feine Pflege. Ich weiß, daß ich ein guter Kopf bin, und mehr verlange ich nicht. Nein, laßt uns nun Menschen sein! Du bist eine Dichterseele, wie sie sagen. Ich besitze Kenntnisse und Witz. Du hast zwar Begabung, aber keine Besonnenheit, denn du steigst in diese hohen Naturtöne hinauf, und deshalb wirst du zugedeckt. Das erlaubt man sich





nicht mit mir, nein, ich habe ja auch etwas mehr gekostet. Ich imponiere mit meinem Schnabel und kann mit ‚Witz! Witz!' um mich werfen. Nein, laßt uns nun Menschen sein!"

„O mein warmes, blühendes Vaterland!" sang der Kanarienvogel, „ich will deine dunklen Bäume und deine stillen Meeresküsten besingen, wo die Zweige die klaren Wasser küssen; ich will von dem Jubel meiner schillernden Brüder und Schwestern singen, wo der Wüste Wunderrosen wachsen!"

„Hör auf mit diesen wehmütigen Weisen!" sagte der Papagei. „Sing etwas, worüber man lachen kann! Lachen ist das Zeichen

des höchsten geistigen Standes. Schau, ob ein Hund oder ein Pferd lacht! Nein, weinen können sie, aber lachen – das ist allein dem Menschen gegeben. Ho, ho, ho!“ lachte Papchen und fügte seinen Witz „Laßt uns nun Menschen sein!“ hinzu.

„Du kleiner grauer nordischer Vogel“, sagte der Kanarienvogel, „du bist auch ein Gefangener geworden! In deinen Wäldern ist es sicher kalt, aber dort winkt die Freiheit. Fliege hinaus! Das oberste Fenster deines Käfigs steht offen.“

Und der Kopist flog aus dem Käfig hinaus. Im selben Augenblick knarrte die halbgeöffnete Zimmertür, und geschmeidig, mit grünen, funkelnden Augen, schlich die Hauskatze herein und machte Jagd auf ihn. Der Kanarienvogel flatterte ängstlich im Käfig, der Papagei schlug mit den Flügeln und rief: „Nein, laßt uns nun Menschen sein!“ Der Kopist fühlte einen tödlichen Schreck und flog hastig durch das Fenster hinaus und über Häuser und Straßen davon, bis er sich zuletzt ermattet auf einem Baum niederließ.

Das gegenüberliegende Haus hatte etwas Heimisches. Ein Fenster stand offen und er flog hinein. Es war sein eigenes Zimmer; erschöpft setzte er sich auf den Tisch.

„Laßt uns nun Menschen sein!“ sprach er unwillkürlich dem Papagei nach, und in demselben Augenblick war er der Kopist, aber er saß auf dem Tisch.

„Gott bewahre mich!“ sagte er. „Wie bin ich nur hier auf den Tisch gekommen und so fest eingeschlafen? Was hatte ich für einen Traum! Dummes Zeug, diese ganze Geschichte!“

VI. Das Beste, was die Galoschen brachten

In der frühen Morgenstunde des nächsten Tages, als der Kopist noch im Bett lag, klopfte es an seine Tür. Sein Nachbar, ein junger Theologe, trat ein.

„Leihe mir deine Galoschen“, sagte er, „es ist sehr naß im Garten, aber die Sonne scheint herrlich, und ich möchte eine Pfeife dort unten rauchen.“

Er zog die Galoschen an und ging in den Garten hinunter, in dem ein Pflaumen- und ein Apfelbaum standen. Selbst ein so kleiner Garten wie dieser gilt in der Mitte einer großen Stadt als eine Herrlichkeit.

Der Theologe wanderte im Garten auf und ab, es war erst sechs Uhr. Draußen auf der Straße ertönte ein Posthorn.

„Oh, reisen, reisen!" rief er sehnsüchtig, „das ist doch das höchste Glück der Welt, das ist mein größter Wunsch! Aber weit fort müßte es sein. Ich möchte die herrliche Schweiz sehen, nach Italien fahren und –"

Ja, es war gut, daß die Galoschen sofort ihre Zauberkraft ausübten, sonst wäre er gar zu weit weggekommen. Er reiste also und war schon mitten in der Schweiz. Mit acht anderen saß er in einem Eilpostwagen. Aber er hatte Kopfschmerzen, fühlte sich müde, und seine Füße waren geschwollen, weil die Stiefel drückten. Er schwebte in einem Zustand zwischen Schlafen und Wachen. In seiner rechten Tasche hatte er die Bankanweisung, in seiner linken Tasche den Paß und einen kleinen ledernen Brustbeutel mit ein paar Goldmünzen. Jeder Traum verkündete ihm, daß er die eine oder die andere von diesen Wertsachen verloren habe, und deshalb fuhr er fieberhaft hoch und fühlte mit der Hand, ob er seine Sachen noch habe. Schirme, Stöcke und Hüte schaukelten im Netz über ihm und nahmen fast den Blick in die schöne Gegend. Ab und zu schaute er hinaus, während sein Herz sang, was schon ein Dichter in der Schweiz gesungen hat, was aber noch nicht gedruckt wurde:

„Hier ist's so schön, wie das Herz nur will;
Montblanc seh' ich, den steilen.
Wenn nur das Geld ausreichen will,
Ach, dann ist hier gut weilen!"

Groß, ernst und dunkel war die Natur. Wie Heidekraut erschienen die Tannenwälder auf den hohen Felsen, deren Gip-

fel im Wolkenschleier verborgen lagen. Es begann zu schneien, und der Wind blies kalt.

„Uh!“ seufzte er, „wären wir doch auf der anderen Seite der Alpen, dann wäre es Sommer, und ich hätte Geld auf meinen Scheck holen können. Vor lauter Angst kann ich nun die Schweiz nicht genießen. Oh, wäre ich doch auf der anderen Seite!“

Und schon war er auf der anderen Seite, mitten in Italien, zwischen Florenz und Rom. Der Trasimenische See lag in der Abendsonne wie flammendes Gold zwischen den dunkelblauen Bergen. Hier, wo einst Hannibal den Flaminius schlug, wuchsen nun friedlich die Weinreben. Liebliche, halbnackte Kinder hüteten eine Herde schwarzer Schweine unter duftenden Lorbeerbäumen.

„Herrliches Italien!“ würden alle, die dieses Bild sehen, jubeln. Aber das sagten weder der Theologe noch irgendeiner von seinen Reisegefährten im Wagen.

Tausende von Fliegen und Mücken schwirrten um sie herum und stachen. Vergeblich schlugen die Reisenden mit einem Myrtenzweig um sich. Ihre Gesichter waren von den Stichen blutig und angeschwollen. Auch auf den armen Pferden saßen die Fliegen in großen Scharen, und es half nur Augenblicke, wenn der Kutscher abstieg und die Tiere abschabte.

Nun sank die Sonne; eine kurze, aber eisige Kälte ging durch die ganze Natur; es war kalt wie in einer Gruft, doch ringsum leuchteten die Berge und Wolken in diesem wunderbaren grünen Ton, den wir auf verschiedenen alten Gemälden finden und für unnatürlich halten, wenn wir solch ein Farbenspiel im Süden nicht erlebt haben. Es war ein herrliches Schauspiel, allein – der Magen war leer, der Körper müde, alle Sehnsucht des Herzens drehte sich um ein Nachtquartier. Nach ihm schaute man sehnsüchtiger aus als nach der schönen Natur.

Der Weg führte durch einen Olivenwald. Hier lag das einsame Wirtshaus, vor dem sich ein Dutzend bettelnder Krüppel gelagert hatte. Der Gesündeste von ihnen sah aus wie „der älteste Sohn des Hungers, der das Alter seiner Volljährigkeit

erreicht hat", die anderen waren entweder blind oder lahm und krochen auf den Händen. Manche hatten abgezehrte Arme mit fingerlosen Händen. Das Elend in Lumpen! Die Wirtin selbst, barfuß, mit ungekämmtem Haar, in einer schmutzigen Bluse, empfing die Gäste. Die Türen waren mit Bindfaden zugebunden, die Fußböden im Zimmer waren aus Pflastersteinen; Fledermäuse flogen unter der Decke, und der Gestank darinnen –

„Decken Sie den Tisch unten im Stall!" sagte einer der Reisenden. „Dort weiß man wenigstens, was man einatmet!"

Die Fenster wurden geöffnet, damit etwas frische Luft hereindringen konnte; aber schneller als diese kamen die abgezehrten Arme und das ewige Jammern „Miserabili, Eccellenza!" herein. An den Wänden standen viele Inschriften, von denen sich die meisten gegen bella Italia richteten.

Das Essen wurde aufgetragen: eine Wassersuppe, gewürzt mit Pfeffer und ranzigem Öl, Salat, mit demselben Öl zubereitet; verdorbene Eier und gebratene Hahnenkämme waren die besten Gerichte; selbst der Wein hatte einen Beigeschmack.

In der Nacht wurden die Koffer gegen die Tür gestellt, einer der Reisenden mußte Wache halten, während die anderen schliefen. Der Theologe war der Wachhabende. Oh, wie schwül war es hier drinnen! Die Hitze drückte, die Mücken summten und stachen, die „miserabili" draußen vor der Tür jammerten im Schlaf.

„Ja, reisen ist schon gut", sagte der Theologe, „hätte man nur keinen Körper! Könnte dieser ruhen und der Geist dagegen fliegen! Wo ich auch hinkomme, gibt es Entbehrungen, und das bedrückt mein Herz. Etwas Besseres als das Augenblickliche möchte ich haben, ja, etwas Besseres, das Beste. Aber wo und was ist es? Im Grunde weiß ich wohl, was ich will: Ich will an ein glückliches Ziel, dem glücklichsten von allen!"

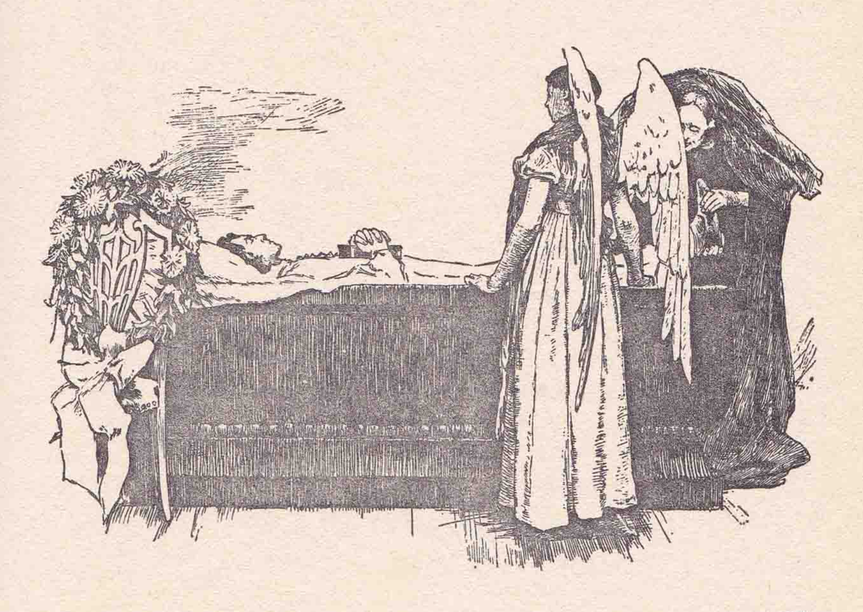
Sobald er das Wort ausgesprochen hatte, befand er sich zu Hause. Die langen weißen Gardinen hingen an den Fenstern, und mitten in der Stube stand der schwarze Sarg, in dem er in stillem Todesschlaf lag. Sein Wunsch war erfüllt: Der Körper ruhte, der Geist reiste.

Jede Leiche ist eine Sphinx der Unsterblichkeit. Auch die Sphinx hier auf dem schwarzen Sarkophag beantwortete uns nicht, was der Lebende zwei Tage vorher niedergeschrieben hatte:

Du starker Tod, dein Schweigen wecket Grau'n;
Du hinterläßt als Spur nur Kirchhofgräber.
Soll nicht der Geist die Jakobsleiter schau'n?
Nur aufersteh'n als Todesgarten-Gräser?

Das größte Leiden sieht die Welt oft nicht.
Du, der du einsam warst bis an dein Ende,
Viel schwerer drückt dein Herz so manche Pflicht,
Als hier die Erde an des Sarges Wände!

Zwei Gestalten bewegten sich im Zimmer. Wir kennen beide: die Fee der Sorge und die Abgesandte des Glücks. Sie beugten sich über den Toten.

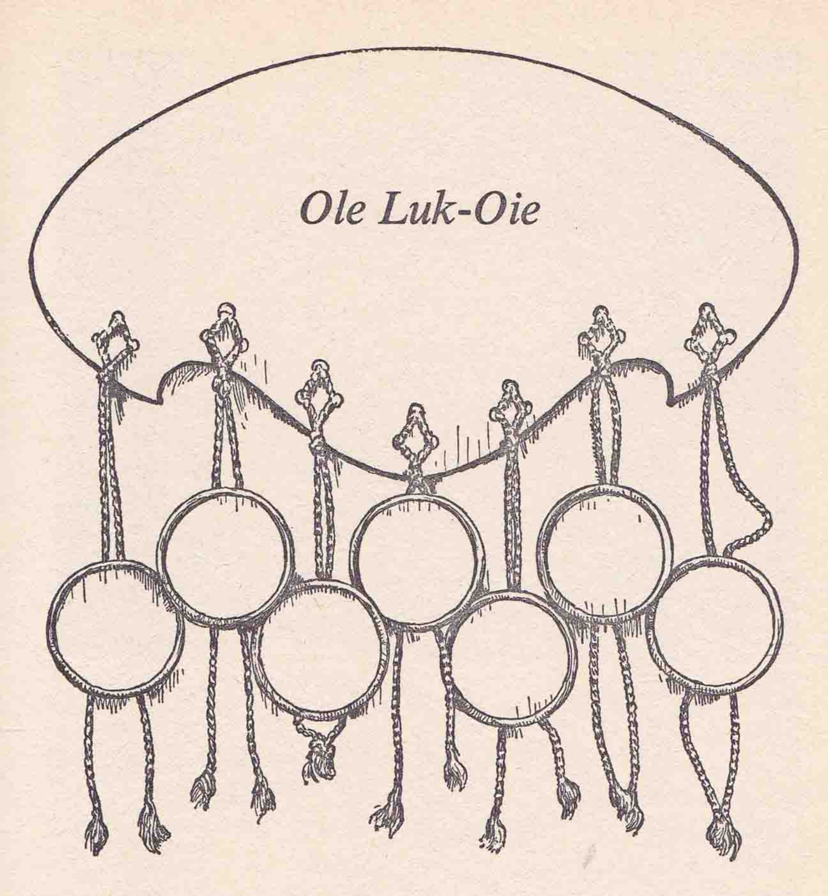


„Sieh nun“, sagte die Sorge, „welches Glück brachten deine Galoschen der Menschheit?“

„Sie brachten wenigstens ihm, der hier ruht, ein dauerndes Gut!“ antwortete das Glück.

„O nein!“ sagte die Sorge. „Selbst ging er fort, er wurde nicht gerufen. Seine geistige Kraft war nicht stark genug, um die Schätze hier zu heben, die er, seiner Bestimmung nach, heben muß! Ich will ihm eine Wohltat erweisen!“

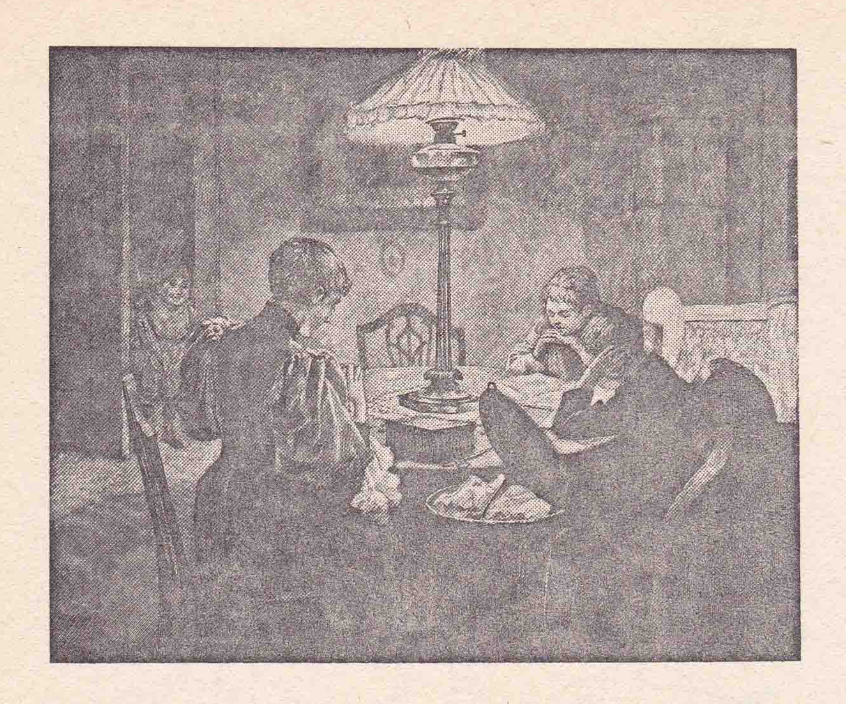
Und sie zog die Galoschen von seinen Füßen. Da war der Todesschlaf beendet, der Wiederbelebte erhob sich. Die Sorge verschwand. Mit ihr verschwanden aber auch die Galoschen; sie hat sie gewiß als ihr Eigentum betrachtet.



Ole Luk-Oie

Niemand in der ganzen Welt kennt so viele Geschichten wie Ole Luk-Oie. Der kann erzählen!

Wenn es Abend wird und die Kinder noch artig am Tisch oder auf ihrem Stühlchen sitzen, kommt Ole Luk-Oie. Er schleicht auf leisen Sohlen die Treppe hinauf; er öffnet sacht die Türen und husch! spritzt er den Kindern süße Milch in die Augen, und das ganz fein, ganz fein, aber doch immer genug, daß sie die Augen nicht aufhalten und ihn deshalb auch nicht sehen können. Unbemerkt versteckt er sich hinter sie, bläst ihnen sanft in den Nacken, und davon wird ihr Köpfchen schwer; aber es tut nicht weh, denn Ole Luk-Oie meint es gut mit den Kindern; er will nur, daß sie ruhig sein sollen, und das



sind sie am besten, wenn man sie zu Bett gebracht hat. Sie sollen still sein, damit er ihnen Geschichten erzählen kann.

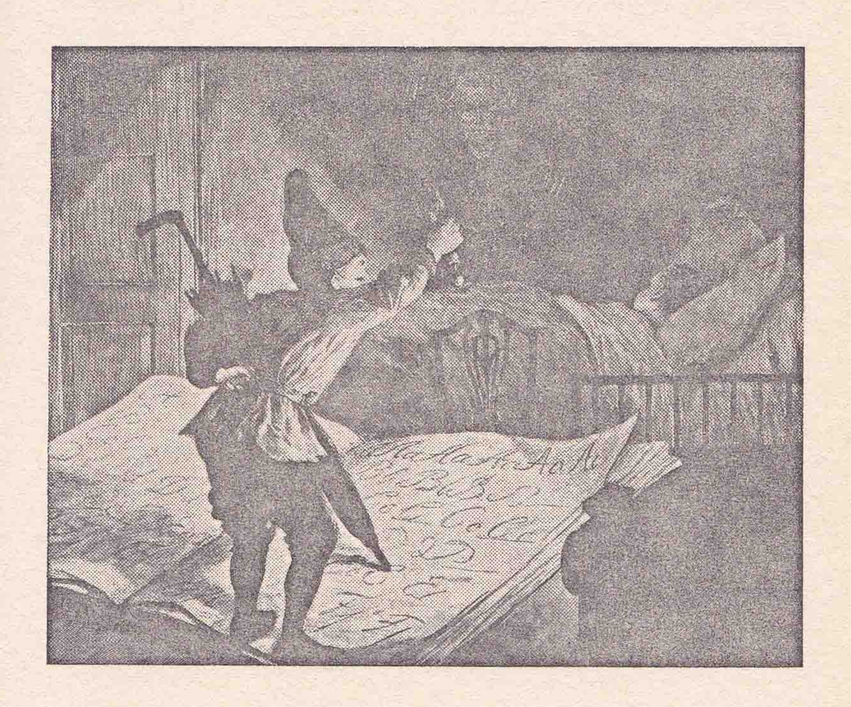
Wenn die Kinder dann schlafen, setzt sich Ole Luk-Oie auf ihr Bett. Er ist gut angezogen, trägt einen seidenen Kittel, seine Farbe kann man nicht bestimmen, denn er glänzt grün, rot und blau, je nachdem wie er sich wendet. Unter jedem Arm hält er einen Regenschirm; den einen, mit Bildern darauf, spannt er über den guten Kindern aus, und dann träumen sie in der ganzen Nacht die herrlichsten Geschichten; aber den anderen Schirm, auf dem nichts gemalt ist, stellt er über die unartigen Kinder, dann schlafen sie so dumm und haben am Morgen, wenn sie erwachen, nicht das geringste geträumt.

Nun werden wir hören, wie einmal Ole Luk-Oie in einer Woche an jedem Abend zu einem kleinen Knaben kam, der Hjalmar hieß, und was er ihm erzählte. Es sind sieben Geschichten, weil eine Woche ja auch sieben Tage hat.

Montag

„Schau mal!“ sagte Ole Luk-Oie am Abend, als er Hjalmar zu Bett gebracht hatte, „nun werde ich die Stube phantastisch schmücken!“ Und da wuchsen alle Blumen in den Blumentöpfen zu großen Bäumen, die ihre langen Zweige unter der Zimmerdecke und entlang den Wänden ausstreckten, so daß die Stube wie ein prächtiges Gartenhaus aussah, und alle Zweige hingen voller Blüten, und jede Blüte war schöner als eine Rose und duftete so lieblich, und wollte man sie essen, so war sie noch süßer als Honig. Die Früchte glänzten wie Gold. Und einen Kuchen gab es, der vor lauter Rosinen platzte. Aber zur gleichen Zeit ertönte aus der Tischschublade, in der Hjalmars Schulbücher lagen, schreckliches Jammern.

„Was ist das nur?“ sagte Ole Luk-Oie und ging zum Tisch und zog die Schublade auf. Es war die Schiefertafel, auf der es



riß und wühlte, denn eine falsche Zahl war in die Rechenaufgabe gekommen. Der Griffel hüpfte und sprang an seinem Band, als sei er ein kleiner Hund, der der Rechenaufgabe helfen möchte, aber er konnte es nicht. Und in Hjalmars Schreibheft jammerte es auch. Es war häßlich anzuhören! Auf jedem Blatt standen untereinander große Buchstaben, jeder mit einem kleinen zur Seite, das war Vorschrift; und neben diesen standen wieder einige Buchstaben, die ebenso auszusehen glaubten, und die hatte Hjalmar geschrieben; sie lagen aber geradeso, als ob sie über die Bleistiftlinien gefallen wären, auf denen sie stehen sollten.

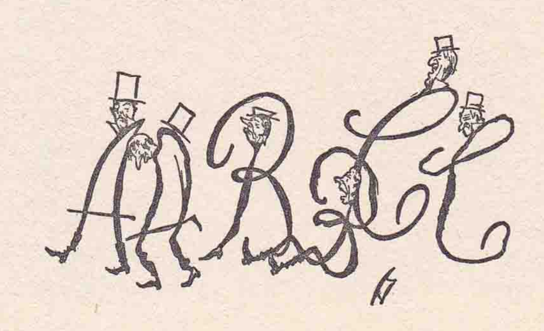
„Seht, so sollt ihr aussehen!“ sagte die Vorschrift. „Schräg geneigt, mit einem kräftigen Schwung!“

„Oh, wir möchten gern“, sagten Hjalmars Buchstaben, „aber wir können nicht; wir sind zu schwach!“

„Dann müßt ihr Stärkungsmittel einnehmen!“ sagte Ole Luk-Oie.

„O nein!“ riefen sie, und da standen sie schlank und rank, daß es eine Lust war.

„Ja, nun können wir keine Geschichten erzählen“, sagte Ole Luk-Oie. „Nun muß ich mit ihnen üben. Eins, zwei! Eins, zwei!“ Und er übte mit den Buchstaben, und sie standen schlank und schön, wie nur eine Vorschrift stehen kann. Aber als Ole Luk-Oie fortgegangen war und Hjalmar am Morgen die Buchstaben anschaute, da waren sie ebenso schwächlich und jämmerlich wie vorher.



Dienstag

Sobald Hjalmar schlafen gegangen war, berührte Ole Luk-Oie mit seiner kleinen Zauberspritze alle Möbel in der Stube, und zugleich fingen sie an zu plaudern, und sie redeten alle über sich selbst, mit Ausnahme des Spucknapfes, der stumm dastand und sich darüber ärgerte, daß sie so eitel sein konnten, nur über sich selbst zu sprechen, nur an sich selbst zu denken und durchaus keine Rücksicht auf den zu nehmen, der doch so bescheiden in der Ecke stand und sich bespucken ließ.

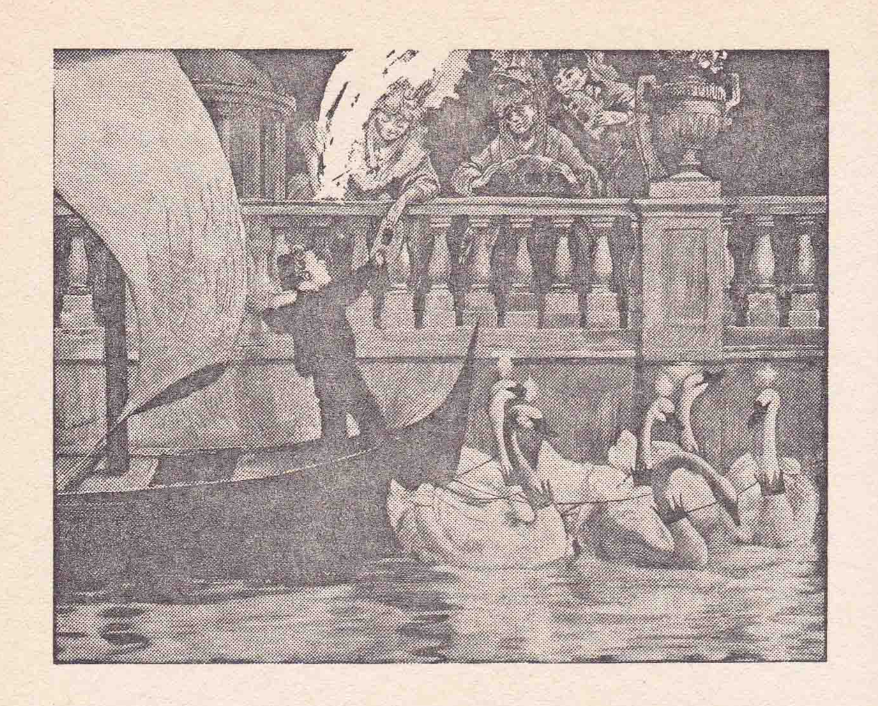
Über der Kommode hing ein großes Gemälde in einem vergoldeten Rahmen, das eine Landschaft darstellte mit großen alten Bäumen und Blumen im Gras und einem breiten Fluß, der sich an einem Wald entlangzog, an vielen Schlössern vorbei bis weit hinaus in das schäumende Meer.

Ole Luk-Oie berührte mit seiner Zauberspritze das Gemälde. Da begannen die Vögel darauf zu singen, die Zweige der Bäume bewegten sich, und die Wolken zogen weiter, so daß man ihren Schatten über die Landschaft gleiten sah.

Nun hob Ole Luk-Oie den kleinen Hjalmar an den Rahmen und stellte seine Füße in das Gemälde, gerade ins hohe Gras. Da stand er nun. Die Sonne schien durch die Zweige der Bäume auf ihn. Er lief ans Wasser und setzte sich in ein kleines, rot und weiß gestrichenes Boot mit silberglänzenden Segeln. Sechs Schwäne mit goldener Halskrause und einem strahlend blauen Stern auf dem Kopf zogen das Boot am Wald vorbei, wo die Bäume von Räubern und Hexen, und die Blumen von den niedlichen Elfen und den Schmetterlingen erzählten.

Die herrlichsten Fische, mit Schuppen wie Silber und Gold, schwammen hinter dem Boot her, sie sprangen manchmal so wild und lustig hoch, daß das Wasser plätscherte. Zwei Reihen bunter Vögel begleiteten sie. Die Mücken tanzten, und die Maikäfer brummten: Bum! Bum! Alle wollten Hjalmar folgen, und jeder hatte eine Geschichte zu erzählen.

Das war eine lustige Bootsfahrt! Bald waren die Wälder dicht



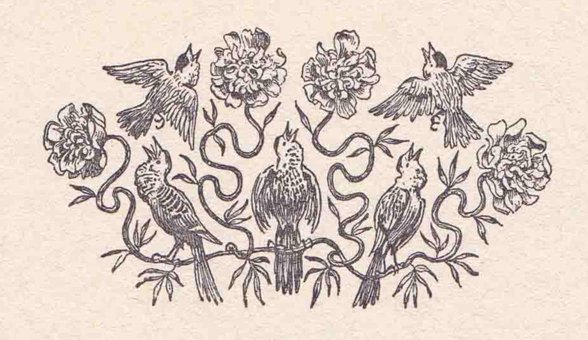
und dunkel, bald waren sie voller Sonnenschein und Blumen. Große Schlösser aus Glas und Marmor lagen versteckt, aus denen Prinzessinnen ihm winkten, und alle waren kleine Mädchen, die Hjalmar gut kannte, denn er hatte früher mit ihnen gespielt. Jede streckte ihm das süßeste Zuckerherz entgegen, und Hjalmar faßte beim Vorüberfahren das eine Ende des Zuckerherzens an, während die Prinzessin das andere recht festhielt, so daß das Herz brach und jeder ein Stück bekam: sie das kleinste, Hjalmar das größte. An jedem Schloß standen kleine Prinzen Schildwache; sie schulterten die Goldsäbel und ließen Rosinen und Zinnsoldaten regnen. Man sah es ihnen an, daß es echte Prinzen waren.

Bald segelte Hjalmar durch Wälder, bald durch große Säle oder mitten durch eine Stadt. Er kam auch an den Ort, in dem sein Kindermädchen wohnte, das ihn getragen hatte, als er noch ein kleiner Junge war, und das immer so gut zu ihm gewesen

war; es nickte und winkte und sang den niedlichen kleinen Vers, den es selbst gedichtet und Hjalmar geschickt hatte:

„Ich denke Deiner so manches Mal,
Mein teurer Hjalmar, du Lieber!
Ich gab Dir Küsse ohne Zahl
Auf Stirne, Mund und Lider.
Ich hörte Dich lallen das erste Wort,
Doch mußte ich Abschied Dir sagen.
Es segne der Herr Dich an jedem Ort,
Du Engel, den einst ich getragen."

Und alle Vögel sangen mit, die Blumen wiegten sich auf ihren Stengelchen, und die alten Bäume nickten, als ob Ole Luk-Oie auch ihnen Geschichten erzählte.



Mittwoch

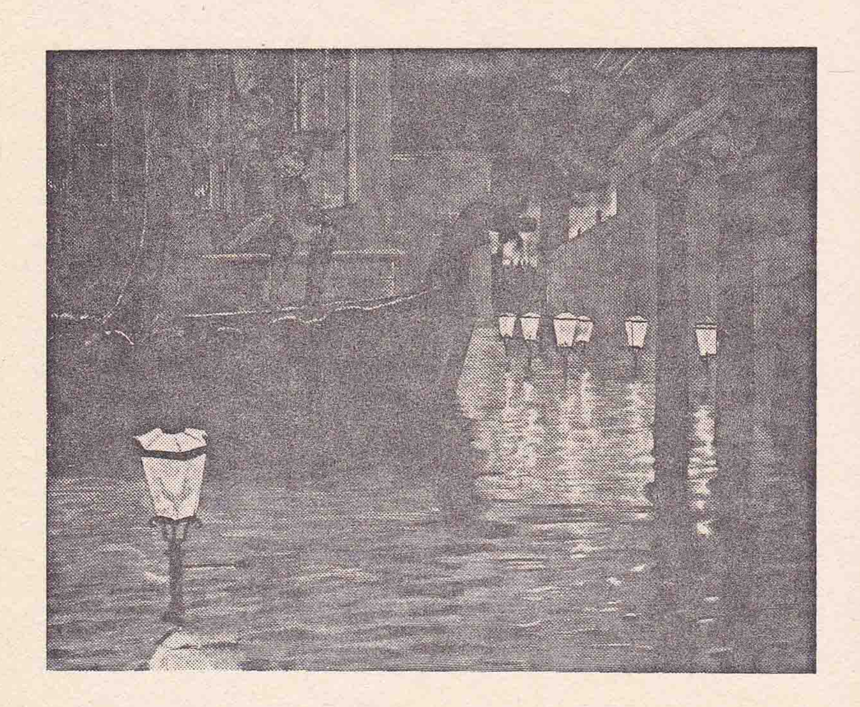
Draußen regnete es in Strömen. Hjalmar konnte es im Schlaf hören. Und weil Ole Luk-Oie ein Fenster geöffnet hatte, stand das Wasser bis zum Fensterbrett; ein ganzer See war da draußen. Aber das prächtigste Schiff lag direkt am Haus.

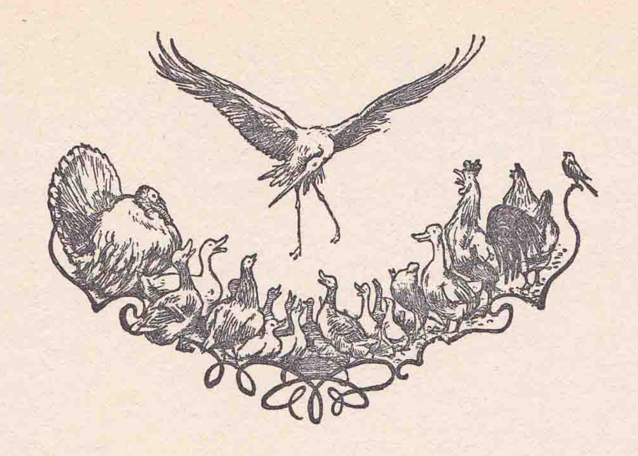
„Willst du mitfahren, kleiner Hjalmar?" sagte Ole Luk-Oie.

„So kannst du in dieser Nacht in viele fremde Länder kommen und morgen wieder hier sein!"

Da stand Hjalmar plötzlich in seinen Sonntagskleidern mitten auf dem prächtigen Schiff. Das Wetter wurde sofort herrlich schön, und sie segelten durch die Straßen, kreuzten um die Kirche und fuhren auf der großen wilden See, bis sie kein Land mehr sahen. Am Himmel zogen Störche dahin, immer einer hinter dem anderen, die auch aus der Heimat kamen. Sie waren schon weit, weit geflogen. Einer, es war der letzte in der Reihe, war so müde, daß seine Flügel ihn kaum noch tragen konnten; bald blieb er ein großes Stück zurück; zuletzt sank er mit ausgebreiteten Flügeln tiefer und tiefer; schon berührten seine Füße das Tauwerk des Schiffes, dann glitt er vom Segel herab, und bums! da stand er auf dem Deck.

Der Schiffsjunge setzte ihn ins Hühnerhaus zu den Hühnern,





Enten und Truthähnen. Der arme Storch stand ganz verlegen mitten unter ihnen.

„Seht den Kerl an!“ gackerten alle Hühner.

Und der Truthahn plusterte sich so dick auf, wie er konnte, und fragte, wer er sei. Die Enten watschelten rückwärts und pufften einander: „Rappel dich! Rappel dich!“

Und der Storch erzählte von dem heißen Afrika, von den Pyramiden und vom Strauß, der wie ein wildes Pferd die Wüste durchlaufe. Aber die Enten verstanden nicht, was er sagte, deshalb pufften sie wieder einander: „Wir sind doch wohl alle derselben Meinung, daß er dumm ist.“

„Ja, sicher ist er dumm!“ sagte der Truthahn, und dann kollerte er. Da schwieg der Storch und dachte an sein Afrika.

„Das sind herrlich dünne Beine, die Ihr habt!“ sagte der Truthahn. „Was kostet die Elle davon?“

„Skrat, skrat, skrat!“ grinsten alle Enten, aber der Storch tat, als ob er es nicht höre.

„Ihr könnt ruhig mitlachen“, sagte der Truthahn zu ihm, „denn es war witzig gemeint. Oder war es Euch vielleicht zu hoch? Wir wollen interessant unter uns selbst bleiben!“ Und dann gluckerte er, und die Enten schnatterten: „Gik, gak! Gik, gak!“ Es war schrecklich, wie sie sich darüber lustig machten.

Aber Hjalmar ging zum Hühnerhaus, öffnete die Tür, rief den Storch, und der hüpfte zu ihm auf das Deck. Nun hatte er ja ausgeruht und breitete, indem er Hjalmar seinen Dank zunickte, seine Flügel aus und flog in die warmen Länder. Aber die Hühner gluckten, die Enten schnatterten, und der Truthahn bekam einen feuerroten Kopf.

„Morgen werden wir Suppe von euch kochen!“ sagte Hjalmar. Dabei erwachte er und lag in seinem Bett. Es war doch eine sonderbare Reise, auf die Ole Luk-Oie ihn diese Nacht mitgenommen hatte.

Donnerstag

„Daß du es gleich weißt!“ sagte Ole Luk-Oie, „heute darfst du keine Angst haben, denn du wirst jetzt eine kleine Maus sehen!“ Dann hielt er ihm seine Hand mit dem kleinen, niedlichen Tierchen hin. „Sie ist gekommen, um dich zur Hochzeit einzuladen. Hier sind zwei kleine Mäuse, die in dieser Nacht heiraten wollen. Sie wohnen unter dem Fußboden von der Speisekammer, das soll eine schöne Wohnung sein.“

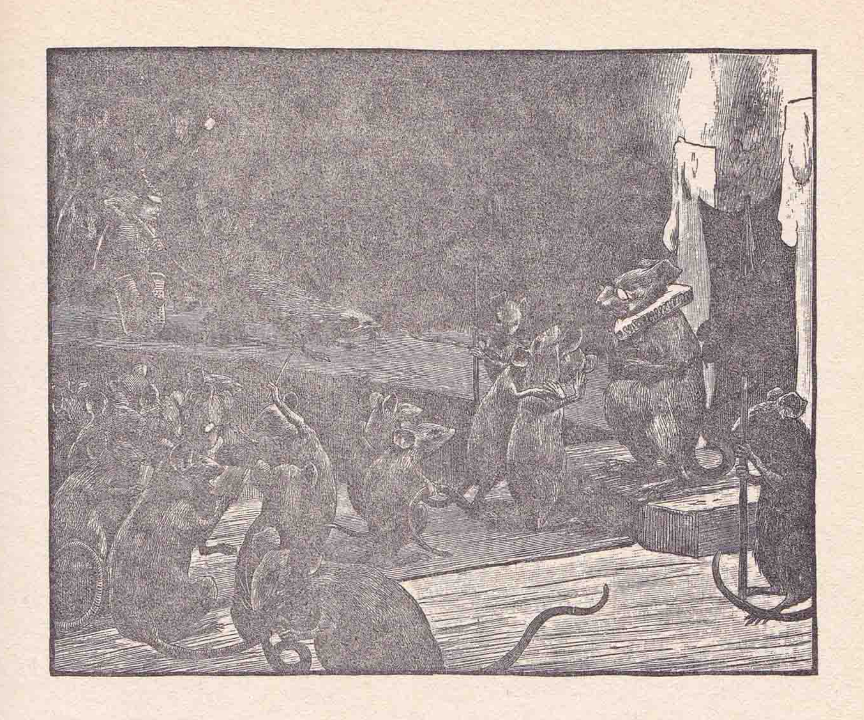
„Aber wie kann ich durch das kleine Mauseloch im Fußboden kommen?“ fragte Hjalmar.

„Dafür laß nur mich sorgen!“ sagte Ole Luk-Oie. „Ich werde dich schon klein machen.“ Er berührte Hjalmar mit seiner Zauberspritze, worauf dieser sofort kleiner und kleiner wurde, zuletzt war er keinen Finger lang. „Nun kannst du dir die Kleider des Zinnsoldaten leihen; ich denke, sie werden dir passen. Eine Uniform sieht in Gesellschaft immer gut aus.“

„Freilich!“ sagte Hjalmar und war augenblicklich wie der hübscheste Zinnsoldat gekleidet.

„Möchten Sie sich nicht in den Fingerhut Ihrer Mutter setzen?“ sagte die kleine Maus. „Dann werde ich die Ehre haben, Sie zu ziehen!“

„Oh, wollen sich das gnädige Fräulein selbst bemühen?“ sagte Hjalmar.



Und so fuhren sie zur Mäusehochzeit.

Zuerst kamen sie unter dem Fußboden in einen langen Gang, der aber gerade so hoch war, daß sie mit dem Fingerhut dort fahren konnten. Der ganze Gang war mit faulem Holz beleuchtet.

„Riecht es hier nicht herrlich?" fragte die Maus, die ihn zog. „Der Gang ist mit Speckschwarten geschmiert! Es kann nichts Schöneres geben!"

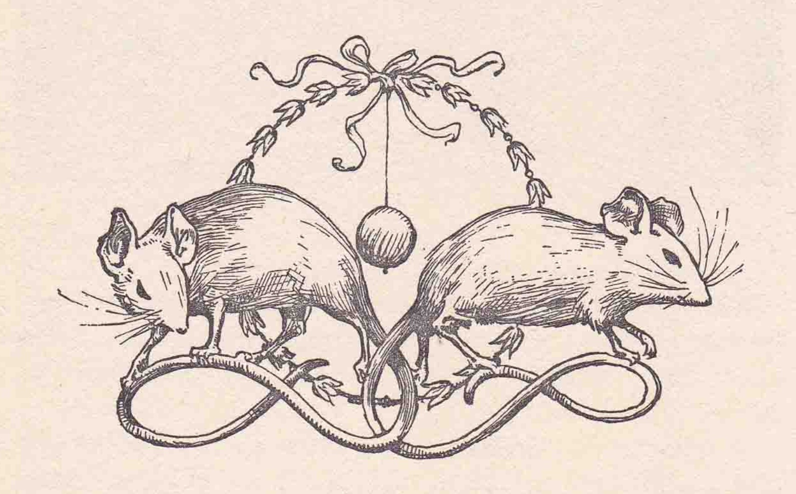
Nun kamen sie in den Brautsaal. Auf der rechten Seite standen alle kleinen Mäusedamen, die wisperten und pisperten, als ob sie einander neckten. Auf der anderen Seite standen alle Mäuseherren und strichen sich mit der Pfote den Schnauzbart. Mitten im Saal aber stand das Brautpaar in einer ausgehöhlten Käserinde und küßte sich gar schrecklich viel vor aller Augen, denn es war Verlobung und Hochzeit zugleich.

Immer mehr und mehr Fremde kamen, eine Maus trat die

andere fast tot, das Brautpaar hatte sich mitten in die Tür gestellt, so daß man weder hinaus- noch hineingelangen konnte. Die Stube war ebenso wie der Gang mit Speckschwarten eingeschmiert, das war die ganze Bewirtung. Aber zum Dessert wurde eine Erbse vorgezeigt, in die eine Maus aus der Familie den Namen des Brautpaares eingebissen hatte, das heißt: den ersten Buchstaben. Das war etwas Außergewöhnliches!

Alle Mäuse sagten, daß es eine schöne Hochzeit und die Unterhaltung sehr angenehm gewesen sei.

Dann fuhr Hjalmar wieder nach Hause. Er war wahrhaftig in vornehmer Gesellschaft gewesen, aber er hatte sich sehr klein machen und die Zinnsoldatenuniform anziehen müssen.



Freitag

„Es ist unglaublich, wieviel ältere Leute es gibt, die mich gar zu gern haben möchten!“ sagte Ole Luk-Oie. „Es sind besonders die, die etwas Böses verübt haben. ‚Guter, kleiner Oie‘, sagen sie zu mir, ‚wir können die Augen nicht schließen und liegen die ganze Nacht und sehen unsere bösen Taten, die wie kleine

häßliche Kobolde auf der Bettkante sitzen und uns mit heißem Wasser bespritzen. Möchtest du doch erscheinen und sie fortjagen, damit wir einen guten Schlaf bekommen. Dann seufzen sie tief: ‚Wir möchten es wirklich gern bezahlen. Gute Nacht, Oie! Das Geld liegt am Fenster!' Aber ich tue es nicht für Geld", sagte Ole Luk-Oie.

„Was wollen wir nun diese Nacht vornehmen?" fragte Hjalmar.

„Ja, ich weiß nicht, ob du diese Nacht wieder zu einer Hochzeit gehen möchtest. Sie ist anders als die gestrige. Die große Puppe deiner Schwester, die wie ein Mann aussieht und Herrmann heißt, will sich mit der Puppe Bertha verheiraten. Obendrein hat sie noch Geburtstag, und deshalb werden sie sehr viele Geschenke bekommen."

„Ja, das kenne ich schon", sagte Hjalmar. „Immer wenn die Puppen neue Kleider brauchen, läßt meine Schwester sie ihren Geburtstag feiern oder Hochzeit halten. Das ist sicher schon hundertmal geschehen."

„Aber in dieser Nacht ist es die hundertundeinte Hochzeit, und wenn Hundertundeins aus ist, dann ist alles vorbei. Deshalb wird diese so beispiellos schön. Schau dort!"

Und Hjalmar sah zum Tisch hin. Da stand das kleine Papphaus mit Licht in den Fenstern, und davor präsentierten alle Zinnsoldaten das Gewehr. Das Brautpaar saß gedankenvoll, wozu es wohl Ursache hatte, auf dem Fußboden und lehnte sich gegen das Tischbein. Ole Luk-Oie, im schwarzen Rock der Großmutter, traute sie. Nach der Trauung stimmten alle Möbel in der Stube das schöne Lied an, das der Bleistift geschrieben hatte. Es ging nach der Melodie des Zapfenstreichs:

„Das Lied ertöne wie der Wind:
Dem Brautpaar Hoch!, das sich verbind't.
Sie prangen beide, steif und blind,
Weil sie von Handschuhleder sind!
Hurra, Hurra! Ob taub und blind,
Wir singen es bei Sonn' und Wind."



Nun bekamen sie Geschenke, aber sie hatten sich alle Eßwaren verbeten, denn sie hatten an ihrer Liebe genug.

„Wollen wir nun eine Sommerwohnung beziehen oder auf Reisen gehen?“ fragte der Bräutigam. Und da fragten sie die Schwalbe, die viel gereist war, und die alte Hofhenne, die fünfmal Küchlein ausgebrütet hatte, um Rat. Die Schwalbe erzählte von den herrlichen, heißen Ländern, wo die Weintrauben so dick und schwer hingen, wo die Luft so mild sei und die Berge in den wunderbarsten Farben erstrahlten.

„Aber unseren Braunkohl haben sie nicht!“ sagte die Henne. „Ich wohnte einen Sommer lang mit meinen Küchlein auf dem Land. Da gab es eine Sandgrube, in der wir herumlaufen und kratzen konnten. Da hatten wir zu einem Garten mit Braunkohl Zutritt. Oh, wie herrlich war der! Ich kann mir nichts Schöneres denken.“

„Aber ein Kohlstrunk sieht aus wie der andere", sagte die Schwalbe, „und außerdem haben wir hier ja oft schlechtes Wetter."

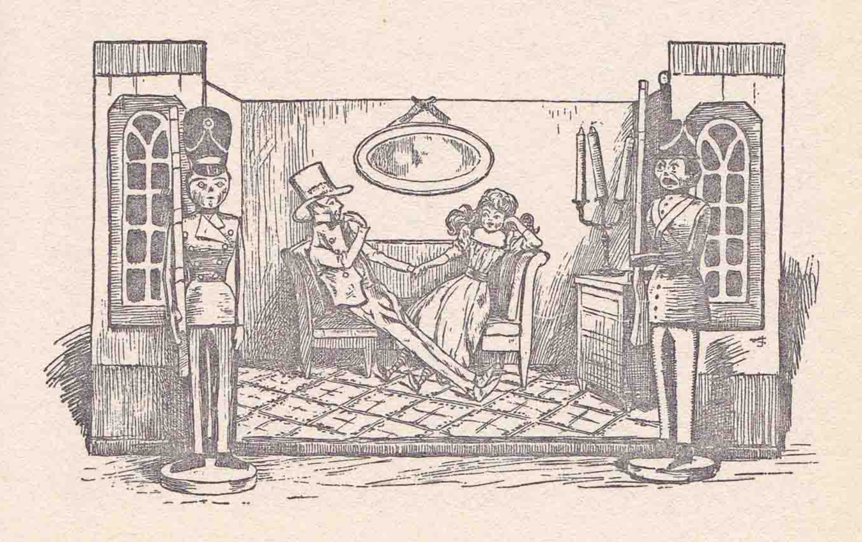
„Ja, daran ist man gewöhnt", sagte die Henne.

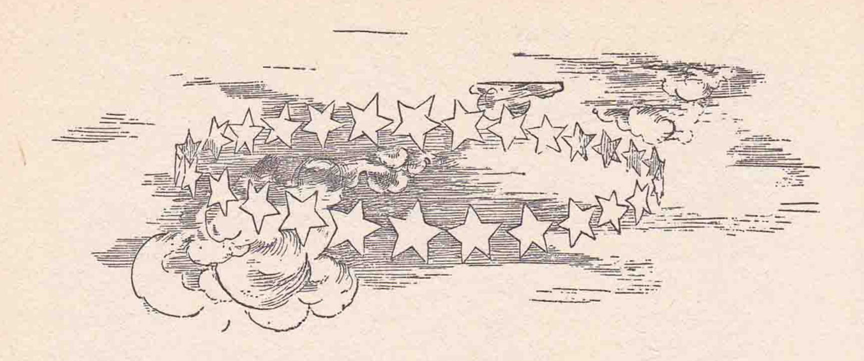
„Aber hier ist es kalt, und es gibt Frost."

„Das ist gut für den Kohl!" sagte die Henne. „Übrigens kann es auch warm werden. Hatten wir nicht vor vier Jahren einen Sommer, der fünf Wochen lang währte? Es war so heiß, daß man kaum atmen konnte. Bei uns gibt es auch keine giftigen Tiere wie dort. Und Räuber haben wir auch nicht. Ein Bösewicht, wer nicht behauptet, daß unser Land das schönste ist! Er verdient wahrlich nicht, hier zu sein." Dann weinte die Henne und fuhr fort: „Ich bin auch gereist! Ich fuhr in einer Bütte über zwölf Meilen weit. Das Reisen ist durchaus kein Vergnügen."

„Ja, die Henne ist eine vernünftige Frau!" sagte die Puppe Bertha. „Ich halte auch nichts davon, in die Berge zu fahren, denn das geht nur hinauf und wieder hinunter! Nein, wir wollen vors Tor hinaus in die Sandgrube ziehen und im Kohlgarten spazierengehen."

Und dabei blieb es.





Sonnabend

„Erzählst du mir wieder Geschichten?" fragte der kleine Hjalmar, als Ole Luk-Oie ihn zum Schlafen gebracht hatte.

„Heute abend haben wir keine Zeit dazu", sagte Ole Luk-Oie und spannte seinen schönsten Regenschirm über ihm auf. „Schau einmal die Chinesen an!" Der Regenschirm sah wie eine große chinesische Schale aus mit blauen Bäumen und spitzen Brücken und kleinen Chinesen darauf, die dastanden und mit dem Kopf nickten. „Wir müssen für morgen alles schön schmücken", sagte Ole Luk-Oie, „denn es ist Sonntag. Ich will sehen, ob die kleinen Kirchenkobolde die Glocken in den Türmen gut reinigen, damit sie hübsch klingen. Ich muß auf dem Feld nachschauen, ob die Winde den Staub von Gras und Blättern blasen. Die größte Arbeit habe ich aber mit den Sternen. Ehe ich sie zum Polieren herunterhole, muß jeder numeriert werden, und die Löcher, in denen sie sitzen, müssen auch numeriert werden, damit die Sterne wieder auf den rechten Fleck kommen, sonst würden sie nicht festsitzen, und wir bekämen zu viele Sternschnuppen, weil dann einer nach dem anderen herunterpurzeln würde!"

„Hören Sie einmal, Herr Ole Luk-Oie", sagte ein altes Porträt, das an der Wand hing, wo Hjalmar schlief, „ich bin Hjalmars Urgroßvater; ich danke Ihnen, daß Sie dem Knaben Geschichten erzählen, aber Sie müssen seine Begriffe nicht verwirren. Die Sterne können nicht heruntergeholt werden,

denn sie sind Himmelskörper wie unsere Erde, und das ist gerade das Gute an ihnen."

„Ich danke dir, alter Großvater!" sagte Ole Luk-Oie, „ich danke dir! Du bist ja das Haupt der Familie, du bist das Urhaupt, aber ich bin doch älter als du. Ich bin ein alter Heide. Die Römer und Griechen nannten mich den Traumgott. Ich bin in die vornehmsten Häuser gekommen und komme immer noch hin. Ich kann mit allen Leuten umgehen, ob arm oder reich, ob klein oder groß. Nun kannst du erzählen!"

So sprach Ole Luk-Oie, nahm seinen Regenschirm und ging fort.

„Nun, nun! Man darf seine Meinung wohl gar nicht mehr sagen!" brummte das alte Porträt.

Da erwachte Hjalmar.





Sonntag

„Guten Abend!“ sagte Ole Luk-Oie. Hjalmar nickte freundlich, rannte an die Wand und drehte das Porträt des Urgroßvaters um, damit es nicht, wie gestern, sich ins Gespräch einmische.

„Nun mußt du mir von den fünf grünen Erbsen erzählen, die in einer Schote wohnten, und von dem Hahnenfuß, der dem Hühnerfuß den Hof machte, und von der Stopfnadel, die sich einbildete, eine Nähnadel zu sein.“

„Man kann auch des Guten zuviel bekommen!“ sagte Ole Luk-Oie. „Du weißt doch, daß ich dir am liebsten etwas zeige. Heute sollst du meinen Bruder sehen. Er heißt auch Ole Luk-Oie, aber er besucht jeden nur ein einziges Mal. Zu wem er kommt, den nimmt er auf seinem Pferd mit und erzählt ihm Geschichten. Er kennt nur zwei: Die eine ist so außerordentlich schön, wie sie niemand in der Welt sich ausdenken kann, und die andere ist so häßlich und gräßlich – es ist gar nicht zu beschreiben.“

Dann hob Ole Luk-Oie den kleinen Hjalmar zum Fenster hinauf und sagte: „Da wirst du meinen Bruder sehen, den anderen Ole Luk-Oie! Sie nennen ihn den Tod. Siehst du, so schlimm wie in den Bilderbüchern, wo er ein Knochengerippe ist, sieht er gar nicht aus. Er trägt die schönste Husarenuniform mit Silberstickerei. Ein schwarzer Samtmantel fliegt hinten über das Pferd. Schau, wie er im Galopp reitet!“

Und Hjalmar sah, wie dieser Ole Luk-Oie davonritt und junge wie alte Leute auf sein Pferd nahm. Einige setzte er vorn, andere hinten darauf; immer fragte er zuerst: „Wie steht es mit dem Zeugnis?“ „Gut!“ antworteten alle. „Laßt sie mich selbst sehen!“ sagte er. Dann mußte ihm jeder das Zeugnisheft zeigen, und alle, die „Sehr gut“ und „Ausgezeichnet“ hatten, setzte er vorn auf das Pferd und erzählte ihnen die herrliche Geschichte. Die aber, die „Ziemlich gut“ und „Mittelmäßig“ hatten, mußten hinten sitzen und bekamen die gräßliche Geschichte zu hören; sie zitterten und weinten, manche wollten vom Pferd springen, konnten aber nicht, denn sie waren sofort auf dem Pferd festgewachsen.

„Aber der Tod ist ja der prächtigste Ole Luk-Oie!“ sagte Hjalmar. „Vor ihm fürchte ich mich nicht.“



„Das mußt du auch nicht!“ sagte Ole Luk-Oie. „Sieh nur zu, daß du ein gutes Zeugnis hast!“

„Ja, das ist lehrreich!“ murmelte das Porträt des Urgroßvaters. „Es hilft doch, wenn man seine Meinung sagt.“ Nun war er zufrieden.

Ja, das ist die Geschichte von Ole Luk-Oie. Mag er dir selbst heute abend mehr erzählen!



Däumelinchen

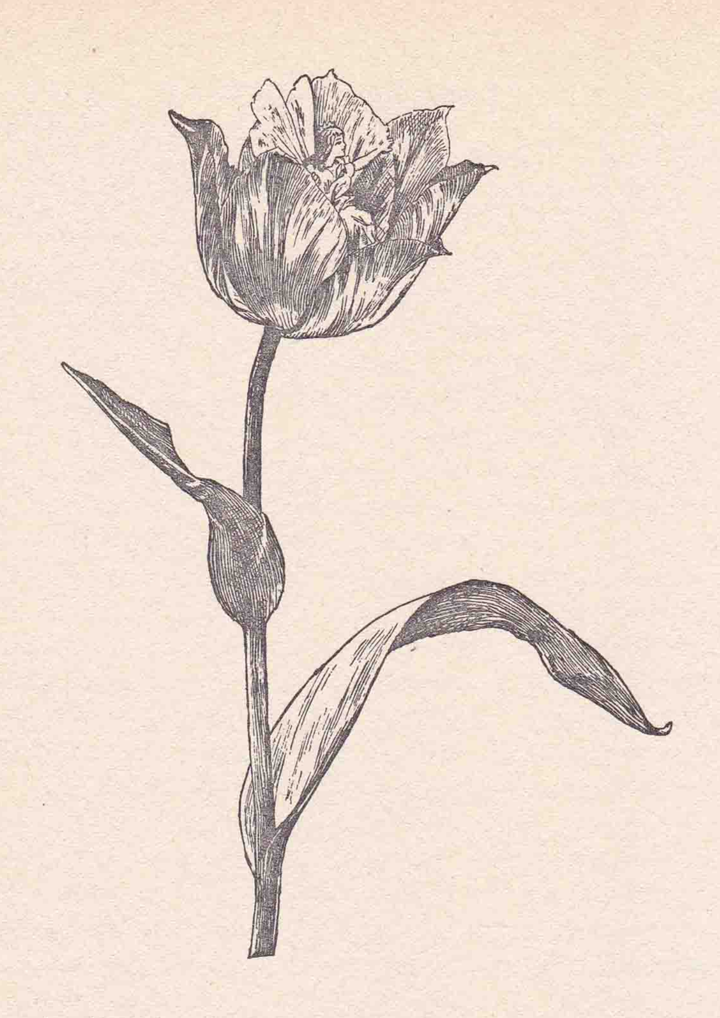
Es war einmal eine Frau, die wünschte sich ein hübsches, kleines Kindchen, aber sie wußte nicht, wo sie es herbekommen sollte. Da ging sie zu einer alten Hexe und sagte zu ihr: „Ich möchte von Herzen gern ein kleines Kind haben. Kannst du mir nicht sagen, wo ich eins herbekommen kann?"

„Oh, das werden wir schon fertigbringen!" sagte die Hexe. „Da hast du ein Gerstenkorn; es ist keins von denen, wie sie auf dem Acker des Bauern wachsen oder wie es die Hühner zu fressen bekommen. Lege es in einen Blumentopf, dann wirst du bald sehen, was daraus wird."

„Ich danke dir!" sagte die Frau und gab der Hexe zwölf Schillinge; denn so viel kostete es. Dann ging sie nach Hause und pflanzte das Gerstenkorn. Sogleich wuchs da eine herrliche große Blume, die wie eine Tulpe aussah, aber die Blütenblätter waren noch ganz dicht geschlossen, wie eine Knospe.

„Das ist eine schöne Blume!" sagte die Frau und küßte sie zart auf die roten und gelben Blätter. Und als sie die Blüte küßte, gab es in der Blume einen Knall, und sie öffnete sich. Es war eine richtige Tulpe. Aber mitten in der Blüte saß auf dem grünen Samtgriffel ein winzig kleines Mädchen, gar fein und niedlich. Es war nicht größer als ein Daumen, und deshalb wurde es Däumelinchen genannt.

Eine hübsch lackierte Walnußschale bekam Däumelinchen als Wiege, blaue Veilchenblätter waren seine Matratzen und ein duftiges Rosenblatt seine Decke. Nachts schlief es hier, aber tagsüber spielte es auf dem Tisch, wo die Frau einen Teller hingestellt hatte mit einem Kranz von bunten Blumen, deren Stengel im Wasser standen; darin schwamm ein großes Tulpenblatt, und auf diesem konnte Däumelinchen sitzen und von der einen Seite des Tellers zu der anderen fahren; zum Rudern hatte



es zwei weiße Pferdehaare. Das sah reizend aus! Es konnte auch singen, so zart und fein, wie man es nie vorher gehört hatte.

Eines Nachts, als es in seinem schönen weichen Bettchen lag, kam eine alte häßliche Kröte durch das Fenster hereingekrochen; die Fensterscheibe war nämlich zerbrochen. Die Kröte hüpfte auf den Tisch, wo Däumelinchen lag und unter dem roten Rosenblatt friedlich schlief.

„Das wäre eine schöne junge Frau für meinen Sohn!" sagte die Kröte, nahm die Walnußschale, in der Däumelinchen



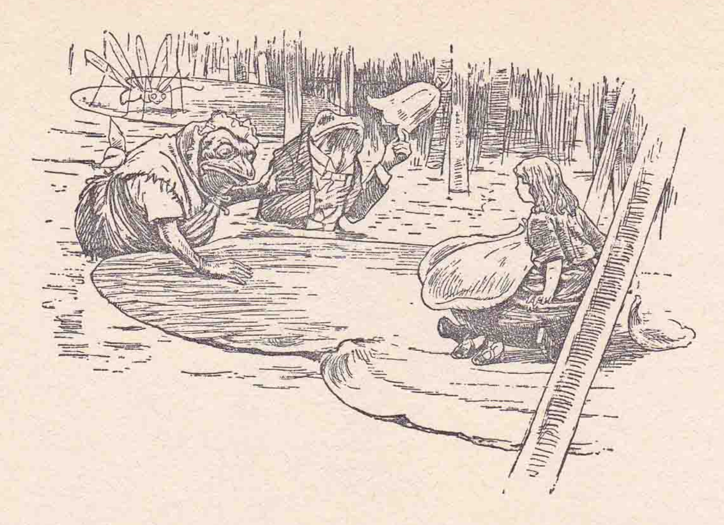
schlief, und hüpfte mit ihr durchs Fenster in den Garten hinunter.

Dort floß ein großer, breiter Bach; aber das Ufer war sumpfig und schlammig; hier wohnte die Kröte mit ihrem Sohn. Hu! Der war häßlich und garstig und glich ganz seiner Mutter. „Koax, koax, brekkekekex!“ Das war alles, was er sagen konnte, als er die niedliche Kleine in der Walnußschale sah.

„Sprich nicht so laut, sonst wacht sie auf!“ sagte die alte Kröte. „Sie könnte uns dann davonlaufen, denn sie ist so leicht wie ein Schwanenflaum! Wir wollen sie auf eins der breiten Nixenblumenblätter im Bach setzen; für sie ist das wie eine große Insel. Da kann sie nicht davonlaufen, während wir die Staatsstube unter dem Schlamm, wo ihr wohnen sollt, herrichten.“

Draußen im Bach wuchsen viele Nixenblumen mit den breiten grünen Blättern, die aussehen, als schwämmen sie oben auf dem Wasser. Das Blatt, das am weitesten entfernt lag, war auch das größte. Dort schwamm die alte Kröte hin und setzte die Walnußschale mit Däumelinchen darauf.

Das kleine Dingelchen erwachte ganz früh am Morgen, und als es sah, wo es war, fing es bitterlich zu weinen an; denn auf



allen Seiten des großen, grünen Blattes war Wasser, und es konnte nicht an Land kommen.

Die alte Kröte saß unten im Schlamm und schmückte ihre Stube mit Schilf und gelben Fischblattblumen; es sollte hier wirklich hübsch für die neue Schwiegertochter werden. Dann schwamm sie mit dem häßlichen Sohn zum Blatt hinaus, wo Däumelinchen lag. Sie wollten sein hübsches Bettchen holen, das sollte ins Brautgemach gestellt werden. Die alte Kröte verneigte sich im Wasser tief vor Däumelinchen und sagte: „Hier siehst du meinen Sohn, er wird dein Mann, und ihr werdet prächtig unten im Schlamm wohnen."

„Koax, koax, brekkekekex!" war wieder alles, was der Sohn sagen konnte.

Dann nahmen sie das niedliche Bettchen und schwammen damit fort. Däumelinchen saß nun ganz allein auf dem grünen Blatt und weinte, denn es wollte nicht bei der garstigen Kröte wohnen oder ihren häßlichen Sohn zum Manne haben. Die kleinen Fische, die im Wasser unten schwammen, hatten die Kröte wohl gesehen und auch gehört, was sie gesagt hatte. Neugierig streckten sie die Köpfe heraus, weil sie auch das kleine Mädchen sehen wollten. Sobald sie es erblickten, fanden sie es besonders lieblich, und es tat ihnen leid, daß es zu der

garstigen Kröte hinunter sollte. Nein, das durfte nicht geschehen! Sie versammelten sich unten im Wasser rings um den grünen Stengel, der das Blatt hielt, auf dem Däumelinchen stand, und nagten mit den Zähnen den Stiel ab. Da schwamm das Blatt den Bach hinab, fort mit Däumelinchen, weit fort, wo die alte Kröte es nicht erreichen konnte.

Däumelinchen segelte an vielen Städten vorbei, und die kleinen Vögel saßen in den Büschen, sahen es und sangen: „Was für ein liebliches kleines Mädchen!“ Das Blatt schwamm mit ihm immer weiter und weiter, und so reiste Däumelinchen außer Landes.

Ein hübscher, kleiner, weißer Schmetterling flatterte ständig um es herum und setzte sich zuletzt auf das Blatt, denn Däumelinchen gefiel ihm, und es war sehr froh darüber. Nun konnte die Kröte es nicht mehr erreichen, und überall, wo es dahinfuhr, war es so schön. Die Sonne schien auf das Wasser, daß es wie das herrlichste Silber glänzte. Däumelinchen nahm seinen Gürtel, band das eine Ende um den Schmetterling, das andere Ende des Bandes befestigte es am Blatt; das glitt nun viel schneller davon und Däumelinchen mit ihm, denn es stand ja auf dem Blatt.

Da kam ein großer Maikäfer angeschwirrt, der erblickte das Mädchen und schlang augenblicklich seine Krallen um seinen schlanken Leib und flog mit ihm auf einen hohen Baum. Das grüne Blatt aber schwamm den Bach hinab, und der Schmetterling flog mit, denn er war an dem Blatt festgebunden und konnte nicht von ihm loskommen, der Arme.

O Gott, wie erschrak das arme Däumelinchen, als der Maikäfer mit ihm auf den Baum flog! Doch am traurigsten war es wegen des schönen weißen Schmetterlings, den es festgebunden hatte; falls er sich nicht befreien konnte, mußte er ja verhungern. Das kümmerte aber den Maikäfer nicht. Er setzte sich mit ihm auf das größte grüne Blatt des Baumes, gab ihm das Süße von den Blumen zu essen und sagte, daß es niedlich sei, obwohl es gar nicht einem Maikäfer gleiche. Später kamen alle anderen Maikäfer, die auf dem Baum wohnten, und betrachte-



ten Däumelinchen und sagten: „Sie hat ja nur zwei Beine, das sieht erbärmlich aus!“ „Sie hat keine Fühlhörner!“ sagte ein anderer. „Sie ist so schlank in der Taille, pfui! Sie sieht wie ein Mensch aus! Wie häßlich sie ist!“ sagten alle Maikäferweibchen. Und doch war Däumelinchen sehr niedlich. Das erkannte auch der Maikäfer, der es geraubt hatte. Aber als alle anderen sagten, es sei häßlich, glaubte er es zuletzt auch und wollte es nicht mehr haben; es könne gehen, wohin es wolle, sagte er. Nun flogen sie mit ihm vom Baum hinunter und setzten es auf ein Gänseblümchen. Da weinte Däumelinchen sehr, weil es so häßlich sei, daß die Maikäfer es nicht haben wollten, und dabei war es doch das Lieblichste, was man sich denken konnte, so fein und zart wie das schönste Rosenblatt.

Den ganzen Sommer über lebte das arme Däumelinchen allein in dem großen Wald. Es flocht sich ein Bett aus Grashalmen und hängte es unter einem Kleeblatt auf, so war es vor dem Regen geschützt. Es zupfte sich das Süße aus den Blumen zum Essen und trank vom Tau, der jeden Morgen auf den Blättern lag. So vergingen Sommer und Herbst, aber nun kam der

Winter, der lange kalte Winter. Alle Vögel, die so schön gesungen hatten, flogen fort. Bäume und Blumen verloren ihre Blätter. Das große Kleeblatt, unter dem es gewohnt hatte, rollte sich zusammen und war nur noch ein gelber, welker Stengel. Das arme Däumelinchen mußte sich zu Tode frieren. Es fror schrecklich, denn seine Kleider waren zerrissen. Es fing an zu schneien, und jede Schneeflocke, die es traf, war so, als würde man auf uns eine ganze Schaufel voll werfen, denn wir sind groß, und es war nur einen Daumen lang. Da hüllte es sich in ein dürres Blatt ein; aber das riß in der Mitte und wollte nicht wärmen; es zitterte vor Kälte.

Dicht vor dem Wald, wohin es nun gekommen war, lag ein großes Kornfeld; aber das Korn war längst fort, nur die kahlen, spitzen Stoppeln standen aus der gefrorenen Erde hervor. Die waren wie ein richtiger Wald. Da kam es an die Tür einer Feldmaus. Die hatte ein kleines Loch unter den Getreidestoppeln. Hier wohnte die Maus warm und gemütlich, hatte die ganze Stube voller Korn, eine herrliche Küche und eine reich gefüllte Speisekammer. Das arme Däumelinchen stellte sich an die Tür wie ein Bettelkind und bat um ein Stückchen Gerstenkorn, denn es hatte zwei Tage nichts gegessen.

„Du armes Dingelchen!“ sagte die Feldmaus, denn im Grunde war sie eine gute Alte, „komm herein in meine warme Stube und iß mit mir!“

Da ihr das Däumelinchen gut gefiel, sagte sie: „Du kannst den Winter über bei mir bleiben, aber du mußt meine Stube fein sauber halten und mir Geschichten erzählen, denn die höre ich gern.“ Und Däumelinchen tat, was die gute alte Feldmaus verlangte, und hatte es dafür außerordentlich gut.

„Nun werden wir bald Besuch bekommen“, sagte die Feldmaus, „mein Nachbar pflegt mich einmal wöchentlich zu besuchen. Er hat es noch besser als ich, hat große Säle und trägt einen schönen schwarzen Samtpelz. Wenn du den zum Manne bekommen könntest, wärst du gut versorgt. Aber er kann nicht sehen. Du mußt ihm die schönsten Geschichten erzählen, die du kennst.“

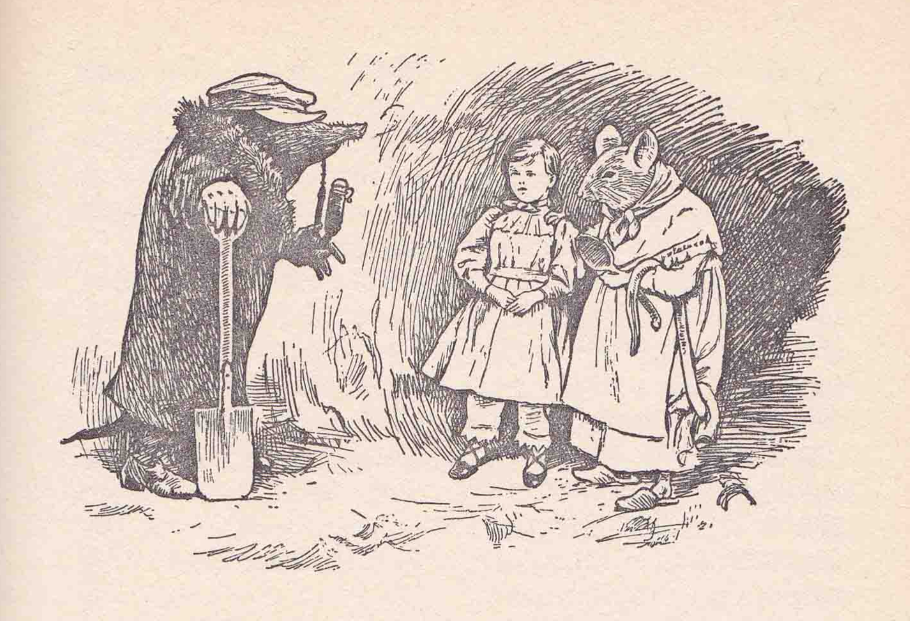
Aber Däumelinchen lag nichts an dem Nachbarn, denn er war ja ein Maulwurf. Er kam in seinem schwarzen Samtpelz und machte seinen Besuch. Er sei sehr reich und sehr gelehrt, sagte die Feldmaus, seine Wohnung sei auch zwanzigmal größer als ihre. Gelehrsamkeit besaß er, aber die Sonne und die schönen Blumen konnte er nicht leiden, von denen sprach er schlecht, denn er hatte sie nie gesehen.

Däumelinchen mußte singen, und es sang: „Maikäfer flieg!" und „Geht der Pfarrer auf das Feld". Da verliebte sich der Maulwurf in Däumelinchen, der schönen Stimme wegen, aber er sagte nichts, er war ein besonnener Mann.

Vor kurzem hatte er sich einen langen Gang durch die Erde von seinem bis zu ihrem Haus gegraben, in diesem durften die Feldmaus und Däumelinchen spazierengehen, soviel sie wollten. Aber er bat sie, sich nicht vor dem toten Vogel zu fürchten, der in dem Gang liege. Es war ein ganzer Vogel mit Federn und Schnabel, der wohl erst gestorben war und nun hier begraben lag.

Der Maulwurf nahm ein Stück faules Holz ins Maul, das schimmerte im Dunkeln wie Feuer, und er ging voraus und leuchtete ihnen in dem langen, finsteren Gang. Als sie dahin kamen, wo der tote Vogel lag, stemmte der Maulwurf seine breite Nase gegen die Decke und stieß die Erde hoch, so daß ein großes Loch entstand, durch welches das Licht hereinscheinen konnte. Mitten auf dem Boden lag eine tote Schwalbe, die schönen Flügel fest an die Seiten gedrückt, die Füße und den Kopf unter dem Gefieder verborgen; der arme Vogel war sicher vor Kälte gestorben. Er dauerte Däumelinchen sehr, es liebte all die kleinen Vögelchen, die den ganzen Sommer über so schön gesungen und gezwitschert hatten. Aber der Maulwurf stieß mit seinen krummen Beinen nach ihm und sagte: „Nun pfeift er nicht mehr! Es muß erbärmlich sein, als kleiner Vogel geboren zu werden! Gott sei Dank, daß keins meiner Kinder das wird. So ein Vogel hat ja nichts als sein Quivit und muß im Winter verhungern!"

„Ja, das mögt Ihr als vernünftiger Mann wohl sagen", sprach die Feldmaus. „Was hat der Vogel von all seinem Quivit, wenn



der Winter kommt? Er muß hungern und frieren. Doch das soll wohl vornehm sein!“

Däumelinchen sagte nichts. Als aber die beiden anderen dem Vogel den Rücken kehrten, bückte es sich, schob die Federn weg, die sein Köpfchen bedeckten, und küßte ihn auf die geschlossenen Augen.

„Vielleicht war er es, der im Sommer so hübsch vor mir gesungen hat“, dachte sie. „Wieviel Freude hat er mir bereitet, der liebe, schöne Vogel!“

Der Maulwurf stopfte nun das Loch wieder zu, durch das der Tag hereinschien, und begleitete dann die Damen nach Hause. In der Nacht konnte Däumelinchen gar nicht schlafen; da stand es aus seinem Bett auf und flocht aus Heu eine große, hübsche Decke, die trug es hinunter, breitete sie über den toten Vogel aus und legte die feinen Staubfäden von den Blumen, die es in der Stube der Feldmaus gefunden hatte und die weich wie Baumwolle waren, an die Seiten des Vogels, damit er in der kalten Erde warm liege.

„Leb wohl, du schöner kleiner Vogel!“ sagte es. „Leb wohl und hab Dank für deinen herrlichen Gesang im Sommer, als alle Bäume grün waren und die Sonne warm auf uns herabschien!“ Dann legte es seinen Kopf auf die Brust des Vogels und erschrak, denn der Vogel war nicht tot, er lag nur erstarrt. Jetzt war er warm, und das Leben kehrte zurück.

Däumelinchen zitterte, so erschrocken war es. Der Vogel war ja sehr groß, während es nur einen Daumen lang war. Aber es faßte doch Mut, legte die Baumwolle dichter um die arme Schwalbe, holte das Krauseminzeblatt, das es selbst zum Deckblatt gehabt hatte, und legte es über den Kopf des Vogels.

In der nächsten Nacht schlich es wieder zu ihm; da war er lebendig, aber sehr matt; er konnte nur einen kurzen Augenblick seine Augen öffnen und Däumelinchen ansehen, das mit einem Stück faulen Holzes in der Hand – denn eine Laterne hatte es nicht – vor ihm stand.

„Ich danke dir, du niedliches kleines Kind!“ sagte die kranke Schwalbe zu ihm. „Ich habe mich so schön aufgewärmt. Bald bin ich wieder bei Kräften und kann dann draußen im warmen Sonnenschein herumfliegen!“

„Oh“, sagte es, „draußen ist es kalt; es schneit und friert. Bleib in deinem warmen Bett! Ich werde dich schon pflegen.“

Dann brachte es der Schwalbe Wasser in einem Blumenblatt; sie trank und erzählte ihm, wie sie sich einen Flügel an einem Dornbusch wund gerissen habe und deshalb nicht so schnell fliegen konnte wie die anderen Schwalben, die fortgeflogen seien, weit fort in warme Länder. Zuletzt sei sie auf die Erde gefallen, aber an mehr konnte sie sich nicht entsinnen und wußte auch nicht, wie sie hierher gekommen war.

Den ganzen Winter über blieb sie nun hier unten, und Däumelinchen hegte und pflegte sie so recht von Herzen; weder der Maulwurf noch die Feldmaus erfuhren etwas davon, denn sie konnten ja die arme Schwalbe nicht leiden.

Sobald der Frühling kam und die Sonne die Erde erwärmte, nahm die Schwalbe Abschied von Däumelinchen, das das Loch öffnete, welches der Maulwurf oben gemacht hatte. Die Sonne

schien so herrlich zu ihnen herein, und die Schwalbe fragte, ob es mitkommen wolle, es könne auf ihrem Rücken sitzen; sie wollten weit in den grünen Wald hineinfliegen. Aber Däumelinchen wußte, daß die alte Feldmaus betrübt wäre, wenn es sie einfach so verließe.

„Nein, ich kann nicht!" erklärte Däumelinchen.

„Leb wohl! Leb wohl, du gutes niedliches Mädchen!" sagte die Schwalbe und flog hinaus in den Sonnenschein. Däumelinchen sah ihr nach, und Tränen traten ihm in die Augen, denn es hatte die arme Schwalbe herzlich gern.

„Quivit, quivit!" sang der Vogel und flog in den grünen Wald.

Däumelinchen war sehr traurig. Es durfte nicht in den warmen Sonnenschein hinausgehen. Das Korn, das auf dem Acker über dem Haus der Feldmaus gesät war, wuchs auch in die Höhe; das war ein dichter Wald für das arme kleine Mädchen, das ja nur einen Daumen lang war.

„Nun bist du Braut, Däumelinchen!" sagte eines Tages die Feldmaus. „Der Nachbar hat um dich angehalten. Welches Glück für ein armes Kind! Nun mußt du deine Aussteuer nähen. Es darf an nichts fehlen, wenn du die Frau des Maulwurfs wirst!"

Däumelinchen mußte die Spindel drehen, und die Feldmaus mietete vier Spinnen, die mußten Tag und Nacht weben. Jeden Abend kam der Maulwurf zu Besuch und sprach dann immer davon, daß, wenn der Sommer zu Ende gehe, die Sonne längst nicht mehr so warm scheine, sie verbrenne ja jetzt die Erde wie zu Stein. Ja, wenn der Sommer vorbei sei, dann wolle er mit Däumelinchen Hochzeit halten. Darüber war es gar nicht froh, denn es konnte den langweiligen Maulwurf nicht leiden. Jeden Morgen, wenn die Sonne aufging, und jeden Abend, wenn sie unterging, schlich es sich zur Tür hinaus, und wenn dann der Wind die Kornähren auseinanderwehte, so daß es den blauen Himmel sehen konnte, dachte es daran, wie hell und schön es dort draußen sei, und es wünschte sehnsüchtig, die liebe Schwalbe wiederzusehen. Aber sie kam nie wieder, sie war gewiß weit weg in den schönen, grünen Wald geflogen.

Als es Herbst wurde, hatte Däumelinchen die ganze Aussteuer fertig.

„In vier Wochen wirst du Hochzeit feiern“, sagte die Feldmaus zu ihm. Aber Däumelinchen weinte und sagte, es wolle den langweiligen Maulwurf nicht haben.

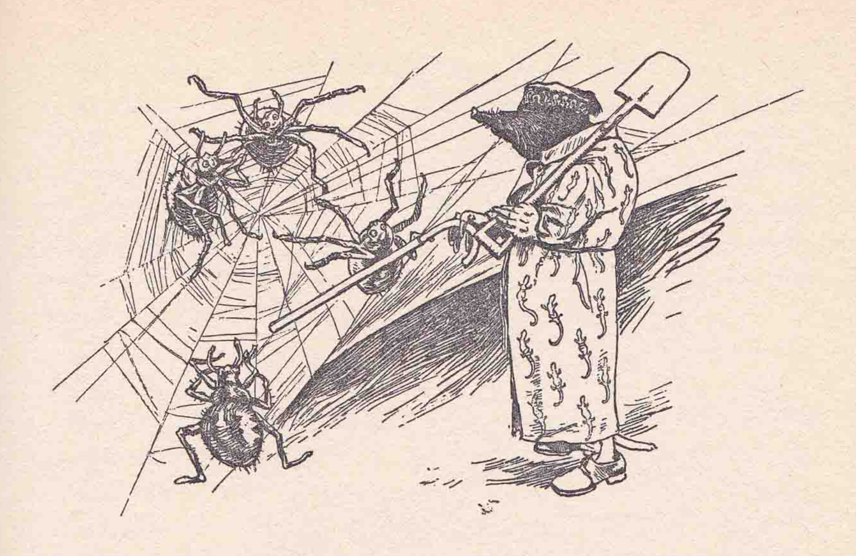
„Schnickschnack!“ sagte die Feldmaus. „Sei nicht widerspenstig, sonst beiße ich dich mit meinen weißen Zähnen! Du bekommst einen schönen Mann! So einen schwarzen Samtpelz hat nicht einmal die Königin. Er hat Küche und Keller voll. Danke Gott dafür!“

Nun sollte die Hochzeit sein. Der Maulwurf war schon gekommen, um Däumelinchen zu holen. Es sollte bei ihm wohnen, tief unter der Erde, und nie an die warme Sonne hinauskommen, denn die konnte er nicht leiden. Das arme Kleine war sehr traurig; es sollte nun der schönen Sonne Lebewohl sagen, die es bei der Feldmaus immerhin von der Tür aus hatte sehen dürfen.

„Leb wohl, du helle Sonne!“ sagte es, streckte die Arme empor und ging auch eine kleine Strecke vor das Haus der Feldmaus. Nun war das Korn geerntet, und nur die dürren Stoppeln standen hier. „Leb wohl, leb wohl!“ sagte es und schlang seine Ärmchen um eine kleine, rote Blume, die da noch blühte. „Grüße die kleine Schwalbe von mir, wenn du sie siehst!“

„Quivit, quivit!“ ertönte es plötzlich über seinem Kopf. Es sah empor und erblickte die kleine Schwalbe, die gerade vorüberflog. Als sie Däumelinchen sah, freute sie sich sehr. Däumelinchen erzählte ihr, wie ungern es den häßlichen Maulwurf zum Manne nehme und daß es dann tief unter der Erde wohnen solle, wohin die Sonne nie scheine. Und es konnte die Tränen nicht unterdrücken.

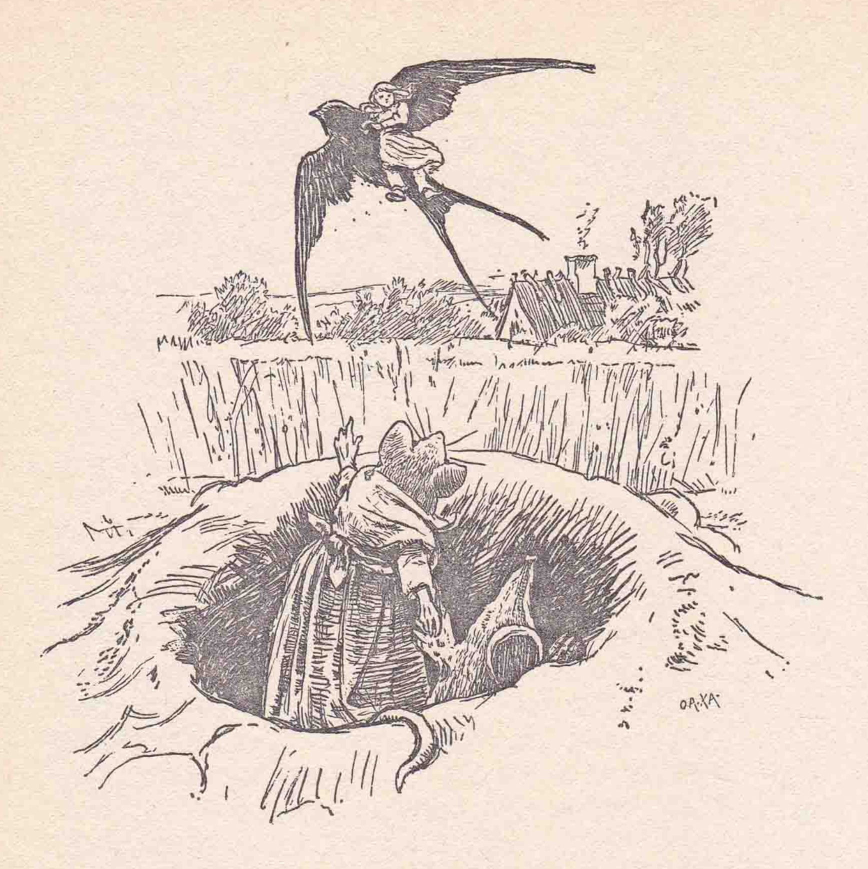
„Nun kommt der kalte Winter“, sagte die kleine Schwalbe, „ich fliege weit fort in die warmen Länder. Willst du mit mir kommen? Du kannst auf meinem Rücken sitzen. Wir fliegen von dem häßlichen Maulwurf und seiner dunklen Stube fort, weit fort, über die Berge in die heißen Länder, wo die Sonne schöner scheint als hier, wo immer Sommer ist und herrliche



Blumen blühen. Flieg nur mit mir, du liebes kleines Däumelinchen, das mein Leben gerettet hat, als ich fast erfroren in dem dunklen Erdkeller lag!"

„Ja, ich will mit dir ziehen", sagte Däumelinchen, setzte sich auf den Rücken des Vogels, mit den Füßen auf seine entfalteten Flügel, band sein Gürtelchen an einer der stärksten Federn fest, und dann flog die Schwalbe hoch in die Luft, über Wald und See und über die großen Berge hin, wo immer Schnee liegt. Däumelinchen fror in der kalten Luft, aber dann kroch es unter das warme Gefieder des Vogels und streckte nur den kleinen Kopf heraus, um all die Schönheiten unter sich zu bewundern.

Endlich kamen sie in die warmen Länder. Dort schien die Sonne viel heller als hier, der Himmel war zweimal so hoch, und an Gräben und Zäunen wuchsen die köstlichsten grünen und blauen Weintrauben. In den Wäldern hingen Zitronen und Apfelsinen; es duftete von Myrten und Krauseminzen, und auf den Landstraßen liefen die niedlichsten Kinder umher und spielten mit großen, bunten Schmetterlingen. Aber die Schwalbe flog noch weiter, und es wurde schöner und immer schöner. Unter den herrlichsten grünen Bäumen an dem blauen See stand ein strahlend weißes Marmorschloß aus alten Zeiten.



Weinreben rankten sich um die hohen Säulen. Oben waren viele Schwalbennester, und in einem von diesen wohnte die Schwalbe, die Däumelinchen trug.

„Hier ist mein Haus!“ sagte die Schwalbe. „Aber es schickt sich nicht, daß du mit mir darin wohnst. Ich bin auch nicht so eingerichtet, daß du damit zufrieden bist. Such dir nun selbst eine der prächtigen Blumen aus, die dort unten wachsen, dann werde ich dich hineinsetzen, und du wirst es so gut haben, wie du es dir wünschst!“

„Das ist herrlich!“ sagte es und klatschte in die kleinen Hände. Dort lag eine große weiße Marmorsäule, die zu Boden gestürzt und in drei Stücke zersprungen war. Zwischen diesen wuchsen die schönsten weißen Blumen. Die Schwalbe flog mit

Däumelinchen hinunter und setzte es auf eins der breiten Blütenblätter. Aber wie staunte es! Mitten in der Blume saß ein kleiner Mann, so weiß und durchsichtig, als wäre er aus Glas. Die niedlichste goldene Krone trug er auf dem Kopf und die herrlichsten Flügel an den Schultern. Er war nicht größer als Däumelinchen. Es war der Engel der Blume. In jeder Blüte wohnte so ein kleiner Mann oder eine Frau; dieser aber war der König über alle.

„Gott, wie ist er schön!“ flüsterte Däumelinchen der Schwalbe zu.

Der kleine Prinz erschrak sehr vor der Schwalbe, denn sie war ja gegen ihn, der so klein und zierlich war, der reinste Riesenvogel. Aber als er Däumelinchen sah, freute er sich sehr, denn sie war das schönste Mädchen, das er je gesehen hatte. Deshalb nahm er seine goldene Krone vom Kopf und setzte sie Däumelinchen auf, fragte, wie es heiße und ob es seine Frau werden wolle; dann solle es Königin über alle Blumen sein. Ja, das war freilich ein anderer Mann als der Sohn der Kröte und der Maulwurf mit dem schwarzen Samtpelz. Es sagte deshalb „Ja“ zu dem herrlichen Prinzen. Und aus jeder Blume kam eine Dame oder ein Herr, so niedlich, daß es eine Freude war. Jeder brachte Däumelinchen ein Geschenk, aber das beste von allem war ein Paar schöne Flügel von einer großen, weißen Fliege; die wurden Däumelinchen am Rücken befestigt, und nun konnte es auch von Blüte zu Blüte fliegen. Da herrschte eitel Freude, und die kleine Schwalbe saß oben in ihrem Nest und sollte das Hochzeitslied singen; das tat sie auch, so gut sie konnte; aber ihr Herz war traurig, weil sie das Däumelinchen so gern hatte.

„Du sollst nicht Däumelinchen heißen!“ sagte der Blumenengel. „Das ist ein häßlicher Name, und du bist so wunderschön. Wir wollen dich Maja nennen!“

„Leb wohl!“ rief die kleine Schwalbe schweren Herzens und flog wieder aus den warmen Ländern fort nach Dänemark zurück. Dort hat sie ein Nest über dem Fenster, wo der Mann wohnt, der Märchen erzählen kann. Vor ihm sang sie ihr „Quivit, quivit!“, und daher kennen wir die ganze Geschichte.

Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzchen

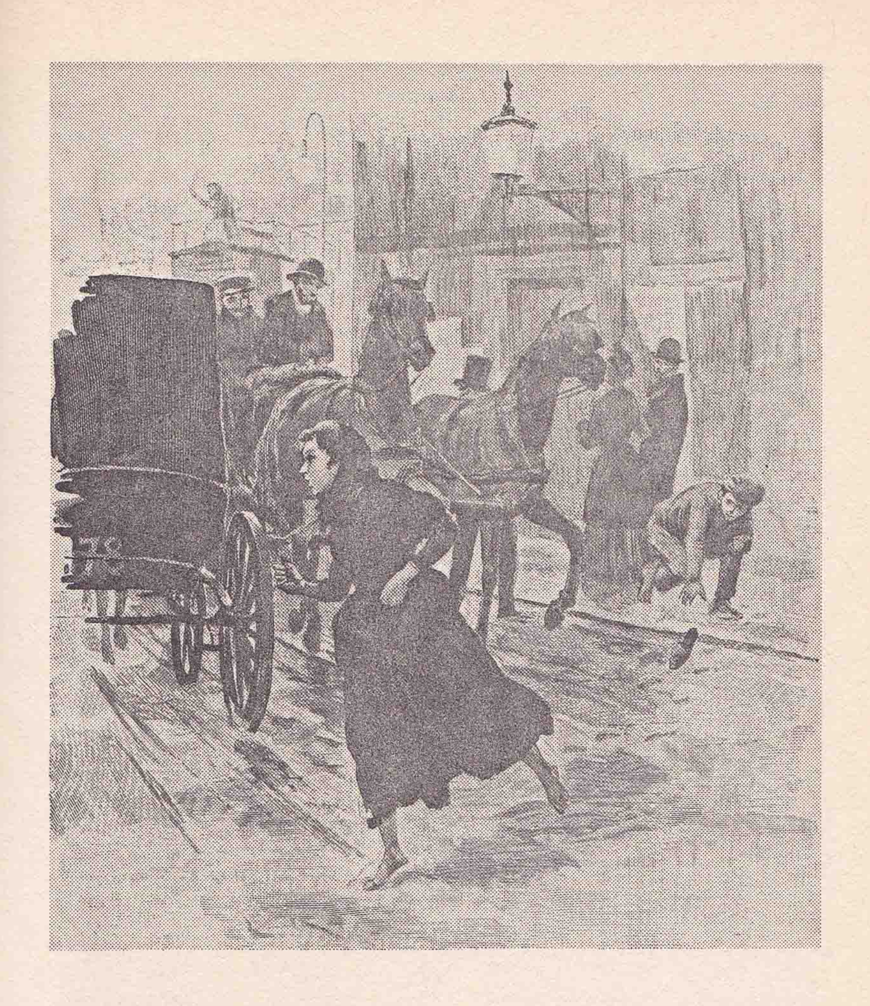
Draußen war es entsetzlich kalt. Es schneite und schneite. Schon fing es an zu dunkeln. Es war der letzte Abend des Jahres. In dieser Kälte und Dunkelheit ging auf der Straße ein kleines, armes Mädchen mit bloßem Kopf und nackten Füßen. Als die Kleine das Haus verließ, hatte sie freilich Pantoffeln angehabt. Aber was half das? Es waren sehr große Pantoffeln, die ihre Mutter bisher getragen hatte, so groß waren sie. Die Kleine verlor die Pantoffeln, als sie über die Straße huschte, weil zwei Wagen schrecklich schnell vorüberrollten. Der eine Pantoffel war nicht wiederzufinden, den anderen hatte ein Junge erwischt und lief damit fort.

Da ging nun die Kleine mit nackten Füßen, die rot und blau vor Kälte waren. In einer alten Schürze trug sie eine Menge Schwefelhölzchen und ein Bündelchen davon in der Hand. Den ganzen langen Tag über hatte ihr niemand etwas abgekauft, niemand einen Pfennig geschenkt.

Zitternd vor Kälte und Hunger schlich es durch die Straßen, ein Bild des Jammers. Das arme kleine Mädchen!

Die Schneeflocken bedeckten sein langes, blondes Haar, das in hübschen Locken über seine Schultern fiel. Daran dachte es freilich nicht. Aus allen Fenstern strahlten die Lichter, und es roch herrlich nach Gänsebraten: es war ja Silvesterabend. Und daran dachte es!

Müde kauerte es sich in einer Häuserecke zusammen. Die kleinen Füße hatte es an sich gezogen, aber es fror noch mehr. Nach Hause zu gehen wagte es nicht, denn es hatte ja keine Schwefelhölzchen verkauft und brachte keinen Pfennig Geld heim. Von seinem Vater würde es gewiß Schläge bekommen. Und kalt war es zu Hause auch, sie hatten ja nur das dünne



Dach über sich, durch das der Wind pfiff, obwohl die größten Spalten mit Stroh und Lumpen zugestopft waren.

Seine kleinen Händchen erstarrten vor Kälte. Ach! Ein Schwefelhölzchen konnte ihm gar guttun. Wenn es nur ein einziges aus dem Bund herausziehen, es an der Wand ausstreichen und sich die Finger wärmen dürfte! Es zog eins heraus. Ritsch! Wie sprühte, wie brannte es! Eine warme, helle Flamme leuchtete wie ein Lichtchen, ein wunderbares Lichtchen. Als die Kleine die Händchen darüber hielt, schien es ihr, als sitze sie vor



einem großen eisernen Ofen mit polierten Messingfüßen und einem Messingaufsatz. Wie lustig brannte das Feuer darin, und wie schön wärmte es! Die Kleine streckte schon die Füßchen aus, um auch diese zu wärmen – da erlosch das Flämmchen, der Ofen verschwand, sie hatte nur die kleinen Überreste des abgebrannten Schwefelhölzchens in der Hand.

Sie strich ein zweites an der Hauswand an, es leuchtete auf, und wo sein Schein auf die Mauer fiel, wurde diese durchsichtig wie ein Schleier. Sie konnte in das Zimmer hineinsehen. Der Tisch war mit einem feinen, weißen Tischtuch bedeckt, darauf standen glänzende Porzellanteller und Schüsseln, und herrlich dampfte die gebratene Gans, mit Äpfeln und getrockneten Pflaumen gefüllt. Und was noch schöner war: Die Gans hüpfte aus der Schüssel heraus und wackelte auf dem Fußboden, Messer und Gabel in der Brust, gerade zu dem armen Mädchen hin. Da erlosch das Schwefelhölzchen, und nur die dicke feuchtkalte Mauer blieb zurück.

Das kleine Mädchen zündete noch ein Hölzchen an. Da saß es unter einem herrlichen Christbaum, er war noch größer und viel schöner geschmückt als der, den es durch die Glastür bei dem reichen Kaufmann gesehen hatte. Unzählige Kerzen brannten auf den grünen Zweigen, und sie sah eine Fülle bunter Dinge, genau wie in den Schaufenstern. Das Kleine streckte seine Hände nach ihnen, da erlosch das Schwefelhölzchen. Die Weihnachtslichter stiegen hoch und immer höher, es sah sie jetzt als Sterne am Himmel; einer von ihnen fiel mit einem langen Feuerschweif herunter.

„Jetzt stirbt jemand!“ dachte das kleine Mädchen, denn die alte Großmutter, die einzige, die es lieb gehabt hatte und jetzt gestorben war, hatte ihm erzählt, daß, sobald ein Stern vom Himmel fällt, eine Seele zu Gott emporsteigt.

Es strich wieder ein Hölzchen an der Mauer an, wieder wurde es hell, und in dem Glanz stand die alte Großmutter, klar und deutlich, gar mild und liebevoll.

„Großmutter!“ rief die Kleine. „Oh, nimm mich mit! Ich weiß, du gehst fort, wenn das Schwefelhölzchen erlischt, du



verschwindest wie der warme Ofen, wie der herrliche Gänsebraten und der große, prächtige Weihnachtsbaum!" Und es zündete schnell das ganze Bündelchen Schwefelhölzchen an, denn es wollte die Großmutter festhalten. Die Schwefelhölzchen leuchteten mit solch einem Glanz, daß es heller wurde als am hellsten Tag. Nie war die Großmutter früher so schön und so groß gewesen. Sie nahm das kleine Mädchen auf ihre Arme, und beide flogen in strahlendem Glanz und stiller Freude von der Erde fort, hoch über die Wolken, unendlich hoch, wo weder Kälte noch Hunger noch Angst sind – sie waren bei Gott.

Aber im Winkel des Hauses, an die Mauer gelehnt, saß in der kalten Morgenstunde des nächsten Tages das arme kleine Mädchen mit roten Wangen und lächelndem Mund – erfroren am letzten Abend des alten Jahres. Die Neujahrssonne schien bleich auf die kleine Leiche. Starr saß das Kind dort mit den Schwefelhölzchen, von denen ein Bund abgebrannt war. „Es hat sich wärmen wollen!" sagte man. Niemand ahnte, was es Schönes gesehen hatte, in welchem Glanz es mit der Großmutter zur Neujahrsfreude eingegangen war.

Der fliegende Koffer

Es war einmal ein Kaufmann, der war so reich, daß er die ganze Straße und fast noch eine kleine Gasse dazu hätte mit Silbergeld pflastern können; aber das tat er nicht, er wußte sein Geld anders anzuwenden. Gab er einen Groschen aus, so nahm er einen Taler wieder ein; so ein kluger Kaufmann war er – bis er starb.

Der Sohn bekam nun alles Geld, und er lebte lustig und vergnügt, ging jede Nacht auf den Maskenball, machte Papierdrachen aus Talerscheinen und warf beim Spielen Goldstücke statt Steine ins Wasser. Auf diese Weise konnte ihm das Geld



bald ausgehen, und das tat es auch. Zuletzt besaß er nur noch vier Groschen und hatte keine anderen Kleider als ein Paar Pantoffeln und einen alten Schlafrock. Nun kümmerten sich seine Freunde nicht mehr um ihn, da sie ja nicht mit ihm zusammen auf die Straße gehen konnten; aber einer von ihnen, der gutmütig war, schickte ihm einen alten Koffer mit der Bemerkung: „Packe ein!" Ja, das war gut gesagt, aber er hatte nichts einzupacken; darum setzte er sich selbst in den Koffer.

Es war ein merkwürdiger Koffer: Sobald man am Schloß drückte, konnte der Koffer fliegen. Der Kaufmannssohn drückte und schwupp! flog er mit dem Koffer durch den Schornstein hoch über die Wolken hinauf, weit fort und immer weiter. Sooft der Kofferboden ein wenig knackte, hatte er aber große Angst, daß der Koffer in Stücke gehen könnte, denn dann hätte er einen tüchtigen Purzelbaum gemacht. – Gott bewahre uns! – Auf solche Weise kam der junge Mann also ins Land der Türken. Den Koffer versteckte er im Wald unter den dürren Blättern und ging dann in die Stadt hinein. Das konnte er auch ganz gut, denn bei den Türken gingen ja alle so wie er in Schlafrock und Pantoffeln.

Da begegnete er einer Amme mit einem kleinen Kind. „Hör, du Türkenamme", sagte er, „was ist das für ein großes Schloß hier bei der Stadt, wo die Fenster so hoch sitzen?"

„Da wohnt die Tochter des Sultans!" erwiderte sie. „Es ist prophezeit, daß sie über einen Geliebten recht unglücklich werde, und deshalb darf niemand zu ihr kommen, wenn nicht der Sultan und die Sultanin bei ihr sind!"

„Vielen Dank!" sagte der Kaufmannssohn, ging hinaus in den Wald, setzte sich in seinen Koffer, flog auf das Dach des Schlosses und kroch durch das Fenster zur Prinzessin hinein.

Sie lag auf dem Sofa und schlief; sie war so schön, daß der Kaufmannssohn sie küssen mußte. Da erwachte sie und erschrak gewaltig. Aber er sagte, er sei der Türkengott, der durch die Luft zu ihr heruntergekommen sei, und das gefiel ihr gut.

Sie setzten sich nebeneinander, und er erzählte ihr Geschichten von ihren Augen: Sie seien die herrlichsten dunklen Seen, in



denen würden die Gedanken gleich Meerweibchen schwimmen. Und er erzählte von ihrer Stirn: Sie sei ein Schneeberg mit den prächtigsten Sälen und Bildern.

Ja, das waren schöne Geschichten! Dann freite er um die Prinzessin, und sie sagte sofort ja!

„Aber Sie müssen am Sonnabend herkommen!“ sagte sie. „Da sind der Sultan und die Sultanin bei mir zum Tee. Sie werden sehr stolz darauf sein, daß ich den Türkengott bekomme. Sehen Sie aber zu, daß Sie ein recht hübsches Märchen wissen, denn das lieben meine Eltern außerordentlich. Meine Mutter will es lehrreich und vornehm, mein Vater lustig haben, so daß man lachen kann.“

„Ja, ich bringe keine andere Brautgabe als ein Märchen!“ sagte er, und sie verabschiedeten sich. Die Prinzessin schenkte ihm einen Säbel, der mit Goldstücken besetzt war, und die konnte er gut gebrauchen.

Nun flog er fort, kaufte sich einen neuen Schlafrock und saß dann draußen im Wald und dichtete ein Märchen, das sollte bis zum Sonnabend fertig sein, und das ist gar nicht so leicht. Als er damit fertig wurde, war es Sonnabend.

Der Sultan, die Sultanin und der ganze Hof waren zum Tee bei der Prinzessin. Der Kaufmannssohn wurde gnädig empfangen.

„Wollen Sie uns ein Märchen erzählen?“ fragte die Sultanin, „eins, das tiefsinnig und belehrend ist?“

„Worüber man aber lachen kann!“ sagte der Sultan.

„O ja!“ erwiderte er und erzählte. Und nun paßt gut auf!

„Es war einmal ein Bund Schwefelhölzchen, die waren sehr stolz auf ihre hohe Herkunft. Ihr Stammbaum, das heißt, die große Fichte, von der jedes von ihnen herkam, war ein mächtiger alter Baum im Wald. Die Schwefelhölzchen lagen nun zwischen einem Feuerzeug und einem alten eisernen Topf und erzählten von ihrer Jugend. ‚Ja, als wir auf den grünen Zweigen waren‘, sagten sie, ‚da waren wir wirklich auf einem grünen Zweig! Jeden Morgen und Abend gab es Diamanttee, das war der Tau; den ganzen Tag hatten wir Sonnenschein, wenn die

Sonne schien, und die kleinen Vögel mußten uns Geschichten erzählen. Wir merkten auch, daß wir reich waren, denn die Laubbäume waren nur im Sommer bekleidet, aber unsere Familie trug im Sommer wie im Winter grüne Kleider. Doch da kamen die Holzfäller, das große Unglück begann, und unsere Familie wurde zersplittert. Der Stammherr erhielt eine Stelle als Hauptmast auf einem prächtigen Schiff, das die Welt umsegeln könnte, wenn es wollte. Die Zweige kamen in die verschiedensten Orte, und wir haben nun das Amt, dem einfachen Volk das Licht anzuzünden. Deshalb sind wir vornehmen Leute hierher in die Küche gekommen.'

‚Mein Schicksal gestaltete sich auf eine andere Weise', sagte der eiserne Topf, neben dem die Schwefelhölzchen lagen. ‚Seit ich in der Welt bin, ist oft in mir gekocht worden, und ich wurde oft gescheuert. Ich sorge für das Solide und bin der Erste hier im Hause. Meine einzige Freude ist, nach Tisch sauber und blitzblank an meinem Platz zu stehen und ein vernünftiges Gespräch mit meinen Kameraden zu führen. Wenn ich den Wassereimer ausnehme, der hin und wieder einmal in den Hof hinunterkommt, so leben wir immer innerhalb unserer vier Wände. Unser einziger Neuigkeitsbote ist der Marktkorb, aber der spricht sehr beunruhigend über die Regierung und das Volk. Neulich war da ein alter Topf, der vor Schreck darüber herunterfiel und in Stücke zersprang. Der Marktkorb ist liberal, sage ich euch!'

‚Nun sprichst du zuviel', fiel das Feuerzeug ein, und der Stahl schlug gegen den Feuerstein, daß er Funken sprühte. ‚Wollen wir uns nicht einen lustigen Abend machen?'

‚Ja, laßt uns davon sprechen, wer der Vornehmste ist!' sagten die Schwefelhölzchen.

‚Nein, ich liebe es nicht, von mir selbst zu reden', wandte der irdene Topf ein. ‚Laßt uns eine Abendunterhaltung veranstalten! Ich will anfangen und eine Geschichte aus dem Leben erzählen, so etwas, was jeder erlebt hat, da kann man sich so leicht hineinversetzen und hat auch seine Freude daran. An der Ostsee bei den dänischen Buchen –'

‚Das ist ein hübscher Anfang!' sagten die Teller. ‚Das wird bestimmt eine Geschichte, die uns gefällt!'

‚Dort verlebte ich also meine Jugend bei einer stillen Familie; die Möbel wurden gebohnert, der Fußboden gescheuert, und alle vierzehn Tage wurden reine Gardinen aufgehängt.'

‚Wie interessant Sie doch erzählen!' sagte der Kehrbesen. ‚Man hört gleich, daß ein Mann erzählt, der viel mit Frauen in Berührung gekommen ist; es geht so etwas Reines hindurch!'

‚Ja, das fühlt man!' sagte der Wassereimer und machte vor Freude einen kleinen Sprung, so daß Wasser auf den Fußboden platschte.

Und der Tontopf fuhr fort zu erzählen, und das Ende war ebensogut wie der Anfang.

Alle Teller klapperten vor Freude, und der Kehrbesen zog grüne Petersilie aus dem Sandloch und bekränzte den Tontopf, denn er wußte, daß es die anderen ärgern würde. ‚Bekränze ich ihn heute', dachte er, ‚so bekränzt er mich morgen.'

‚Nun will ich tanzen!' sagte die Feuerzange und tanzte; wie konnte sie das eine Bein in die Höhe strecken! Der alte Stuhlüberzug dort im Winkel platzte, als er es sah. ‚Werde ich nun auch bekränzt?' fragte die Feuerzange, und sie wurde es.

‚Das ist doch nur Pöbel!' dachten die Schwefelhölzchen.

Nun sollte die Teemaschine singen, aber die sagte, sie habe sich erkältet, sie könne nicht singen, wenn es nicht in ihr koche. Allein das war nur Vornehmtuerei, sie wollte nicht singen, wenn sie nicht drinnen bei der Herrschaft auf dem Tisch stand.

Am Fenster stak eine alte Gänsefeder, mit der das Mädchen zu schreiben pflegte. Es war nichts Bemerkenswertes an ihr, außer daß sie gar zu tief in die Tinte getaucht worden war. Aber darauf war sie besonders stolz. ‚Will die Teemaschine nicht singen', sagte sie, ‚so kann sie es bleibenlassen. Draußen sitzt eine Nachtigall im Käfig, die kann singen. Sie hat zwar nichts gelernt, aber das wollen wir diesen Abend dahingestellt sein lassen!'

‚Ich finde es höchst unpassend', sagte der Teekessel – er war

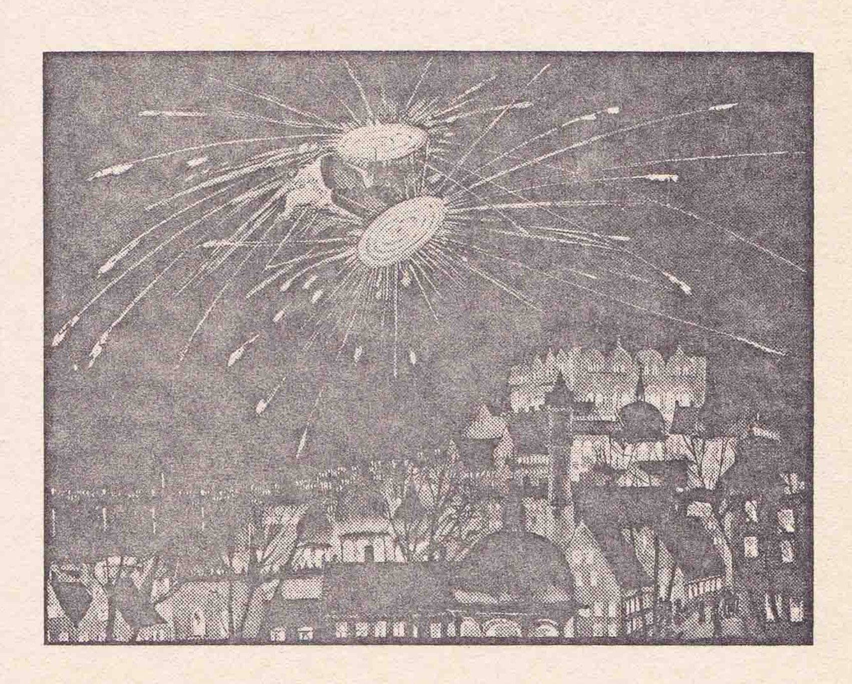
Küchensänger und ein Halbbruder der Teemaschine – ‚daß so ein fremder Vogel gehört werden soll. Ist das patriotisch? Der Marktkorb soll darüber entscheiden!‘

‚Ich ärgere mich‘, sagte der Marktkorb, ‚ich ärgere mich innerlich so sehr, wie niemand es sich denken kann. Ist das eine passende Art, den Abend zu verbringen? Wäre es nicht vernünftiger, Ordnung im Haus zu schaffen? Jeder müßte auf seinen Platz kommen, und ich würde das Spiel leiten. Das würde etwas anderes werden!‘

„Ja, laßt uns ein Spiel machen!‘ riefen alle.

In diesem Augenblick ging die Tür auf, das Dienstmädchen kam herein, und alle waren still. Keiner muckste. Da war aber auch nicht ein einziger Topf, der nicht gewußt hätte, was er tun konnte und wie vornehm er sei. „Ja, wenn ich gewollt hätte‘, dachte jeder, ‚so wäre es ein recht lustiger Abend geworden.‘

Das Dienstmädchen nahm die Schwefelhölzchen und zün-



dete Feuer an. Hei, wie die sprühten und in Flammen gerieten!

‚Nun kann doch jeder sehen', dachten sie, ‚daß wir die Ersten sind. Welchen Glanz haben wir! Welches Licht!' – Und damit waren sie verbrannt."

„Das war ein herrliches Märchen!" sagte die Sultanin. „Ich fühle mich ganz und gar in die Küche versetzt zu den Schwefelhölzchen. Ja, nun sollst du unsere Tochter haben."

„Jawohl!" sagte der Sultan, „du sollst unsere Tochter am Montag haben!" Denn nun sagten sie „du" zu ihm, da er zur Familie gehören sollte.

Die Hochzeit war nun bestimmt, und am Abend vorher wurde die ganze Stadt festlich beleuchtet. Zwieback und Brezeln wurden unter das Volk geworfen, die Gassenjungen standen auf den Zehen, riefen hurra und pfiffen durch die Finger. Es war außerordentlich prachtvoll.

„Ja, ich werde wohl auch etwas zum Fest beitragen müssen!" dachte der Kaufmannssohn. Und so kaufte er Raketen, Knallerbsen und alles erdenkliche Feuerwerk, legte es in seinen Koffer, stieg ein und flog damit in die Luft.

Hui! Wie das ging, wie das puffte, prasselte und sprühte!

Alle Türken sprangen dabei in die Höhe, daß ihnen die Pantoffeln um die Ohren flogen; eine solche Lufterscheinung hatten sie noch nie gesehen. Nun konnten sie begreifen, daß es der Türkengott selbst war, der die Prinzessin bekommen sollte.

Sobald der Kaufmannssohn wieder mit seinem Koffer herunter in den Wald kam, dachte er: „Ich will doch in die Stadt hineingehen, um zu erfahren, wie es sich angesehen und gewirkt hat!" Es war ganz natürlich, daß er dazu Lust hatte.

Nein, was doch die Leute erzählten! Jeder, den er danach fragte, hatte es auf seine Weise gesehen, aber schön hatten es alle gefunden.

„Ich sah den Türkengott selbst", sagte der eine, „er hatte Augen wie glänzende Sterne und einen Bart wie schäumendes Wasser."

„Er flog in einem Feuermantel", sagte ein anderer. „Die lieblichsten Engelskinder schauten aus den Falten hervor!"

Ja, das waren herrliche Sachen, die er hörte, und am nächsten Tag sollte die Hochzeit sein.

Er ging in den Wald zurück, um sich in seinen Koffer zu setzen – aber wo war der? Der Koffer war verbrannt. Ein Funken des Feuerwerks war zurückgeblieben, der hatte Feuer entfacht, und der Koffer lag in Asche. Der Kaufmannssohn konnte nun nicht mehr zu seiner Braut gelangen.

Die Prinzessin stand den ganzen Tag auf dem Dach und wartete; ja, sie wartet wahrscheinlich noch immer. Er aber wandert durch die Welt und erzählt Geschichten, doch sind sie nicht mehr so lustig wie das Märchen von den Schwefelhölzchen.



Das Metallschwein

In der Stadt Florenz, nicht weit von der Piazza del Granduca, zieht sich eine kleine Querstraße hin, ich glaube, sie wird Porta rossa genannt. Hier liegt vor einer Markthalle, wo Gemüse verkauft wird, ein kunstvoll aus Metall gearbeitetes Schwein. Frisches, klares Wasser rieselt aus dem Maul des Tieres, das vom Alter schwarzgrün geworden ist, nur der Rüssel glänzt, als sei er blank poliert, und das ist er auch von den vielen hundert Kindern und Bettlern, die ihn mit den Händen umfassen und ihren Mund an den Rüssel des Tieres legen, um zu trinken. Wie ein richtiges Gemälde sieht es aus: das wohlgeformte Tier, von einem hübschen, halbnackten Knaben umfaßt, der seine roten Lippen an den Rüssel drückt.

Jeder, der nach Florenz kommt, findet die Stelle leicht. Er braucht nur den ersten besten Bettler nach dem Metallschwein zu fragen, und er wird es finden.

Es war an einem späten Winterabend. Auf den Bergen lag Schnee. Der Mond schien, und er tauchte die Landschaft in ein Licht, daß es aussah wie ein trüber nördlicher Wintertag; nein, es war heller, denn im Süden leuchtet sogar die Luft und erhebt uns, während im Norden die kalte graue Bleidecke uns zur Erde drückt, zur kalten, nassen Erde, die später auch unseren Sarg drücken wird.

Im Schloßgarten des Großherzogs hatte unter einem Piniendach, wo tausend Rosen zur Winterszeit blühen, ein kleiner zerlumpter, aber hübscher Knabe mit traurig lächelndem Gesicht den ganzen Tag gesessen. Er war hungrig und durstig, und niemand hatte ihm eine Gabe gereicht, und als es dunkel wurde und der Pförtner den Garten schloß, jagte er ihn hinaus. Lange stand er träumend auf der Brücke, die über den Arno führt, und schaute die Sterne an, die im Wasser zwischen ihm und der

prächtigen Marmorbrücke della Trinità erglänzten. Dann ging er langsam zu dem Metallschwein, kniete nieder, schlang die Ärmchen um seinen Hals, legte seinen Mund an den glänzenden Rüssel und trank in großen Zügen das frische Wasser. Daneben lagen ein paar Salatblätter und etliche Kastanien, das war sein Abendbrot. Außer ihm war kein Mensch auf der Straße, sie gehörte ihm allein, und getrost setzte er sich auf den Rücken des Metallschweins, legte sein Lockenköpfchen auf den Kopf des Tieres und war im Nu eingeschlafen.

Um Mitternacht bewegte sich das Metallschwein plötzlich, und er hörte es deutlich sagen: „Halte dich fest, kleiner Knabe, denn nun laufe ich!“ Und es lief mit ihm fort; das war ein wunderbarer Ritt! Zuerst kamen sie auf die Piazza del Granduca. Das metallene Pferd, das die Statue des Herzogs trägt, wieherte laut, die bunten Wappen auf dem alten Rathaus erschienen wie transparente Bilder, und Michelangelos David schwang seine Schleuder. Ein seltsames Leben regte sich. Die Metallgruppen, die Perseus und den Raub der Sabinerinnen darstellen, schienen lebendig, der Schrei ihrer Todesangst dröhnte über den Platz.

Beim Palazzo degli Uffizi blieb das Metallschwein im Bogengang, wo der Adel sich zur Karnevalsfreude versammelt, stehen.

„Halte dich fest!“ sagte das Tier, „halte dich fest, denn nun geht es die Treppe hinauf!“ Der Kleine sprach kein Wort, halb zitterte er vor Angst, halb war er glücklich.

Sie betraten eine lange Galerie, in der er früher schon gewesen war. An den Wänden hingen Bilder, Statuen und Büsten standen hier, alles im schönsten Licht, als sei es heller Tag. Aber am herrlichsten war es, als sich die Tür eines Nebenraumes, an dessen Pracht sich der Kleine genau erinnerte, öffnete. In dieser Nacht erstrahlte alles in seinem höchsten Glanz.

Hier stand ein schönes, nacktes Weib, so vollendet, wie nur die Natur und der größte Meister des Marmors es formen konnten. Es bewegte die schönen Glieder, Delphine sprangen zu seinen Füßen, Unsterblichkeit leuchtete aus seinen Augen.

Die Welt nennt es die Mediceische Venus. An ihren Seiten prangten Marmorstatuen, denen der Geist Leben verliehen hatte; es waren schöne, nackte Männer, von denen der eine das Schwert schärfte, der Schleifer wird er genannt; die ringenden Gladiatoren bildeten eine andere Gruppe, die für die Göttin der Schönheit kämpfen.

Der Knabe war von diesem Glanz wie geblendet; in leuchtenden Farben erstrahlten die Wände, alles war Leben und Bewegung. Das Bild der Venus zeigte sich doppelt, die irdische Venus war so hingebend, so feurig, wie Tizian sie an sein Herz gedrückt. Es waren zwei schöne Frauen: Ihre herrlichen, unverhüllten Glieder ruhten auf weichen Kissen, ihre Brüste atmeten tief, und ihre Köpfe bewegten sich, daß die vollen Locken auf ihre Schultern fielen, in ihren dunklen Augen brannte die Glut der Leidenschaft. Aber keins der Bilder wagte ganz aus dem Rahmen herauszutreten. Die Schönheitsgöttin selbst, die Gladiatoren und der Schleifer blieben an ihrem Platz, denn die Glorie, die von der Madonna, von Jesus und Johannes ausstrahlte, bannte sie. Die heiligen Bilder waren keine Bilder mehr, sie waren die Heiligen selbst.

Welcher Glanz und welche Schönheit in jedem Saal! Der Kleine betrachtete alle Bilder, das Metallschwein ging sehr langsam durch diese Pracht und Herrlichkeit.

Ein Bild prägte sich besonders tief in seine Seele ein, weil es frohe, glückliche Kinder zeigte, die der Kleine einst bei Tageslicht begrüßt hatte. Viele gehen gewiß achtlos an dem Bild vorüber, und doch zeigt es etwas Kostbares: Es ist Christus, der in die Unterwelt hinabsteigt, aber nicht die Verdammten sieht man um ihn, nein, es sind Heiden. Der Florentiner Angiolo Bronzino hat dieses Bild gemalt. Am ergreifendsten ist der Gesichtsausdruck der Kinder, der ihr volles Vertrauen, daß sie in den Himmel kommen, zeigt; zwei Kleine umarmen sich schon, ein Kleiner streckt die Hand nach einem anderen, tiefer stehenden aus und deutet auf sich, als sage er: „Ich werde in den Himmel kommen!“ Die älteren stehen ungewiß, hoffend, oder beugen sich demütig anbetend vor Jesus. Länger als ein anderes

betrachtete der Knabe dieses Bild; das Metallschwein war stehengeblieben, man hörte einen leisen Seufzer. Kam er vom Bild oder aus der Brust des Tieres? Der Knabe hob bittend seine Hände zu den lächelnden Kindern – da lief das Tier mit ihm fort.

„Hab Dank, du herrliches Tier!" sagte der kleine Knabe und liebkoste das Metallschwein, das mit ihm die Treppen hinuntersprang.

„Hab auch du Dank!" sagte das Metallschwein. „Ich habe dir und du hast mir geholfen, denn nur mit einem unschuldigen Kind auf dem Rücken erhalte ich die Kraft zum Laufen! Siehst du, ich darf sogar unter der strahlenden Lampe vor das Madonnenbild treten, nur nicht in die Kirche. Aber wenn du bei mir bist, kann ich von draußen durch die offene Tür hineinschauen. Steige nicht von meinem Rücken herunter! Sobald du das tust, liege ich tot in der Porta rossa, wie du mich am Tag siehst."

„Ich bleibe bei dir, mein treues Tier!" sagte der Kleine, und in sausender Eile ging es durch die Straßen von Florenz, hinaus auf den Platz vor der Kirche Santa Croce.

Die Flügeltür sprang auf, und vom Altar strahlten die Lichter durch die Kirche auf den einsamen Platz hinaus. Um das Grabmonument am linken Seiteneingang bildeten tausend funkelnde Sterne gleichsam einen Glorienschein. Ein Wappenzeichen prangte auf dem Grab, im blauen Grund eine rote Leiter, die wie Feuer zu glühen schien; es war Galileis Grab. Das Monument ist einfach, aber die rote Leiter ist ein bedeutungsvolles Zeichen. Es ist gleichsam das der Kunst, denn hier führt der Weg immer eine glühende Leiter hinauf, aber zum Himmel. Und alle Propheten des Geistes eilen zum Himmel.

Rechts im Seitengang der Kirche schien jede Bildsäule auf den reichen Sarkophagen lebendig geworden zu sein. Hier stand Michelangelo, dort Dante mit dem Lorbeerkranz um die Schläfen, Alfieri, Machiavelli. Seite an Seite ruhen hier die großen Männer, Italiens Stolz. Es ist eine prächtige Kirche, viel schöner, wenn auch nicht so groß wie der Marmordom zu Florenz.

Es war, als bewegten die marmornen Gewänder sich, als schauten die großen Gestalten unter Gesang und Tönen hinauf zu dem strahlenden Altar, wo weißgekleidete Knaben goldene Rauchfässer schwangen. Der starke Duft strömte aus der Kirche zum freien Platz hinaus.

Der Knabe streckte seine Hand nach dem Lichterglanz aus, und im Nu eilte das Metallschwein fort. Er mußte sich fest anklammern, der Wind sauste um seine Ohren, er hörte die Kirchentür in den Angeln kreischen, aber in diesem Augenblick schien ihn das Bewußtsein zu verlassen, er fühlte eine eisige Kälte – und schlug die Augen auf.

Es war Morgen. Er saß, halb hinuntergerutscht zwar, aber immer noch auf dem Rücken des Metallschweins, das auf seinem alten Platz in der Porta rossa stand.

Furcht und Angst erfüllten den Knaben beim Gedanken an seine Mutter, die ihn gestern weggeschickt hatte, um Geld herbeizuschaffen. Er hatte nichts bekommen, aber er hatte Hunger und Durst. Noch einmal umfaßte er das Metallschwein, drückte seinen Mund auf den Rüssel, nickte ihm zu und wanderte dann in eine der engsten Gassen fort, kaum breit genug für einen bepackten Esel. Eine große eisenbeschlagene Tür war nur halb angelehnt, er stieg eine Steintreppe mit schmutzigen Wänden und einem Seil als Geländer hinauf und gelangte in eine offene Galerie, die mit Lumpen verhängt war. Von hier führte eine Treppe in den Hof hinunter, wo vom Brunnen große Eisendrähte nach allen Etagen des Hauses gezogen waren und ein Wassereimer neben dem anderen schwebte, während die Rolle knarrte und der Eimer in der Luft tanzte, daß das Wasser in den Hof hinunterplätscherte. Wieder führte eine verfallene, gemauerte Treppe aufwärts. Zwei Matrosen, es waren Russen, sprangen flink herunter und hätten den armen Knaben fast umgestoßen. Sie kamen von ihrem nächtlichen Trinkgelage. Eine nicht mehr junge, üppige Weibergestalt, mit vollem schwarzen Haar, folgte ihnen. „Was bringst du nach Hause?“ fragte sie den Knaben.

„Sei nicht böse!“ bat er, „ich erhielt nichts, gar nichts!“

Dabei griff er nach dem Kleid der Mutter, als wolle er es küssen. Sie traten in ein armseliges Stübchen, in dem ein Henkeltopf mit Kohlenfeuer stand. Daran wärmte die Frau sich die Finger und stieß den Knaben mit dem Ellbogen beiseite. „Du hast doch gewiß Geld!" sagte sie.

Das Kind weinte. Sie stieß es mit dem Fuß, daß es laut jammerte. „Wirst du schweigen, oder ich zerschlage deinen schreienden Kopf!" rief sie und schwang den Feuertopf, den sie in der Hand hielt; der Knabe duckte sich mit einem Schrei zur Erde. Da trat die Nachbarin zur Tür herein, auch sie hatte ihren Feuertopf im Arm. „Felicita! Was machst du mit dem Kind?"

„Das Kind ist mir!" antwortete Felicita. „Ich kann es töten, wenn ich will, und dich mit, Giannina!" Sie schwang ihren Feuertopf, die andere hob ihren zur Abwehr, und beide Töpfe schlugen so heftig gegeneinander, daß Scherben, Feuer und Asche im Zimmer herumflogen. Im selben Augenblick huschte der Knabe zur Tür hinaus, über den Hof und aus dem Haus. Das arme Kind rannte, bis es schließlich atemlos und ermattet in der Kirche ankam, in der es in der vorhergehenden Nacht gewesen war. Alles strahlte. Der Knabe kniete am ersten Grab, es war das Grab Michelangelos, nieder und schluchzte laut. Leute kamen und gingen, die Messe wurde gelesen, keiner bemerkte den Knaben, nur ein älterer Mann blieb stehen, schaute ihn an – und ging dann fort wie die anderen.

Hunger und Durst plagten den Kleinen. Vollkommen erschöpft kroch er in einen Winkel zwischen die Marmormonumente und schlief ein. Gegen Abend wurde er durch ein leichtes Zupfen geweckt, erschrocken fuhr er auf, und derselbe alte Mann stand vor ihm.

„Bist du krank? Wo bist du zu Hause? Bist du den ganzen Tag hier gewesen?" fragte ihn der Alte, und der Knabe antwortete leise. Der alte Mann nahm ihn mit in sein kleines Haus, das in einer Seitenstraße lag. Sie traten in eine Handschuhmacherwerkstatt; die Frau nähte eifrig, als sie kamen. Ein kleiner weißer Spitz, so kurz geschoren, daß man seine rosige Haut sehen konnte, hüpfte auf den Tisch und machte seine Sprünge.

„Die unschuldigen Seelen kennen sich“, sagte die Frau und streichelte Hund und Knaben. Die guten Leute gaben ihm zu essen und zu trinken und erlaubten ihm, die Nacht bei ihnen zu bleiben; am nächsten Tag würde Vater Giuseppe mit seiner Mutter sprechen.

Er erhielt ein kleines, ärmliches Bett; für ihn aber, der oft auf dem harten steinernen Fußboden hatte schlafen müssen, war es königlich. Wie süß schlief er und träumte von den schönen Bildern und dem Metallschwein!

Vater Giuseppe ging am nächsten Morgen mit dem Kind weg. Es war darüber nicht froh, denn es wußte, daß es nun wieder zu seiner Mutter zurück müsse. Es küßte den kleinen Hund, und die Frau nickte beiden zu.

Welchen Bescheid brachte Vater Giuseppe, als er mit dem Knaben zurückkam? Er sprach viel mit seiner Frau. Sie nickte und streichelte den Knaben. „Es ist ein braves Kind!“ sagte sie. „Er kann ein ordentlicher Handschuhmacher werden, wie du es bist. Was für zarte und schlanke Finger er hat! Die Madonna hat ihn zum Handschuhmacher bestimmt!“

Der Knabe blieb im Haus. Die Frau selbst brachte ihm das Nähen bei. Er aß gut, schlief gut, wurde munter und begann Bellissima, den kleinen Hund, zu necken. Darüber wurde die Frau aber böse, sie drohte mit dem Finger und schimpfte. Das nahm sich der Knabe sehr zu Herzen. Gedankenvoll saß er am Abend in seiner kleinen Kammer, von der er Aussicht auf die Straße hatte, wo Felle getrocknet wurden. Dicke Eisenstangen waren vor den Fenstern. Er konnte nicht schlafen; das Metallschwein erschien ihm in Gedanken, und plötzlich hörte er draußen: Klatsch! Klatsch! Das war gewiß das Schwein! Er sprang ans Fenster, aber nichts war zu sehen, es war schon vorüber.

„Hilf dem Signor seinen Farbkasten tragen!“ sagte Madame am folgenden Morgen zu dem Knaben, als der junge Nachbar, der Maler, mit seinem Malkasten und einer großen, zusammengerollten Leinwand vorbeiging. Der Knabe nahm den Kasten und folgte dem Maler. Sie schlugen den Weg zur Galerie ein und stiegen dieselbe Treppe hinauf, die ihm seit jener Nacht, als

er auf dem Metallschwein geritten war, wohlbekannt war. Er kannte die Statuen und die Bilder; er sah die Mutter Gottes, Jesus und Johannes wieder.

Jetzt blieben sie vor dem Gemälde von Bronzino stehen, wo Christus in die Unterwelt hinabsteigt und die Kinder um ihn herum in süßer Erwartung des Himmels lächeln – das arme Kind lächelte auch, denn hier war es in seinem Himmel.

„Geh nun nach Hause!" sagte der Maler, der inzwischen seine Staffelei gerichtet hatte.

„Darf ich Euch malen sehen?" fragte der Knabe, „darf ich zusehen, wie Ihr das Bild auf diese weiße Leinwand bringt?"

„Noch male ich nicht!" antwortete der Mann und nahm eine schwarze Kreide hervor. Schnell bewegte sich die Hand über die Leinwand, das Auge maß das große Bild, und obwohl nur feine Striche sichtbar wurden, stand Christus doch schwebend da, genau wie auf dem farbigen Bild.

„Aber so geh doch!" sagte der Maler, und der Knabe schlich heim, setzte sich auf den Tisch und nähte Handschuhe.

Den ganzen Tag über weilten seine Gedanken im Bildersaal. Deswegen stach er sich in die Finger, benahm sich ungeschickt, neckte aber dafür Bellissima nicht. Als es Abend wurde und die Haustür gerade offenstand, schlüpfte er leise hinaus. Es war kalt draußen, aber sternenhell, schön und heiter. Fort wanderte er durch die schon menschenleeren Straßen und stand bald vor dem Metallschwein, über das er sich beugte, seinen blanken Rüssel küßte und sich auf seinen Rücken setzte.

„Du liebes Tier", sagte er, „wie habe ich mich nach dir gesehnt! Wir müssen in dieser Nacht einen Ritt machen."

Das Metallschwein lag unbeweglich, nur das frische Wasser sprudelte aus seinem Rüssel. Da zupfte den kleinen Reiter etwas an seinen Kleidern. Als er aufblickte, sah er Bellissima. Die kleine, kahlgeschorene Bellissima bellte, als wolle sie sagen: „Siehst du, ich bin auch da, weshalb setzst du dich hierher?" – Kein feuriger Drache hätte den Knaben so erschrecken können wie der kleine Hund an diesem Ort! Bellissima auf der Straße, und zwar ohne „angekleidet" zu sein, wie die alte Mutter es

nannte! Wenn das nur gut ging! Der Hund kam im Winter nur heraus, wenn ihm zuvor ein kleines Lammfell übergezogen worden war, das für ihn zugeschnitten und genäht war. Das Fell, mit Schleifchen und Glöckchen geschmückt, konnte mit einem roten Band um den Hals und unter dem Bauch festgebunden werden. Wie ein Zicklein sah der Hund aus, wenn er im Winter in diesem Anzug mit Signora ausgehen durfte. Bellissima war draußen und nicht „angekleidet", wie konnte das gut gehen! Wie weggeblasen war alle Träumerei, er küßte das Metallschwein und nahm Bellissima auf den Arm; das Tier zitterte vor Kälte, daher lief er, so schnell er konnte.

„Mit was läufst du da?" riefen zwei Polizisten, denen er begegnete und die Bellissima anbellte. „Wo hast du den hübschen Hund gestohlen?" fragten sie und nahmen ihm das Tierchen weg.

„Oh, gebt mir ihn wieder!" jammerte der Knabe.

„Wenn du ihn nicht gestohlen hast, so kannst du zu Hause sagen, daß der Hund auf der Wache abgeholt werden kann!" Sie nannten den Ort und gingen mit Bellissima fort.

Das war ein großer Jammer! Der Knabe wußte nicht, ob er in den Arno springen oder nach Hause gehen und alles gestehen sollte; sie würden ihn gewiß totschlagen, dachte er. „Aber ich will gern totgeschlagen werden, ich will sterben, dann komme ich zu Jesus und der Madonna!" Und er ging heim, um sich totschlagen zu lassen.

Die Tür war verschlossen. Den Klopfer konnte er nicht erreichen, niemand war auf der Straße, aber ein Stein lag da, und mit diesem donnerte er gegen die Tür. „Wer ist da?" rief es drinnen.

„Ich bin's!" sagte er. „Bellissima ist fort! Macht mir auf und schlagt mich dann tot!"

Großer Schrecken befiel die beiden Alten, besonders Madame, wegen der armen Bellissima. Sie blickte gleich auf die Wand, wo der Anzug des Hundes zu hängen pflegte; das kleine Lammfell hing dort.

„Bellissima auf der Wache!" rief sie ganz laut. „Du böses

Kind! Wie hast du sie hinausgelockt? Sie erfriert! Das gute Tier bei den rohen Soldaten!“

Der Vater mußte sogleich fort, die Frau jammerte, der Knabe weinte. Alle Hausbewohner liefen zusammen, unter ihnen auch der Maler. Er nahm den Knaben zwischen seine Knie und fragte ihn aus, und in Bruchstücken hörte er die ganze Geschichte von dem Metallschwein und der Galerie – sie war allerdings ziemlich unverständlich. Der Maler tröstete den Kleinen, versuchte die Alte zu besänftigen, aber sie gab sich nicht zufrieden, bis der Vater mit Bellissima zurückkam. Welche Freude! Der Maler streichelte den Knaben und schenkte ihm eine Anzahl Bilder.

Das waren herrliche Stücke, komische Köpfe! Wirklich, das Metallschwein war auch darunter. Oh, nichts war schöner! Mit ein paar Strichen war es auf das Papier gezeichnet, sogar das Haus im Hintergrund war angedeutet.

Wer doch zeichnen und malen könnte, der könnte die ganze Welt um sich scharen!

Als der Kleine am nächsten Tag einmal allein war, nahm er einen Bleistift und versuchte, auf der weißen Seite eines der Bilder die Zeichnung des Metallschweins wiederzugeben; sie gelang – etwas schief zwar, etwas auf und ab, ein Bein dick, ein anderes dünn, aber es war doch zu erkennen, er freute sich selbst darüber. Der Bleistift wollte nur nicht so recht gehen, wie er sollte, das merkte der Knabe wohl; aber am folgenden Tag stand wieder ein Metallschwein neben dem ersten, und das war hundertmal besser; das dritte war schon so gut, daß jeder es erkennen konnte.

Aber mit dem Handschuhnähen ging es schlecht, langsam mit den Besorgungen in der Stadt, denn das Metallschwein hatte ihn gelehrt, daß alle Bilder auf Papier gebracht werden können, und die Stadt Florenz ist ein Bilderbuch, in dem man nur zu blättern braucht. Auf der Piazza del Trinità steht eine schlanke Säule mit der Göttin der Gerechtigkeit, die Augen verbunden und die Waagschale in der Hand. Bald stand sie auf dem Papier, und es war der kleine Bursche des Handschuhma-

chers, der sie da hingestellt hatte. Die Bildersammlung wuchs, aber noch enthielt sie nur Zeichnungen von leblosen Gegenständen. Da hüpfte eines Tages Bellissima vor ihm her. „Bleib stehen!“ sagte er, „dann sollst du schön gemalt werden und in meine Bildersammlung kommen!“ Doch Bellissima wollte nicht stehenbleiben, sie mußte an Kopf und Schwanz festgebunden werden. Aber sie machte Sprünge und bellte, die Schnur mußte straffer gespannt werden. Da kam die Signora.

„Du gottloser Knabe! Das arme Tier!“ war alles, was sie hervorbringen konnte. Sie stieß den Knaben zur Seite, trat mit dem Fuß nach ihm, wies ihn aus ihrem Haus, ihn, den undankbarsten Taugenichts, das gottloseste Kind, und weinend küßte sie ihre kleine halberwürgte Bellissima.

In diesem Augenblick kam der Maler die Treppe herauf und – hier ist der Wendepunkt der Geschichte.

Im Jahre 1834 war in Florenz in der Academia delle arti eine Ausstellung. Vor zwei nebeneinander aufgestellten Gemälden versammelte sich immer eine Menge Besucher. Auf dem kleineren war ein kleiner Knabe dargestellt, wie er einen weißen, eigentümlich geschorenen Spitz zeichnet, der mit Bindfaden sowohl am Kopf wie am Schwanz festgebunden war. Das Bild war so lebendig und ausdrucksvoll, daß es jeden ansprach.

Der Maler, so erzählte man, sei ein junger Florentiner, der als Kind auf der Straße gefunden und von einem alten Handschuhmacher erzogen worden sei. Das Zeichnen habe er von selbst gelernt. Ein zur Zeit berühmter Maler habe dieses Talent entdeckt, als der Knabe einmal fortgejagt werden sollte, weil er den Liebling der Madame, den kleinen Spitz, gebunden und als Modell genommen hatte.

Der Handschuhmacherbursche war ein großer Maler geworden. Das zeigte dieses Bild, das zeigte besonders das größere daneben. Hier war nur eine einzige Figur dargestellt: ein in Lumpen gehüllter, schöner Knabe, der sich schlafend an das Metallschwein in der Porta rossa lehnte. Alle Museumsbesucher kannten die Stelle. Die Arme des Kindes ruhten auf dem Kopf des Schweines. Der Kleine schlief. Die Lampe vor dem

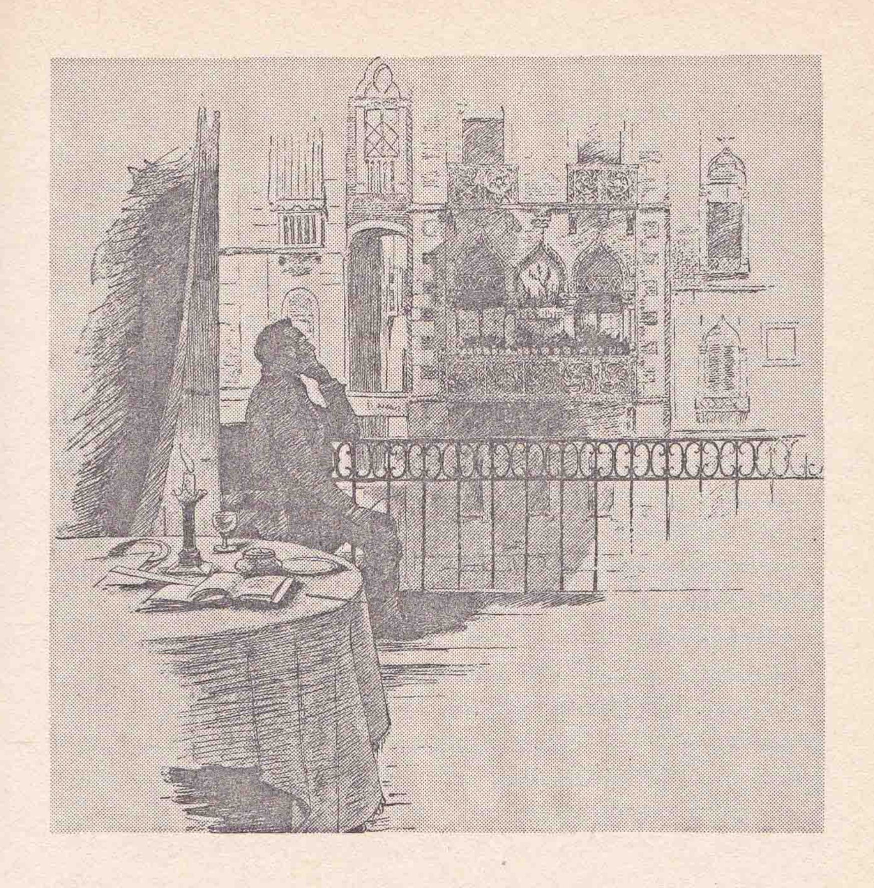
Madonnenbild warf ein starkes, wirkungsvolles Licht auf das blasse, feine Kindergesicht.

Es war ein wunderschönes Gemälde. Ein großer vergoldeter Rahmen umgab es, und um die Ecken war ein Lorbeerkranz gelegt, aber durch die grünen Blätter schlang sich ein schwarzes Band, ein langer Trauerflor hing herab. – Der junge Künstler war in diesen Tagen gestorben!

Der Schatten

In den heißen Ländern brennt die Sonne sehr stark, da werden die Leute ganz braun, mahagonibraun; ja, in den heißesten Ländern werden sie sogar zu Negern gebrannt. Aber es waren nur die heißen Länder, wohin dieses Mal ein gelehrter Mann aus dem kalten Norden gekommen war. Er glaubte nun, daß er hier ebenso herumlaufen könne wie daheim; aber von der Meinung kam er bald ab. Er und alle vernünftigen Leute mußten zu Hause bleiben; die Fensterläden und Türen blieben den ganzen Tag geschlossen; es sah aus, als ob alle im Hause schliefen oder ausgegangen seien. Die schmale Straße mit den hohen Häusern, in der er wohnte, war aber auch so gebaut, daß die Sonne von morgens bis abends darauf schien. Es war wirklich unerträglich!

Der gelehrte Mann aus dem kalten Land war ein junger, kluger Mann. Es kam ihm vor, als sitze er in einem glühenden Ofen. Das griff ihn sehr an, und er wurde ganz dünn und schmal, selbst sein Schatten schrumpfte zusammen und wurde viel kleiner als zu Hause; sogar an dem zehrte die Sonne, und er lebte erst am Abend, wenn sie untergegangen war, so richtig auf. Es war ein Vergnügen, dies mit anzusehen: sobald Licht in die Stube gebracht wurde, streckte sich der Schatten und wuchs an der Wand hinauf, ja, noch weiter bis zur Decke, so lang machte er sich; er mußte sich ordentlich strecken, um wieder zu Kräften zu kommen. Der gelehrte Mann ging auf den Balkon hinaus, um seinen Körper und seine Arme ein wenig zu strekken, und sobald die Sterne an dem schönen, klaren Himmel leuchteten, war es ihm, als ob er wieder auflebe. Auf allen Balkonen in der Straße – in den warmen Ländern ist fast an jedem Haus ein Balkon – erschienen jetzt Leute, denn frische Luft muß man doch schöpfen, selbst wenn man sich daran



gewöhnt hat, mahagonibraun zu sein! Dann wurde es unten und oben lebhaft. Unten setzten sich Schuster und Schneider – worunter man alle Leute versteht! – auf die Straße, man brachte Tische und Stühle hinaus, und Lichter brannten, über tausend Lichter. Der eine redete, der andere sang, Leute gingen spazieren, Wagen fuhren, Maultiere trabten: „Klingelingeling" – sie tragen nämlich Glöckchen am Geschirr. Leichen wurden mit Gesang begraben, Kirchenglocken läuteten; ja, es war wirklich sehr lebhaft auf der Straße unten.

Nur in dem einen Haus, das dem gegenüber lag, wo der fremde gelehrte Mann wohnte, war es sehr still. Und dennoch wohnte auch dort jemand, denn auf dem Balkon standen Blu-

men, die blühten gar herrlich in der Sonnenhitze, und das hätten sie nicht können, wenn sie nicht begossen worden wären, jemand mußte sie also gießen. Die Tür wurde auch gegen Abend halb geöffnet, aber dann war es dunkel drinnen, wenigstens im vordersten Zimmer; von innen her hörte man Musik. Der fremde gelehrte Mann fand sie außerordentlich schön, aber es war gut möglich, daß er sich das bloß einbildete, denn er fand hier in den warmen Ländern alles außerordentlich schön, wenn nur die Sonne nicht so gebrannt hätte. Der Wirt des Fremden sagte, daß er nicht wisse, wer das gegenüberliegende Haus gemietet habe, man sehe keinen Menschen, und was die Musik betreffe, so scheine sie ihm schrecklich langweilig. Es sei, als ob da jemand sitze und ein Stück einübe, das er nie spielen lerne, immer das gleiche Stück. „Ich bringe es doch noch fertig!" scheine er zu glauben; aber es gelinge ihm nicht, und wenn er noch so lang spiele.

Eines Nachts wachte der Fremde auf, er schlief bei offener Balkontür, und der Wind bewegte den Vorhang. Da glaubte er, einen wunderbaren Glanz auf dem Balkon des gegenüberliegenden Hauses zu sehen, alle Blumen leuchteten wie Flammen in den prächtigsten Farben, und mitten unter den Blumen stand eine schöne, schlanke, junge Frau. Es war, als ob auch sie leuchte. Seine Augen waren förmlich geblendet, aber er hatte sie nur zu weit aufgerissen, weil er gerade erst aus dem Schlaf kam. Mit einem Sprung war er aus dem Bett, leise schlich er hinter den Vorhang – doch die schöne junge Frau war fort, der Glanz war fort, die Blumen leuchteten nicht mehr, standen aber noch so schön da wie immer, die Tür war angelehnt, und von innen klang Musik, so lieblich, so zart, daß man sich wirklich in süße Gedanken verlieren konnte. Es war wie ein Zauber. Wer wohnte dort? Wo war der Eingang? Im ganzen Erdgeschoß war Laden neben Laden, und da konnten die Leute doch nicht immer durchlaufen.

Eines Abends saß der Fremde auf seinem Balkon. In der Stube hinter ihm brannte Licht, und so war es ganz natürlich, daß sein Schatten auf die Wand des gegenüberstehenden Hau-

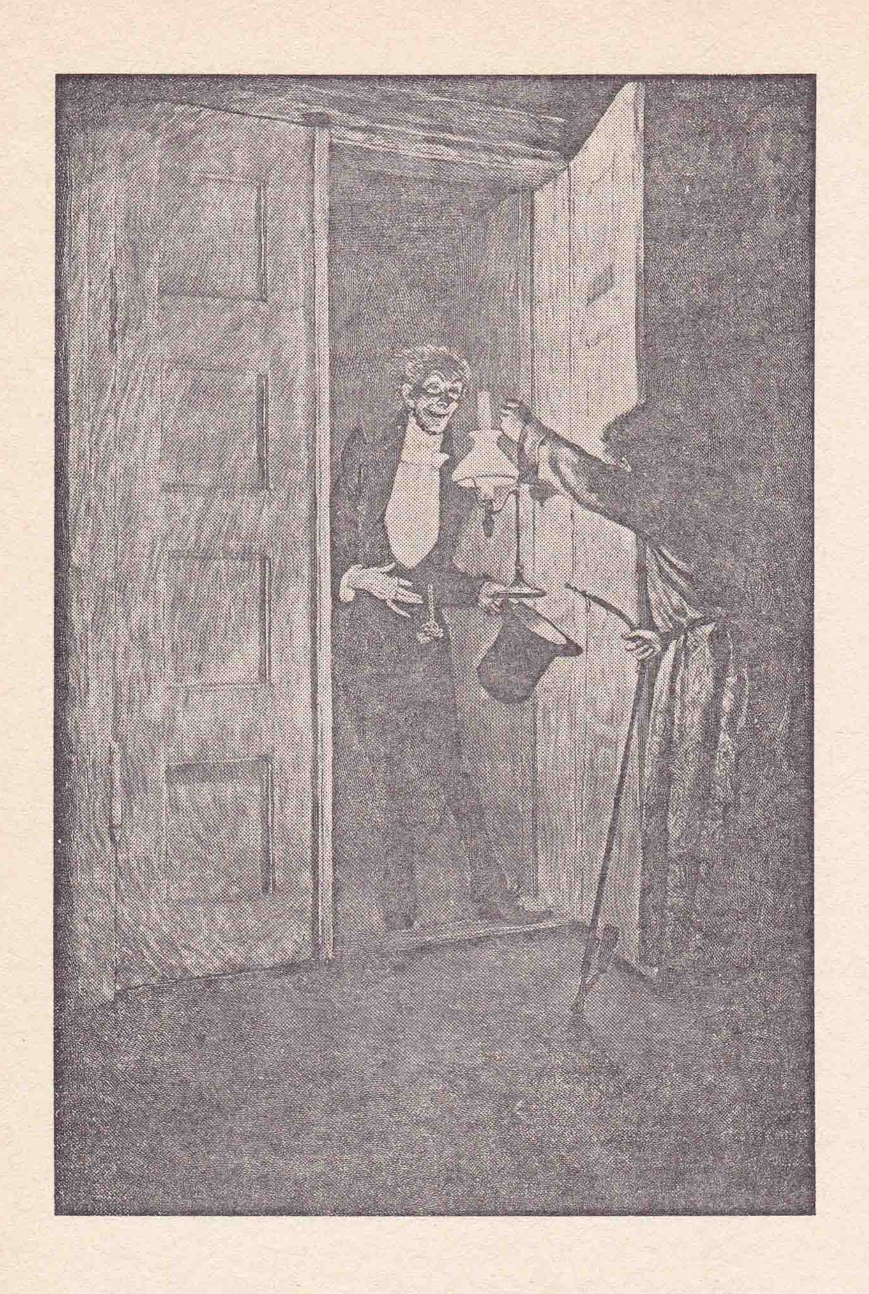
ses fiel, ja, da saß er zwischen den Blumen auf dem Balkon, und wenn der Fremde sich bewegte, so bewegte sich der Schatten auch.

„Ich glaube, daß mein Schatten das einzig Lebendige ist, was man da drüben sieht!“ sagte der gelehrte Mann. „Wie hübsch er dort zwischen den Blumen sitzt! Die Tür ist nur angelehnt, jetzt sollte der Schatten so gescheit sein und hineingehen, sich drinnen umsehen, zurückkommen und mir erzählen, was er gesehen hat. Ja, du würdest dich dadurch nützlich machen“, sagte er wie im Scherz zu seinem Schatten. „Sei so gut und geh hinein! Nun, wirst du gehen?“ Und dann nickte er dem Schatten zu, und der Schatten nickte auch. „Nun geh nur, aber bleibe nicht ganz weg!“ Der Fremde erhob sich, und der Schatten auf dem Balkon gegenüber erhob sich auch; der Fremde drehte sich um, ja, wenn jemand genau aufgepaßt hätte, so würde er gesehen haben, wie der Schatten in demselben Augenblick geradewegs durch die halboffene Balkontür des gegenüberliegenden Hauses in das Innere hineinging, als der Fremde seine Stube wieder betrat und den langen Vorhang herabfallen ließ.

Am nächsten Morgen ging der gelehrte Mann aus, um Kaffee zu trinken und Zeitungen zu lesen. „Was ist das?“ sagte er, als er in den Sonnenschein kam. „Ich habe ja keinen Schatten mehr! Er ist also wirklich gestern abend fortgegangen und nicht zurückgekommen. Das ist recht peinlich!“

Und es ärgerte ihn, aber nicht so sehr deswegen, weil sein Schatten fort war, sondern weil er die Geschichte von dem Mann ohne Schatten kannte – alle Leute daheim in dem kalten Land kannten ja diese Geschichte –, und wenn er nun wieder heimkam und seine eigene Geschichte erzählte, so würden sie sagen, daß es nur eine Nachäffung von ihm sei, und das wollte er nicht von sich sagen lassen. Deshalb wollte er schon gar nicht davon reden, und das war vernünftig gedacht.

Am Abend ging er wieder auf seinen Balkon hinaus. Das Licht hatte er genau hinter sich gestellt, denn er wußte, daß der Schatten stets seinen Herrn zum Schirm haben will, aber er konnte ihn nicht herauslocken. Er machte sich klein, er machte



sich groß, doch da war kein Schatten, da kam kein Schatten. Er sagte: „Hm! Hm!“, auch das half nichts.

Es war wirklich ärgerlich. Doch in den warmen Ländern wächst alles so geschwind, und nach acht Tagen stellte er zu seiner großen Freude fest, daß ein neuer Schatten aus seinen Beinen herauswuchs, wenn er in den Sonnenschein kam; die Wurzel mußte also geblieben sein. Nach drei Wochen hatte er einen leidlichen Schatten, und als er sich auf die Rückreise in die nördlichen Länder begab, wuchs dieser immer mehr und mehr, so daß er zuletzt so lang und so breit war, daß die Hälfte genügt hätte.

Zu Hause schrieb der gelehrte Mann viele Bücher über das Wahre, das Gute und das Schöne in der Welt, und es vergingen Tage, es vergingen Jahre, es vergingen viele Jahre.

Da sitzt er eines Abends in seiner Stube, und leise klopft es an die Tür. „Herein!“ sagte er, aber niemand kam. Da öffnete er die Tür: Draußen stand ein so außerordentlich hagerer Mensch, daß ihm ganz merkwürdig zumute wurde. Übrigens war der Mensch fein gekleidet, es mußte ein vornehmer Herr sein.

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“ fragte der gelehrte Mann.

„Ja, dachte ich es mir doch“, sagte der feine Mann, „daß Sie mich nicht mehr erkennen würden! Ich bin Körper geworden, habe Fleisch und Kleider bekommen. Sie haben wohl nie daran gedacht, mich in solchem Zustand zu sehen? Kennen Sie Ihren alten Schatten nicht mehr? Ja, Sie haben sicher nicht damit gerechnet, daß ich zurückkehren würde. Mir ist es gut gegangen, seit ich zuletzt bei Ihnen war. Ich bin in jeder Hinsicht sehr vermögend geworden. Und wenn ich mich vom Dienst freikaufen will, so kann ich das.“ Dabei klapperte er mit einer Menge kostbarer Anhänger an seiner Uhr und steckte seine Hand durch die dicke goldene Kette, die er um den Hals trug. Wie blitzten die Diamantringe an seinen Fingern! Und alles war echt!

„Nein, ich habe meine Gedanken noch nicht beisammen!“ sagte der gelehrte Mann. „Was bedeutet das alles?“

„Ja, etwas Gewöhnliches nicht!“ sagte der Schatten. „Sie selbst gehören ja auch nicht zu den gewöhnlichen Menschen, und ich bin, das wissen Sie wohl, von Kindesbeinen an in Ihre Fußstapfen getreten. Sobald Sie der Ansicht waren, daß ich reif genug sei, um allein in der Welt weiterzukommen, ging ich meinen eigenen Weg. Ich lebe in den allerbesten Verhältnissen, aber mich überkam eine Art Sehnsucht, Sie noch einmal zu sehen, ehe Sie sterben.

Ich wollte auch diese Gegend wiedersehen, man hängt doch an seinem Vaterland. Ich weiß, daß Sie einen anderen Schatten bekommen haben. Habe ich ihm oder Ihnen etwas zu bezahlen? Haben Sie die Güte, es zu sagen!“

„Nein, bist du es wirklich?“ fragte der gelehrte Mann. „Das ist merkwürdig! Nie hätte ich geglaubt, daß man seinen alten Schatten als Menschen wiedersehen könne.“

„Sagen Sie mir, was ich zu bezahlen habe“, sagte der Schatten, „denn ich möchte nicht gern in jemandes Schuld stehen.“

„Wie kannst du so sprechen!“ sagte der gelehrte Mann. „Von welcher Schuld soll hier die Rede sein? Du bist so frei wie irgendeiner! Ich freue mich außerordentlich über dein Glück. Setz dich, alter Freund, und erzähle mir ein wenig, wie das zugegangen ist und was du dort in dem warmen Land in dem uns gegenüberliegenden Haus gesehen hast!“

„Ja, das will ich Ihnen gern erzählen!“ sagte der Schatten und setzte sich, „aber dann müssen Sie mir auch versprechen, daß Sie niemals hier in der Stadt, wo Sie mich auch antreffen sollten, zu irgend jemandem sagen, daß ich Ihr Schatten gewesen bin. Ich beabsichtige nämlich, mich zu verloben; ich kann eine Familie gut ernähren.“

„Sei unbesorgt!“ sagte der gelehrte Mann. „Ich werde niemandem sagen, wer du eigentlich bist. Hier ist meine Hand, ich verspreche es dir. Ein Mann, ein Wort!“

„Ein Wort, ein Schatten!“ sagte der Schatten, denn so mußte der ja sprechen.

Übrigens war es äußerst merkwürdig, wie sehr er Mensch geworden war. Er war schwarz gekleidet, in das allerfeinste

Tuch, trug glänzende Lackstiefel und einen Hut, den man zusammendrücken konnte, so daß er nichts als Deckel und Krempe war, nicht zu sprechen von dem, was wir bereits wissen: den kostbaren Uhranhängern, der goldenen Halskette und den Diamantringen. Ja, der Schatten war außerordentlich gut gekleidet, und das war es gerade, was ihn zu einem ganzen Menschen machte.

„Nun will ich erzählen“, sagte der Schatten und setzte seine Füße mit den Lackstiefeln, so fest er nur konnte, auf den Arm von dem neuen Schatten des gelehrten Mannes, der wie ein Pudelhund zu seinen Füßen lag. Das geschah entweder aus Hochmut oder vielleicht auch deshalb, daß der neue Schatten daran klebenbleiben sollte. Aber der liegende Schatten verhielt sich still und ruhig, um gut zuhören zu können; er wollte wohl gern wissen, wie man loskommen und sich zu seinem eigenen Herrn hinaufdienen könne.

„Wissen Sie, wer in dem Haus uns gegenüber wohnte?“ fragte der Schatten. „Das war das Herrlichste von allem! Es war die Poesie! Ich war drei Wochen dort, und das ist ebenso gut, als ob man dreitausend Jahre lebte und alles lesen könnte, was gedichtet und geschrieben ist. Denn das sage ich: Ich habe alles gesehen, und ich weiß alles!“

„Die Poesie!“ rief der gelehrte Mann. „Ja, sie lebt oft als Einsiedlerin in den großen Städten. Die Poesie! Ja, ich habe sie einen einzigen kurzen Augenblick gesehen, aber da steckte mir der Schlaf noch in den Augen. Sie stand auf dem Balkon und leuchtete, wie das Nordlicht leuchtet; Blumen in Flammen. Erzähle! Erzähle! Du warst auf dem Balkon. Du gingst zur Tür hinein, und dann. . .“

„Dann befand ich mich im Vorzimmer“, sagte der Schatten. „Sie saßen drüben und schauten immer zum Vorzimmer herüber. Da war kein Licht, es herrschte Halbdunkel. Aber eine Tür neben der anderen, die in Zimmer und Säle führten, stand offen, da war es so hell, daß das Licht mich getötet hätte, wäre ich bis zu der schönen jungen Frau vorgedrungen. Aber ich war besonnen; ich nahm mir Zeit, das muß man.“

„Und was hast du gesehen?“ fragte der gelehrte Mann.

„Ich sah alles, und will es Ihnen erzählen, aber – es ist bestimmt kein Stolz meinerseits – als freier Mann und bei den Kenntnissen, die ich besitze, von meiner guten Stellung und meinen ausgezeichneten Vermögensverhältnissen abgesehen, wünschte ich doch, daß Sie mich mit ‚Sie‘ anreden möchten.“

„Bitte um Verzeihung“, sagte der gelehrte Mann, „das ‚Du‘ ist eine alte Gewohnheit, und solche legt man schwer ab. Sie haben vollkommen recht, und ich will daran denken. Aber nun erzählen Sie mir alles, was Sie gesehen haben.“

„Alles“, sagte der Schatten, „denn ich sah alles, und ich weiß alles.“

„Wie sah es denn in den inneren Räumen aus?“ fragte der gelehrte Mann. „War es dort wie in einem kühlen Hain? War es dort wie in einem heiligen Tempel? Waren die Räume wie der sternenhelle Himmel, wenn man auf den hohen Bergen steht?“

„Alles war da“, sagte der Schatten, „ich war zwar nicht ganz drinnen, ich blieb im vordersten Zimmer im Halbdunkel, aber da stand ich außerordentlich gut. Ich sah alles und weiß alles. Ich bin am Hofe der Poesie im Vorzimmer gewesen.“

„Aber was sahen Sie denn? Gingen durch die großen Säle die Götter der Vorzeit? Kämpften dort die alten Helden? Spielten dort liebliche Kinder und erzählten ihre Träume?“

„Ich sage Ihnen, daß ich dagewesen bin, und daher begreifen Sie wohl, daß ich alles sah, was zu sehen war. Wenn Sie dahin gekommen wären, so wären Sie nicht Mensch geblieben, aber ich wurde es, und zugleich lernte ich mein innerstes Wesen, mein angeborenes, und die Verwandtschaft kennen, in der ich zu der Poesie stand. Damals, als ich bei Ihnen war, dachte ich nicht darüber nach; aber immer, das wissen Sie, wenn die Sonne auf- und unterging, war ich oft wunderbar groß; im Mondschein war ich fast noch deutlicher erkennbar als Sie selbst. Damals begriff ich nicht mein innerstes Wesen; im Vorzimmer der Poesie erschloß es sich mir – ich wurde Mensch! Reif kam ich wieder heraus, aber Sie waren nicht mehr in den warmen

Ländern. Ich schämte mich, als Mensch so zu gehen, wie ich ging. Ich brauchte Stiefel, ich brauchte Kleider und diesen ganzen Kram, der einen Menschen erkennbar macht. Ich versteckte mich vorerst – Ihnen kann ich es ja anvertrauen, Sie werden es in keinem Buch veröffentlichen –, ich versteckte mich also unter den Rock der Kuchenfrau. Das Weib dachte nicht daran, wieviel es beherbergte. Erst am Abend ging ich aus, ich lief im Mondschein auf der Straße umher, ich streckte mich an den Mauern hinauf, das kitzelte so angenehm den Rücken; ich lief hinauf und hinab, schaute durch die höchsten Fenster in die Säle hinein und durchs Dach, wo niemand hinsehen konnte; und ich sah, was niemand sah, was niemand sehen sollte. Es ist im Grunde doch eine böse Welt! Ich wollte kein Mensch sein, wenn es nicht etwas bedeuten würde, ein Mensch zu sein. Ich sah das Allerunglaublichste bei Weibern und Männern und Eltern und den ‚süßen, unvergleichlichen Kindern'. Ich sah, was kein Mensch weiter weiß, was aber alle gar zu gern wissen möchten: das Böse bei den Nachbarn. Hätte ich eine Zeitung geschrieben, die wäre gelesen worden! Aber ich schrieb direkt an die Leute selbst, und es entstand Schrecken in allen Städten, wohin ich kam. Sie hatten große Angst vor mir, und sie hatten mich außerordentlich lieb! Der Professor machte mich zum Professor; der Schneider gab mir neue Kleider – ich bin gut versorgt; der Münzmeister schlug Münzen für mich; die Weiber sagten, daß ich schön sei. So wurde ich der Mann, der ich jetzt bin! Nun sage ich Ihnen auf Wiedersehen! Hier ist meine Karte, ich wohne auf der Sonnenseite und bin bei Regenwetter stets zu Hause." Und der Schatten ging fort.

„Das war doch merkwürdig!" sagte der gelehrte Mann.

Jahre und Tage vergingen, da erschien der Schatten wieder.

„Wie geht es?" fragte er.

„Ach!" sagte der gelehrte Mann, „ich schreibe über das Wahre, das Gute und das Schöne; aber niemand will so etwas lesen; ich bin ganz verzweifelt, denn ich nehme mir das sehr zu Herzen!"

„Das soll man nicht", sagte der Schatten, „ich werde dick

und fett, und das soll man. Sie verstehen sich nicht auf die Welt; Sie werden krank dabei! Sie müssen reisen. Ich will im Sommer eine Reise machen. Wollen Sie mit? Ich hätte gern einen Reisekameraden. Wollen Sie als Schatten mitreisen? Es soll mir ein großes Vergnügen sein! Ich bezahle die Reise!"

„Das geht entschieden zu weit!" sagte der gelehrte Mann.

„Wie man es nimmt!" sagte der Schatten. „Eine Reise wird Ihnen sehr gut tun. Wollen Sie mein Schatten sein? Dann sollen Sie auf der Reise alles frei haben."

„Jetzt wird es mir aber zu bunt!" sagte der gelehrte Mann.

„Aber so ist nun einmal die Welt", sagte der Schatten, „und so wird sie auch bleiben!" Dann entfernte er sich.

Dem gelehrten Mann ging es gar nicht gut; Sorgen und Kummer verfolgten ihn, und was er von dem Wahren, dem Guten und dem Schönen sprach, das war für die meisten Leute, was die Muskatnuß für die Kuh ist. Zuletzt wurde er ganz krank.

„Sie sehen wirklich aus wie ein Schatten!" sagten die Leute zu ihm, und es schauderte den gelehrten Mann bei diesem Gedanken.

„Sie müssen in ein Bad reisen!" sagte der Schatten, als er ihn besuchte. „Es gibt keine andere Hilfe für Sie. Ich will Sie um unserer alten Bekanntschaft willen mitnehmen. Ich bezahle die Reise, und Sie übernehmen die Reisebeschreibung und unterhalten mich unterwegs. Ich will auch in ein Bad; mein Bart wächst nicht so recht, wie er sollte, das ist auch eine Krankheit. Und einen Bart muß man doch haben! Seien Sie vernünftig, und nehmen Sie mein Anerbieten an; wir reisen wie Kameraden."

Und sie reisten. Der Schatten war nun Herr, und der Herr war Schatten. Sie fuhren miteinander, sie ritten und gingen zusammen nebeneinander, vor- und hintereinander, wie die Sonne eben stand. Der Schatten wußte stets den Ehrenplatz einzunehmen; das fiel dem gelehrten Mann aber nicht weiter auf; er hatte ein gutes Herz und war überaus mild und freundlich. Da sagte der Herr eines Tages zum Schatten: „Da wir nun auf solche Weise Reisekameraden geworden und zudem von

Kindheit an zusammen aufgewachsen sind, wollen wir da nicht Brüderschaft trinken? Das Du klingt doch vertraulicher."

„Sie sagen da etwas", sagte der Schatten, der ja jetzt eigentlich der Herr war, „was offen gesprochen und wohlgemeint ist. Ich will ebenso offen und wohlwollend antworten. Sie, als gelehrter Mann, wissen es wohl, wie wunderlich die menschliche Natur ist. Es gibt Menschen, die es nicht vertragen können, graues Papier anzugreifen, davon wird es ihnen übel; anderen geht es durch Mark und Bein, wenn man mit einem Nagel an einer Glasscheibe kratzt; ich selbst habe ein ähnliches Gefühl, wenn ich Sie ‚du' zu mir sagen höre, ich fühle mich dadurch, wie in meiner ersten Stellung bei Ihnen, zu Boden gedrückt. Sie sehen, daß dies ein Gefühl ist, kein Stolz. Ich kann Sie nicht ‚du' zu mir sagen lassen, aber ich will gern ‚du' zu Ihnen sagen, da wird Ihr Wunsch doch wenigstens zur Hälfte erfüllt." Und nun sagte der Schatten „du" zu seinem früheren Herrn.

„Das ist doch unerhört", dachte dieser, „daß ich ‚Sie' sagen muß, er aber ‚du' sagt." Doch er mußte es sich gefallen lassen.

Sie kamen in ein Bad, wo viele Fremde waren, unter ihnen eine wunderschöne Königstochter, die die Krankheit hatte, daß sie allzu scharf sah, was sehr beunruhigend war. Sie merkte sofort, daß der Neuangekommene eine ganz andere Person war als die übrigen. „Man sagt, daß er hier ist, um seinen Bart zum Wachsen zu bringen; aber ich erkenne die wahre Ursache: Er kann keinen Schatten werfen."

Nun war sie neugierig geworden, und daher ließ sie sich auf der Promenade mit dem fremden Herrn sofort in ein Gespräch ein. Als Königstochter brauchte sie nicht viel Umstände zu machen, deshalb sagte sie unmittelbar zu ihm: „Ihre Krankheit besteht darin, daß Sie keinen Schatten werfen können."

„Ihre Königliche Hoheit müssen auf dem Wege der Besserung sein", sagte der Schatten. „Ich weiß, Ihr Übel besteht darin, daß Sie allzu scharf sehen; aber das hat sich gegeben; Sie sind wieder hergestellt. Ich habe, wie ich zugeben muß, einen ungewöhnlichen Schatten. Sehen Sie nicht die Person, die stets neben mir geht? Andere Menschen haben einen gewöhnlichen

Schatten, aber ich liebe das Gewöhnliche nicht. Man gibt seinen Dienern oft feineres Tuch zur Kleidung, als man selbst trägt, und so habe ich meinen Schatten sich zu einem Menschen herausputzen lassen, ja, Sie sehen, daß ich ihm sogar einen Schatten gegeben habe. Das kostet zwar viel, aber ich liebe nun einmal das Besondere, das Ungewöhnliche!"

„Wie", dachte die Prinzessin, „sollte ich mich erholt haben? Dieses Bad ist das beste, das es gibt. Das Wasser hat doch in unserer Zeit wunderbare Kräfte. Aber ich reise noch nicht ab, denn jetzt wird es erst interessant. Der fremde Prinz – denn ein Prinz muß es sein! – gefällt mir außerordentlich gut. Wenn nur sein Bart nicht so schnell wächst, damit er noch hier bleibt!"

Am Abend tanzten die Königstochter und der Schatten zusammen in dem großen Ballsaal. Sie war leicht, aber er war noch leichter, einen solchen Tänzer hatte sie noch nie gehabt. Sie erzählte ihm, aus welchem Land sie komme, er kannte das Land. Er war dort gewesen, aber damals war sie nicht zu Hause. Er hatte durch die Fenster des Schlosses hineingeschaut, sowohl unten wie oben, er hatte das eine und das andere erfahren, daher konnte er der Königstochter antworten und Anspielungen machen, über die sie sehr erstaunt war. Er mußte der klügste Mann auf Erden sein! Sie hatte großen Respekt vor allem, was er wußte. Und als sie wieder mit ihm tanzte, verliebte sie sich in ihn; das merkte der Schatten, denn sie hätte beinahe mit ihren Augen ganz durch ihn hindurchgeschaut. Sie tanzten noch einmal, und sie war nahe daran, ihm ihre Liebe zu gestehen; aber sie war vernünftig, sie dachte an ihr Land und Reich und an die vielen Menschen, über die sie regieren sollte. „Ein kluger Mann ist er", sagte sie zu sich selbst, „das ist gut; und er tanzt ganz vortrefflich, das ist auch gut. Aber hat er auch gründliche Kenntnisse? Das ist ebenso wichtig und muß geprüft werden." Und nun richtete sie sofort eine schwierige Frage an ihn, so schwierig, daß sie selbst keine Antwort darauf gewußt hätte. Der Schatten machte ein sonderbares Gesicht.

„Darauf können Sie nicht antworten", sagte die Königstochter.

„Das habe ich schon in meinen Kinderjahren gelernt“, erwiderte der Schatten, „ich glaube, sogar mein Schatten, der dort an der Tür steht, würde darauf antworten können.“

„Ihr Schatten?“ sagte die Königstochter, „das wäre sehr merkwürdig.“

„Ich will nicht behaupten, daß er es kann“, sagte der Schatten, „aber ich möchte es fast glauben. Er ist mir schon so manches Jahr gefolgt und hat gar vieles von mir gehört, ja, ich möchte es glauben. Aber Eure Königliche Hoheit erlauben mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß er so stolz darauf ist, für einen Menschen zu gelten, daß er ganz wie ein Mensch behandelt werden muß, wenn er bei guter Laune sein soll – und das muß er sein, um richtig zu antworten.“

„Das gefällt mir!“ sagte die Königstochter.

Und sie ging zu dem gelehrten Mann an der Tür. Sie sprach mit ihm von Sonne und Mond, von den grünen Wäldern und von den Menschen, nah und fern, und der gelehrte Mann antwortete sehr klug und sehr gut.

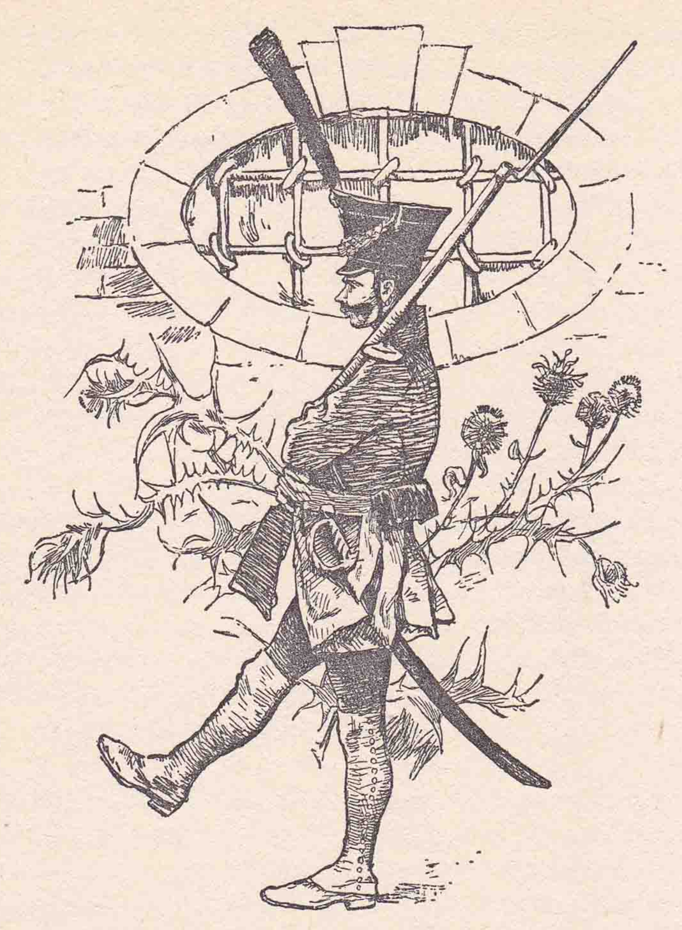
„Was muß das für ein Mann sein, der einen so klugen Schatten hat!“ dachte sie. „Es würde ein wahrer Segen für mein Volk und mein Reich sein, wenn ich den zum Gemahl erwählte – ich tue es!“

Und sie wurden bald einig, die Königstochter und der Schatten. Niemand sollte aber etwas davon erfahren, ehe sie in ihr Reich zurückgekehrt war.

„Niemand, nicht einmal mein Schatten!“ sagte der Schatten, und dazu hatte er seine besonderen Gründe.

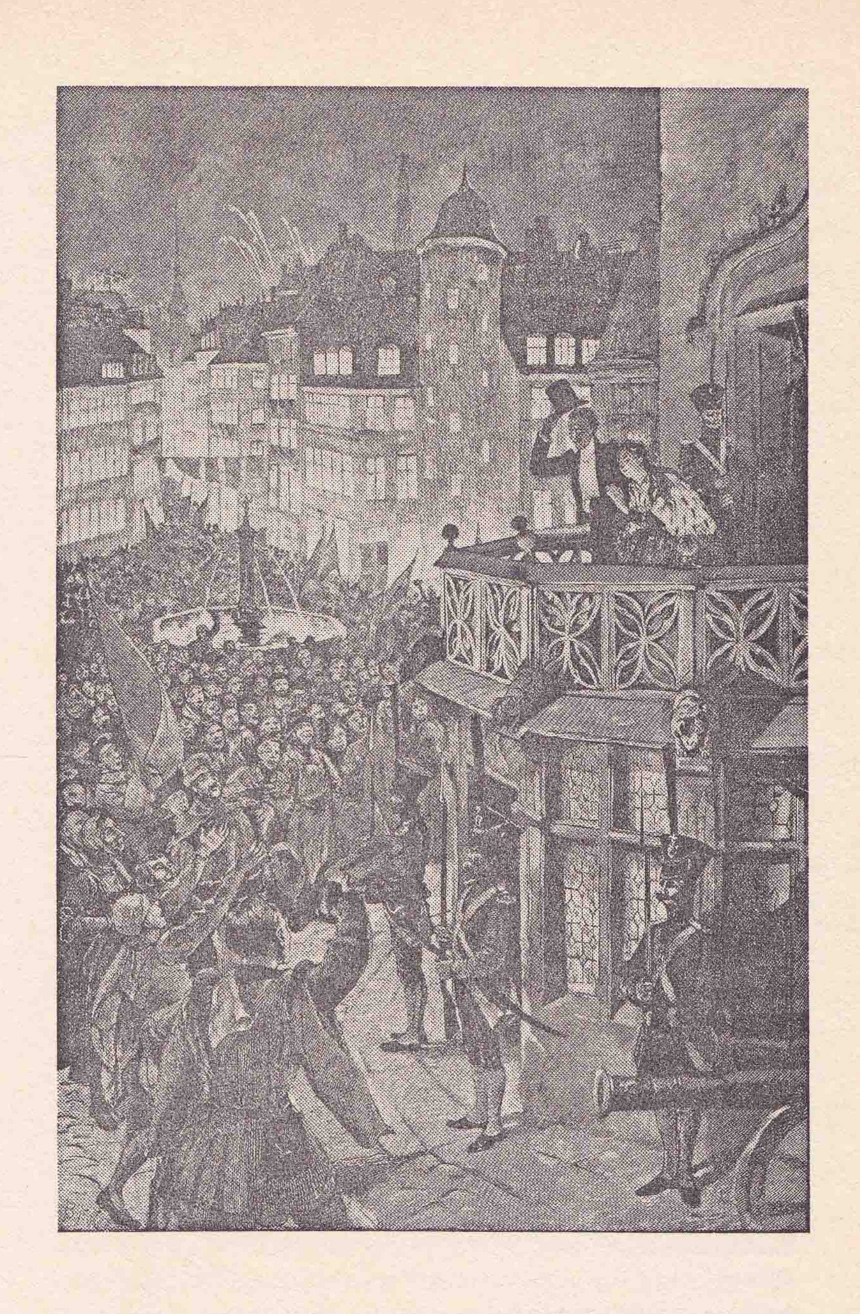
Sie kamen in das Land, wo die Königstochter herrschte, wenn sie zu Hause war.

„Höre, mein Freund“, sagte der Schatten zu dem gelehrten Mann, „jetzt bin ich so glücklich und mächtig, wie nur irgend jemand es werden kann. Nun will ich auch etwas Besonderes für dich tun. Du sollst bei mir auf dem Schloß wohnen, mit mir in meinem königlichen Wagen fahren und hunderttausend Reichstaler jährlich bekommen, dafür mußt du dich aber von allen ‚Schatten‘ nennen lassen und darfst nie sagen, daß du



jemals ein Mensch gewesen bist; und einmal im Jahr mußt du, wenn ich auf dem Balkon im Sonnenschein sitze und mich sehen lasse, zu meinen Füßen liegen, wie es einem Schatten gebührt. Ich will dir nämlich mitteilen, daß ich die Königstochter heirate, und heute abend soll die Hochzeit sein."

„Nein, das ist mir doch zu toll!" sagte der gelehrte Mann. „Das will ich nicht, das tue ich nicht! Damit würde ich das ganze Land betrügen und die Königstochter dazu! Ich werde alles sagen: daß ich ein Mensch bin und Sie der Schatten, der Menschenkleider anhat."



„Das würde niemand glauben“, sagte der Schatten. „Sei vernünftig, oder ich lasse die Wache rufen!“

„Ich gehe direkt zur Königstochter!“ sagte der gelehrte Mann.

„Aber ich gehe zuerst“, sagte der Schatten, „und du gehst ins Gefängnis!“

Und das geschah, denn die Schildwachen gehorchten dem, von dem sie wußten, daß die Königstochter ihn heiraten wollte.

„Du zitterst?“ sagte die Königstochter, als der Schatten bei ihr eintrat. „Ist etwas vorgefallen? Du darfst heute nicht krank werden, gerade jetzt, da wir unsere Hochzeit feiern wollen!“

„Ich habe das Fürchterlichste erlebt, was man erleben kann!“ sagte der Schatten. „Denke dir – ja, so ein armes Schattengehirn kann nicht viel vertragen! –, denke dir, mein Schatten ist verrückt geworden. Er bildet sich ein, daß er Mensch geworden sei und daß ich – denke dir nur – daß ich sein Schatten sei!“

„Das ist ja schrecklich!“ sagte die Prinzessin. „Er ist doch eingesperrt?“

„Selbstverständlich! Ich fürchte nur, daß er sich nie wieder erholen wird.“

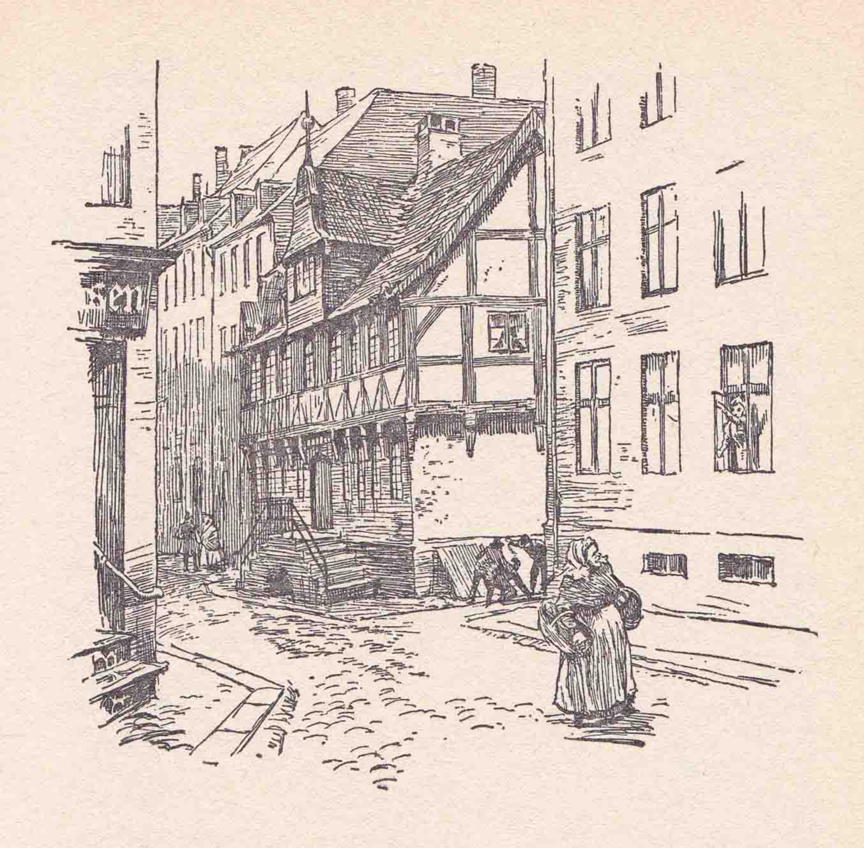
„Der arme Schatten!“ rief die Prinzessin. „Er ist sicher sehr unglücklich, und es wäre bestimmt eine wahre Wohltat, ihn von dem bißchen Leben, was er hat, zu befreien, und wenn ich recht darüber nachdenke, wie in unserer Zeit das Volk nur allzu bereit ist, Partei für den Niederen gegen den Höheren zu ergreifen, so scheint es mir fast nötig zu sein, daß man ihn in aller Stille beiseite schafft.“

„Das ist allerdings hart, denn er war ein treuer Diener“, sagte der Schatten, und er tat, als ob er seufze.

„Du bist ein edler Charakter!“ sagte die Königstochter und verneigte sich vor ihm.

Am Abend war die ganze Stadt festlich beleuchtet, und Freudenschüsse wurden abgefeuert: Bum! Bum! Und die Soldaten präsentierten das Gewehr. Das war eine Hochzeit!

Der gelehrte Mann sah und hörte nichts von all diesen Herrlichkeiten – denn er war schon hingerichtet.



Das alte Haus

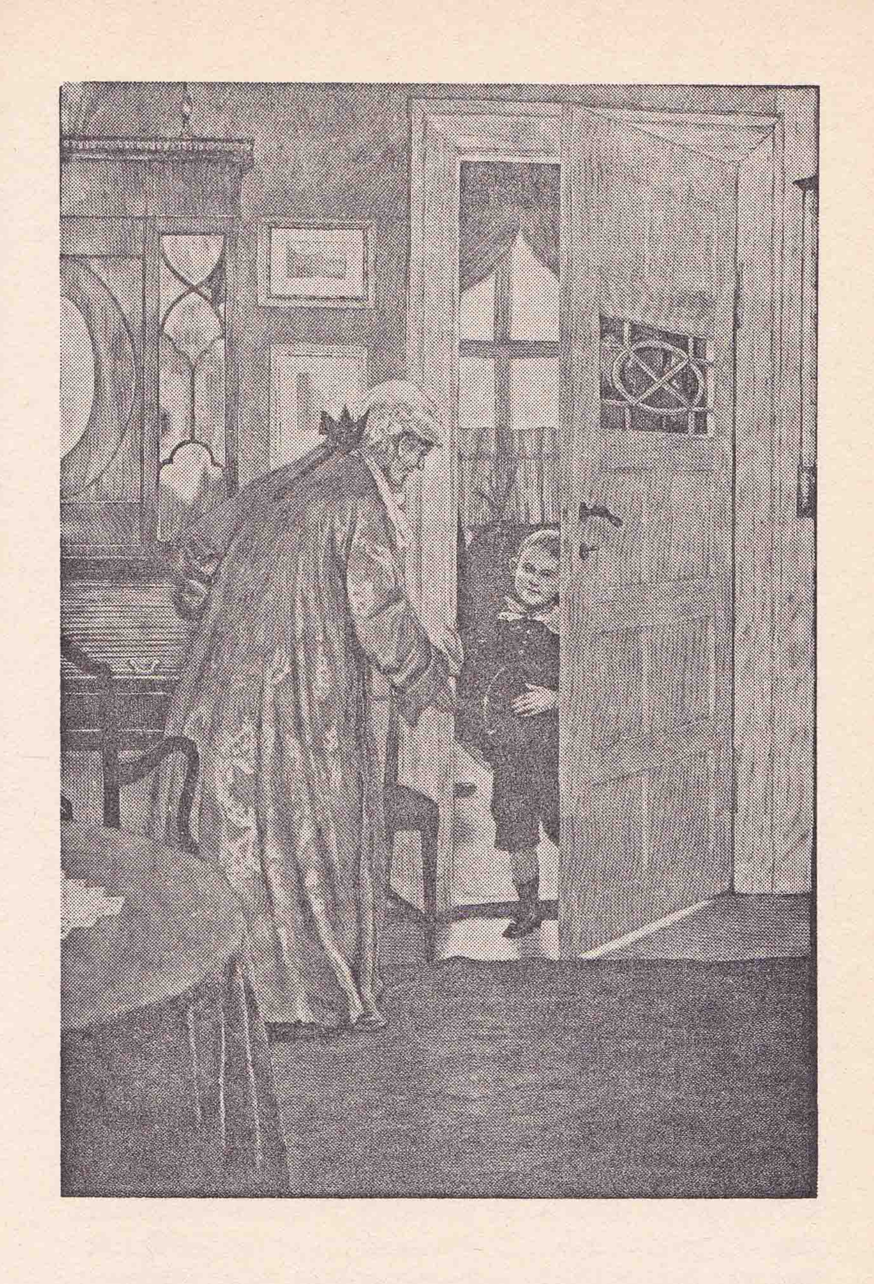
Dort unten in der Straße stand ein altes, altes Haus. Es war fast dreihundert Jahre alt; das konnte man auf dem Balken lesen, in den zwischen Tulpen und Hopfenranken die Jahreszahl eingeschnitten war. Da las man ganze Verse, geschrieben wie in der alten Zeit, und über jedem Fenster war ein Gesicht in den Balken geschnitzt, das allerlei Grimassen zog. Das eine Stockwerk ragte ein ganzes Stück über das andere hinaus, und unmittelbar unter dem Dach war eine bleierne Rinne mit einem

Drachenkopf angebracht. Das Regenwasser sollte aus dem Rachen herauslaufen, es lief aber aus dem Bauch, denn die Rinne hatte ein Loch.

Alle anderen Häuser in der Straße waren neu und hübsch, mit großen Fensterscheiben und glatten Wänden. Man sah es ihnen deutlich an, daß sie nichts mit dem alten Haus zu tun haben wollten. Sie dachten wohl: „Wie lange soll das Gerümpel noch als allgemeines Ärgernis in der Straße stehen? Das Gesims ragt so weit vor, daß niemand aus unseren Fenstern sehen kann, was auf unserer Seite geschieht. Die Treppe ist so breit wie eine Schloßtreppe und so hoch, als führe sie auf einen Kirchturm. Das eiserne Geländer sieht ja aus wie die Tür zu einer alten Grabstätte und hat Messingknöpfe – es ist wirklich geschmacklos."

Gegenüber standen auch neue und hübsche Häuser, und die dachten wie die anderen; aber hier saß an einem Fenster ein kleiner Knabe mit frischen roten Wangen, mit hellen strahlenden Augen, und dem gefiel das alte Haus besonders gut, sowohl im Sonnen- wie im Mondenschein. Und wenn er auf die Mauer hinüberschaute, wo der Kalk abgefallen war, dann entdeckte er die wunderbarsten Bilder, gerade so wie die Straße früher ausgesehen hatte, mit Freitreppen, Gesimsen und spitzen Giebeln; er konnte Soldaten mit Hellebarden sehen und Dachrinnen, die wie Drachen und Lindwürmer aussahen. Das war so recht ein Haus zum Anschauen!

Ein alter Mann wohnte da drüben, der in ledernen Kniehosen ging und einen Rock mit großen Messingknöpfen und eine Perücke trug, der man es ansah, daß sie eine wirkliche Perücke war. Jeden Morgen kam ein alter Mann zu ihm, der bei ihm sauber machte und Besorgungen für ihn erledigte. Übrigens wohnte der Alte in den Kniehosen ganz allein in dem alten Haus. Manchmal trat er ans Fenster und schaute hinaus, und der kleine Knabe nickte ihm dann zu, und der alte Mann nickte wieder, und so wurden sie bekannt, und so wurden sie Freunde, obwohl sie niemals miteinander gesprochen hatten, aber das war auch gar nicht nötig.





Der kleine Knabe hörte, wie seine Eltern sagten: „Der alte Mann da drüben hat es sehr gut, aber er ist so einsam und allein."

Am nächsten Sonntag wickelte der kleine Knabe etwas in ein Stück Papier, ging damit vor die Haustür und sagte zu dem Mann, der die Besorgungen für den Alten erledigte: „Höre! Willst du dem alten Mann da drüben das von mir bringen? Ich habe zwei Zinnsoldaten; das hier ist der eine, den kann er behalten, denn ich weiß, daß er so einsam und allein ist."

Der alte Diener schaute recht vergnügt aus, nickte und trug den Zinnsoldaten in das alte Haus. Nachher wurde angefragt, ob der kleine Knabe nicht Lust habe, selbst zu kommen und einen Besuch zu machen. Dazu gaben ihm seine Eltern die Erlaubnis, und so ging er hinüber in das alte Haus.

Die Messingknöpfe auf dem Treppengeländer glänzten viel stärker als sonst, man hätte glauben können, daß sie wegen des Besuchs poliert worden seien. Und es war, als ob die geschnitzten Trompeter – denn in die Tür waren Trompeter geschnitzt, die in Tulpen standen – aus Leibeskräften bliesen: „Schnetterengdeng! Der kleine Knabe kommt! Schnetterengdeng!" – Und dann ging die Tür auf. Im ganzen Hausflur hingen alte

Porträts, Ritter in Harnischen und Frauen in seidenen Kleidern, und die Harnische rasselten, und die seidenen Kleider rauschten! – Dann kam eine Treppe, die führte ein großes Stück hinauf und ein kleines Stück hinunter, dann stand man auf einem Balkon, der freilich sehr gebrechlich war, mit großen Löchern und langen Spalten, aus denen Gras wuchs; der ganze Balkon, der Hof und die Mauer waren mit so viel Grün bewachsen, daß es aussah wie ein Garten, aber es war nur ein Balkon. Hier standen alte Blumentöpfe, die Gesichter und Eselsohren hatten; die Blumen wuchsen so, wie sie wollten. In dem einen Topf wucherten nach allen Seiten Nelken, das heißt, das Grüne von den Nelken, Schößling auf Schößling, und die sprachen ganz deutlich: „Die Luft hat mich gestreichelt, die Sonne hat mich geküßt und mir für den Sonntag eine kleine Blume versprochen, eine kleine Blume für den Sonntag!"

Dann kamen sie in ein Zimmer, wo die Wände mit Schweinsleder überzogen waren, und auf dem Schweinsleder waren Goldblumen eingepreßt.

„Vergoldung vergeht,
Schweinsleder besteht",
sagten die Wände.

Da standen Stühle mit hohen geschnitzten Rückenlehnen und mit Armen an beiden Seiten. „Setzt euch, setzt euch!" sagten sie. „Uh, wie es in mir knackt! Nun bekomme ich sicher auch die Gicht wie der alte Schrank! Gicht im Rücken! Uh!"

Und dann kam der kleine Knabe in die Stube, wo der alte Mann saß.

„Hab Dank für den Zinnsoldaten, mein kleiner Freund!" sagte der alte Mann. „Und Dank dafür, daß du zu mir herübergekommen bist!"

„Dank! Dank!" oder „Knack! Knack!" sagten alle Möbel. Es waren so viele, daß sie sich beinahe im Wege standen, wenn sie den kleinen Knaben sehen wollten.

Mitten an der Wand hing das Bild einer schönen Dame, die sehr jung und froh aussah, aber ganz wie früher mit Puder im Haar und mit Kleidern, die steif standen, gekleidet war. Sie

sagte weder „Dank!“ noch „Knack!“, sah aber mit ihren sanften Augen auf den kleinen Knaben herunter, der den alten Mann sofort fragte: „Wo hast du die her?“

„Da drüben vom Trödler“, sagte der alte Mann. „Dort hängen immer viele Bilder; niemand kennt oder kümmert sich um sie, denn sie sind alle schon begraben. Aber vor vielen Jahren habe ich diese gekannt, nun ist sie auch tot und fort seit einem halben Jahrhundert!“

Unter dem Bild hing hinter Glas ein Strauß verwelkter Blumen, die waren gewiß auch ein halbes Jahrhundert alt, so sahen sie wenigstens aus. Und der Perpendikel der großen Uhr pendelte hin und her, und die Zeiger drehten sich, und alles in der Stube wurde noch älter; aber niemand bemerkte es.

„Sie sagen zu Hause“, sagte der kleine Knabe, „daß du immer so einsam und allein bist!“

„Oh“, sagte der alte Mann, „die alten Gedanken kommen mit allem, was sie mit sich führen können, und besuchen mich. Und nun kommst du ja auch! – Es geht mir sehr gut!“

Dann holte er von dem Wandbrett ein Buch mit Bildern herunter; darin waren lange Festzüge gemalt, die wunderbarsten Kutschen, wie man sie heutzutage nicht mehr sieht, und Soldaten wie Treffbuben und Bürger mit wehenden Fahnen. Die Schneider hatten eine Fahne mit einer Schere, von zwei Löwen gehalten, und die Schuhmacher eine Fahne ohne Stiefel, aber mit einem Adler, der zwei Köpfe hatte; denn bei den Schuhmachern muß alles so sein, damit sie sagen können: „Das ist ein Paar!“ – Ja, das war ein Bilderbuch!

Der alte Mann ging in die andere Stube, um Eingemachtes, Äpfel und Nüsse zu holen. Es war wirklich herrlich in dem alten Haus!

„Ich kann es nicht mehr aushalten!“ sagte der Zinnsoldat, der auf der Kommode stand. „Hier ist es gar zu einsam und traurig! Nein, wenn man das Familienleben kennengelernt hat, kann man sich an das hier nicht gewöhnen. Ich kann es nicht mehr aushalten. Der Tag ist so lang und der Abend noch länger; hier ist es nicht wie bei dir drüben, wo dein Vater und deine

Mutter so lustig erzählen und wo du und all ihr süßen Kinder einen herrlichen Lärm macht. Nein, wie einsam ist es bei dem alten Mann hier! – Glaubst du, daß er Küsse bekommt? Glaubst du, daß er freundliche Blicke oder einen Weihnachtsbaum bekommt? Er bekommt nichts als ein Grab! – Ich kann es nicht aushalten!"

„Du darfst das nicht so traurig sehen!" sagte der kleine Knabe. „Mir kommt dies alles so wunderbar vor, und die alten Gedanken kommen hier ja mit dem, was sie mit sich führen können, auf Besuch."

„Ja, aber die sehe ich nicht und kenne ich nicht!" sagte der Zinnsoldat. „Ich kann es nicht aushalten!"

„Das mußt du!" sagte der kleine Knabe.

Der alte Mann erschien mit dem vergnügtesten Gesicht und mit den schönsten eingemachten Früchten und Äpfeln und Nüssen, da dachte der Kleine nicht mehr an den Zinnsoldaten.

Froh und glücklich kam der kleine Knabe nach Hause. Tage und Wochen vergingen, es wurde zum alten Haus hin- und vom alten Hause hergenickt. Eines Tages marschierte der kleine Knabe wieder hinüber.

Die geschnitzten Trompeter bliesen: „Schnetterengdeng! Da ist der kleine Knabe! Schnetterengdeng!" Die Schwerter und Rüstungen auf den alten Ritterbildern rasselten, und die seidenen Kleider rauschten, das Schweinsleder erzählte, und die alten Stühle stöhnten vor Gicht im Rücken: „Au!" Das war genauso wie das erstemal, denn da drüben war ein Tag und eine Stunde wie die andere.

„Ich kann es nicht aushalten!" sagte der Zinnsoldat. „Ich habe Zinn geweint! Hier ist es zu traurig! Laß mich lieber in den Krieg ziehen und Arme und Beine verlieren! Das ist wenigstens eine Abwechslung. Ich kann es nicht aushalten! Nun weiß ich, was es heißt, Besuch von seinen alten Gedanken und allem, was sie mit sich führen können, zu bekommen. Ich habe Besuch von meinen Gedanken gehabt, und du kannst es mir glauben, das ist auf die Dauer kein Vergnügen. Zuletzt war ich nahe daran, von der Kommode herunterzuspringen. Ich sah euch alle da drüben

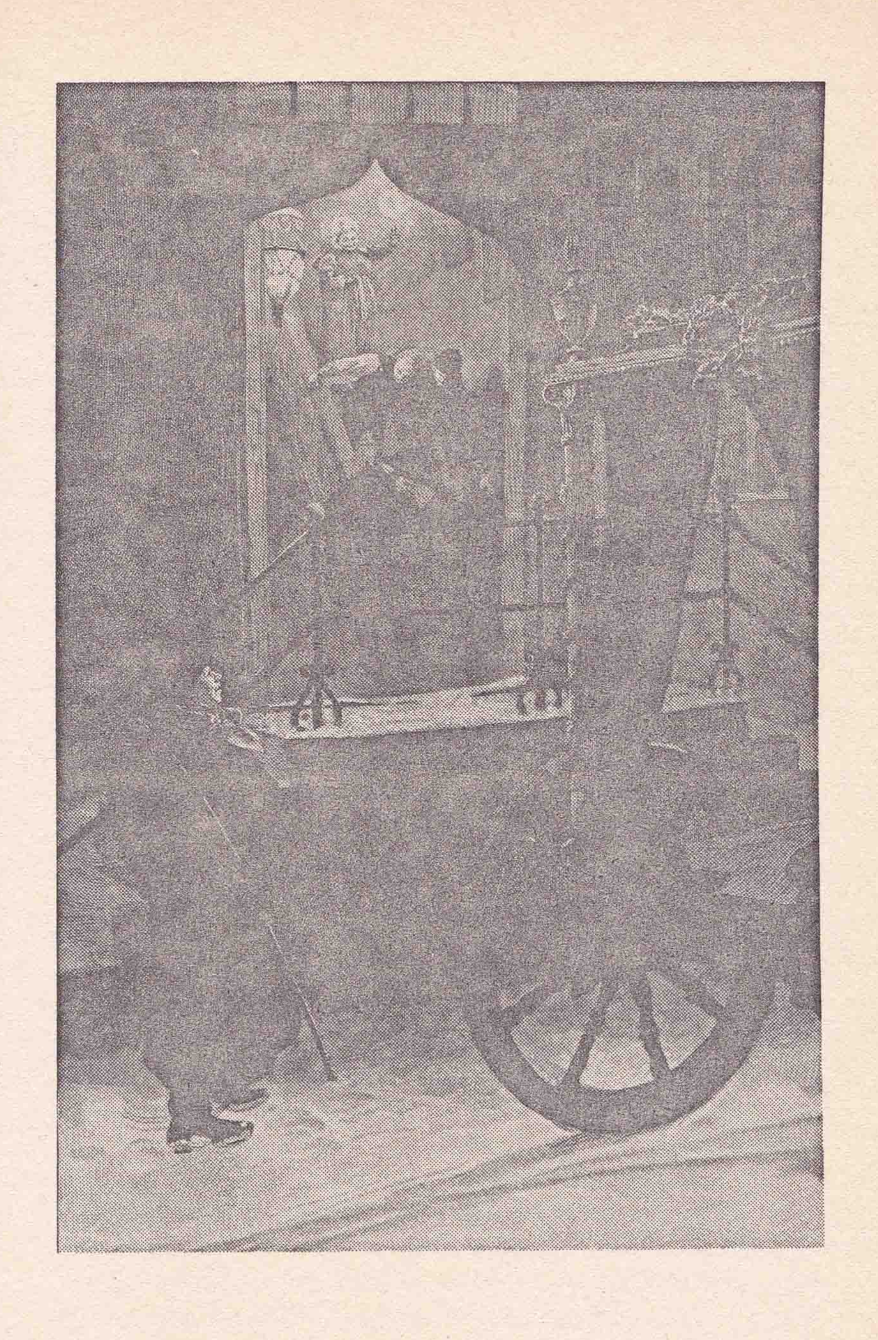
im Hause so deutlich, als ob ihr wirklich hier wäret. Es war wieder jener Sonntagmorgen, an dem ihr Kinder alle vor dem Tisch standet und den Psalm gesungen habt, den ihr jeden Morgen singt. Ihr standet andächtig mit gefalteten Händen, und Vater und Mutter waren ebenso feierlich gestimmt, da ging die Tür auf, und euere kleine Schwester Maria, die noch nicht zwei Jahre alt ist und immer tanzt, wenn sie irgendwelche Musik oder Gesang hört, wurde hereingebracht. – Sie sollte zwar nicht tanzen, aber sie fing an zu tanzen, sie konnte jedoch nicht recht in den Takt kommen, denn die Töne waren zu lang, darum stand sie zuerst auf dem einen Bein und hielt den Kopf nach vorn gebeugt, dann auf dem anderen Bein mit vorgestrecktem Körper, aber es reichte nicht. Ihr standet sehr ernsthaft, obwohl das schwerfiel, aber ich mußte innerlich so lachen, daß ich vom Tisch heruntergefallen bin und eine Beule bekam, mit der ich heute noch herumlaufe, denn es war nicht recht von mir, daß ich lachte. Aber dies und alles, was ich sonst erlebt habe, zieht jetzt wieder an mir vorüber, und das sind wohl die alten Gedanken mit allem, was sie mit sich führen können. Sag mir, ob ihr noch sonntags singt! Erzähle mir etwas von der kleinen Maria! Und wie geht es meinem Kameraden, dem anderen Zinnsoldaten? Ja, der ist glücklich! – Ich kann es nicht aushalten!"

„Du bist verschenkt worden", sagte der Knabe, „und du mußt bleiben. Verstehst du das nicht?"

Der alte Mann kam mit einem Kasten, in dem mancherlei Dinge lagen: Schminkdöschen und Balsambüchsen, alte Karten, groß und vergoldet, wie man sie jetzt nicht mehr sieht. Mehrere Kästchen wurden geöffnet. Das Klavier wurde auch aufgemacht, innen auf dem Deckel waren Landschaften, und es war ganz heiser, als der alte Mann darauf spielte. Dabei nickte er dem Bild zu, das er beim Trödler gekauft hatte, und seine Augen leuchteten.

„Ich will in den Krieg! Ich will in den Krieg!" rief der Zinnsoldat, so laut er konnte, und stürzte sich auf den Fußboden.

Ja, wo war er aber? Der alte Mann suchte, der kleine Knabe



suchte, fort war er, und fort blieb er. „Ich werde ihn schon finden“, sagte der alte Mann, aber er fand ihn niemals; der Fußboden hatte Ritzen und Löcher. Der Zinnsoldat war durch einen Spalt gefallen, und da lag er nun in einem offenen Grab.

Als es Abend wurde, ging der kleine Knabe nach Hause. Mehrere Wochen verstrichen. Die Fenster waren ganz zugefroren, und der kleine Knabe mußte die Scheiben anhauchen, um ein Guckloch hinüber zum alten Haus zu machen. Da war Schnee in alle Schnörkel und Inschriften geweht, und er bedeckte die ganze Treppe, als ob niemand zu Hause sei. Es war auch niemand zu Hause. Der alte Mann war gestorben!

Am Abend hielt ein Wagen vor der Tür, auf den stellte man ihn in seinem Sarg, er sollte draußen auf dem Lande in seiner Familiengruft ruhen. Dorthin wurde er nun gefahren, aber niemand gab ihm das letzte Geleit, seine Freunde waren alle tot. Der kleine Knabe warf dem Sarg, als er vorübergefahren wurde, Kußhändchen zu.

Einige Tage später war Versteigerung in dem alten Haus, und der kleine Knabe sah aus seinem Fenster, wie man die alten Ritter und die alten Damen, die Blumentöpfe mit den langen Ohren, die alten Stühle und die alten Schränke forttrug. Eins kam hierhin, ein anderes dorthin. Das Porträt der jungen Dame, das vom Trödler gekauft war, kam wieder zum Trödler, und da blieb es hängen, denn niemand kümmerte sich um das alte Bild.

Im Frühjahr riß man das alte Haus ab; es sei ein Gerümpel, sagten die Leute. Man konnte von der Straße gerade in die Stube und den schweinsledernen Überzug an der Wand sehen, der zerfetzt und abgerissen wurde. Das Grün des Balkons hing verwildert um die einstürzenden Balken. Dann wurde hier aufgeräumt.

„Das half!“ sagten die Nachbarhäuser.

Es wurde ein herrliches Haus mit großen Fenstern und glatten weißen Mauern gebaut, aber vorn, wo das alte Haus gestanden war, wurde ein kleiner Garten angelegt, und an der Mauer des Nachbarn wuchsen wilde Weinranken; vor den

Garten kam ein großes eisernes Gitter mit einer eisernen Tür; das sah stattlich aus. Die Leute blieben davor stehen und guckten hindurch. Und die Sperlinge flogen zu Dutzenden auf die Weinranken und schwatzten durcheinander, so laut sie konnten, aber nicht von dem alten Haus, denn daran konnten sie sich nicht erinnern. Es waren ja viele Jahre vergangen – so viele, daß der kleine Knabe zu einem Mann, ja, zu einem tüchtigen Mann herangewachsen war, an dem seine Eltern große Freude hatten. Er hatte gerade geheiratet und war mit seiner jungen Frau in das Haus mit dem Garten gezogen. Hier stand er nun neben ihr, während sie eine Feldblume, die sie sehr hübsch fand, in die Erde setzte. Sie pflanzte sie und drückte die Erde mit ihren Fingern fest. – „Au! Was war das?" – Sie hatte sich gestochen. Aus der weichen Erde ragte etwas Spitzes hervor. Das war – ja, denkt einmal! – das war der Zinnsoldat, derselbe, der oben bei dem alten Mann verlorengegangen war, der sich zwischen Bauholz und Schutt lange herumgetrieben hatte und nun schon viele Jahre in der Erde lag.

Die junge Frau trocknete den Soldaten zuerst mit einem grünen Blatt ab und dann mit ihrem feinen Taschentuch – das duftete wunderschön! Und es war dem Zinnsoldaten zumute, als erwache er aus einer tiefen Ohnmacht.

„Laß mich ihn sehen!" sagte der junge Mann, lächelte und schüttelte dann den Kopf. „Nein, der kann es nicht sein, aber er erinnert mich an eine Geschichte mit einem Zinnsoldaten, den ich hatte, als ich ein kleiner Knabe war." Und dann erzählte er seiner Frau von dem alten Haus und dem alten Mann und von dem Zinnsoldaten, den er ihm hinübergeschickt hatte, weil er so einsam und allein war. Und der jungen Frau traten Tränen in die Augen wegen des alten Hauses und des alten Mannes.

„Es ist doch möglich, daß dies derselbe Zinnsoldat ist", sagte sie, „ich will ihn zur Erinnerung aufbewahren. Aber das Grab des alten Mannes mußt du mir zeigen."

„Oh, ich weiß nicht, wo es ist", antwortete er, „niemand weiß es. Seine Freunde waren alle tot; keiner pflegte das Grab, und ich war ja noch ein kleiner Knabe!"

„Ach, wie einsam und allein mag er gewesen sein!“ sagte sie.
„Ja, einsam und allein!“ sagte der Zinnsoldat. „Aber es ist herrlich, nicht vergessen zu werden!“
„Herrlich!“ rief eine Stimme ganz in der Nähe, aber niemand, außer dem Zinnsoldaten, wußte, daß sie von einem Fetzen der schweinsledernen Tapete herkam, der nun ohne alle Vergoldung war und wie nasse Erde aussah. Aber eine Meinung hatte er doch, und er sprach sie auch aus:

„Vergoldung vergeht,
Schweinsleder besteht!“

Doch der Zinnsoldat glaubte das nicht.

Tölpel-Hans

(Eine alte Geschichte, aufs neue erzählt)

Tief im Innern des Landes lag ein alter Herrenhof. Dort lebte ein alter Gutsherr, der hatte zwei Söhne, die sich so schlau und gewitzt vorkamen, daß halb so viel Einbildung genug gewesen wäre. Sie wollten sich nun um die Königstochter bewerben, denn sie hatte bekanntgeben lassen, daß sie denjenigen zum Ehegemahl wählen wolle, der seine Worte am besten zu setzen wisse.

Die beiden bereiteten sich volle acht Tage auf die Bewerbung vor, nicht die längste Zeit, aber ausreichend, denn sie hatten Vorkenntnisse, und wie nützlich die sind, weiß jedermann. Der eine konnte das ganze lateinische Wörterbuch und nebenbei auch drei Jahrgänge vom Tageblatt des Städtchens auswendig, und zwar so, daß er alles von vorne und hinten, je nach Belieben, hersagen konnte. Der andere hatte sich in die Innungsgesetze eingearbeitet und wußte auswendig, was jeder Innungsvorstand wissen muß. Deshalb meinte er auch, er könne in Staatsangelegenheiten mitreden und seinen Senf dazu geben. Außerdem verstand er noch eins: Er konnte Hosenträger mit Rosen und anderen Blümchen und Schnörkeleien besticken, denn er war auch geschickt und flink mit den Fingern.

„Ich bekomme die Königstochter!“ riefen beide, und so schenkte der alte Vater jedem von ihnen ein prächtiges Pferd. Derjenige, der das Wörterbuch und das Tageblatt auswendig wußte, bekam einen Rappen, der Innungskluge erhielt ein milchweißes Pferd, und dann schmierten sie sich die Mundwinkel mit Fischtran ein, damit sie recht geschmeidig würden. Das ganze Gesinde stand unten im Hof und war Zeuge, wie sie ihre Pferde bestiegen.



Da kam zufällig auch der dritte Bruder hinzu, denn der alte Gutsherr hatte drei Söhne; aber niemand zählte diesen dritten mit zu den anderen Brüdern, weil er nicht so gelehrt wie diese war, und man nannte ihn auch allgemein Tölpel-Hans.

„Ei“, sagte Tölpel-Hans, „wo wollt ihr denn hin? Ihr habt euch ja in den Sonntagsstaat geworfen!“

„Zum Hofe des Königs wollen wir und uns die Königstochter erschwätzen“, sagten die Brüder. „Weißt du denn nicht, was dem ganzen Lande bekanntgegeben wurde?“ Und nun erzählten sie ihm den Zusammenhang.

„Ei der Tausend! Da bin ich auch dabei!“ rief Tölpel-Hans, aber die Brüder lachten ihn aus und ritten davon.

„Väterchen!“ schrie Tölpel-Hans, „ich will auch ein Pferd haben. Was ich für eine Lust zum Heiraten kriege! Nimmt sie mich, so nimmt sie mich; und nimmt sie mich nicht, so nehme ich sie – kriegen tue ich sie auf alle Fälle.“

„Laß das Geschwätz!“ sagte der Alte, „dir gebe ich kein Pferd. Du kannst ja nicht reden, du weißt deine Worte nicht zu setzen, nein! Deine Brüder, ah, das sind ganz andere Kerle!“

„Nun“, sagte Tölpel-Hans, „wenn ich kein Pferd bekomme, nehme ich den Ziegenbock, der gehört sowieso mir, und tragen kann er mich auch!“ Gesagt, getan! Tölpel-Hans setzte sich auf den Ziegenbock, preßte die Hacken an dessen Weichen und sprengte wie ein Sturmwind durch die große Hauptstraße dahin. Hei, hopp! Das war eine Fahrt! „Hier komme ich!“ schrie Tölpel-Hans und sang, daß es weit und breit schallte.

Die Brüder ritten sehr langsam. Sie sprachen kein Wort, sie mußten sich alle Einfälle gut überlegen, die sie an den Tag



bringen wollten, denn das sollte alles recht fein ausgedacht sein.

„Hei!“ schrie Tölpel-Hans, „hier bin ich! Seht mal, was ich auf der Landstraße gefunden habe!“ – Und er zeigte ihnen eine tote Krähe, die er gefunden hatte.

„Tölpel!“ sprachen die Brüder, „was willst du mit der Krähe machen?“

„Mit der Krähe? Die will ich der Königstochter schenken!“

„Ja, das tu nur!“ sagten sie, lachten und ritten weiter.

„Hei, hopp! Hier bin ich! Seht, was ich jetzt gefunden habe, das findet man nicht alle Tage auf der Landstraße!“

Und die Brüder kehrten um, damit sie sähen, was er noch gefunden habe. „Tölpel!“ sagten sie, „das ist ja ein alter Holzschuh, dem noch dazu das Oberteil fehlt. Wirst du auch den der Königstochter schenken?“

„Natürlich werde ich das!“ erwiderte Tölpel-Hans. Die Brüder lachten und ritten davon; sie gewannen einen großen Vorsprung.

„Hei hopsasa! Hier bin ich!“ rief Tölpel-Hans, „nein, es wird immer besser! Heisa! Nein! Es ist ganz famos!“

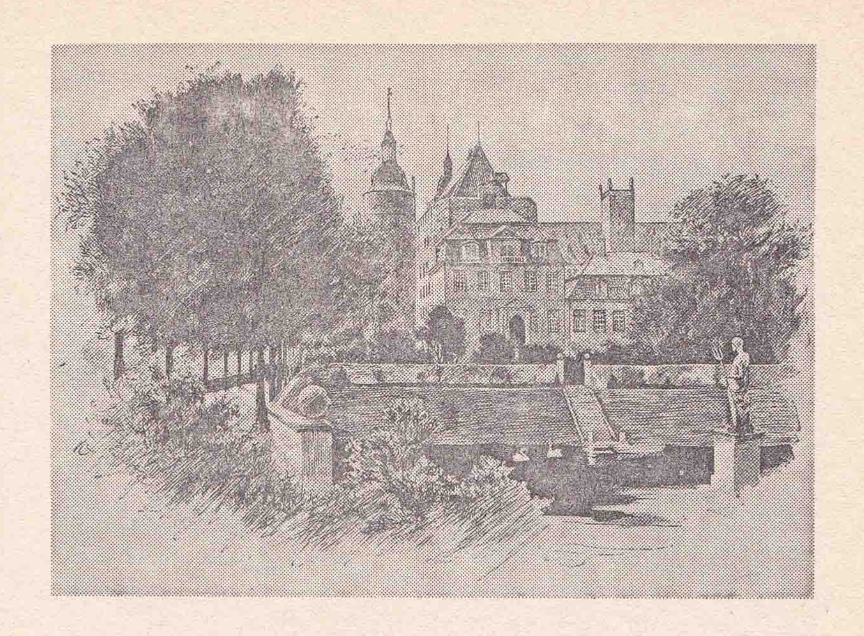
„Was hast du denn jetzt gefunden?“ fragten die Brüder.

„Oh“, sagte Tölpel-Hans, „das ist gar nicht zu sagen! Wie wird sie erfreut sein, die Königstochter!“

„Pfui!“ sagten die Brüder, „das ist ja reiner Schlamm, unmittelbar aus dem Graben!“

„Ja freilich ist es das!“ sprach Tölpel-Hans, „und zwar von der feinsten Sorte, seht, er läuft einem gar fein durch die Finger durch!“ Und dabei füllte er seine Tasche mit dem Schlamm.

Doch die Brüder sprengten dahin, daß Kies und Funken stoben, deshalb gelangten sie auch eine ganze Stunde früher als Tölpel-Hans an das Stadttor. Hier erhielten alle Freier sofort nach ihrer Ankunft Nummern und wurden in Reih und Glied aufgestellt, sechs in jede Reihe, und so eng standen sie zusammengedrängt, daß sie die Arme kaum bewegen konnten; das war sehr klug eingerichtet, denn sie hätten wohl sonst einander das Fell über die Ohren gezogen, bloß weil der eine vor dem anderen stand.



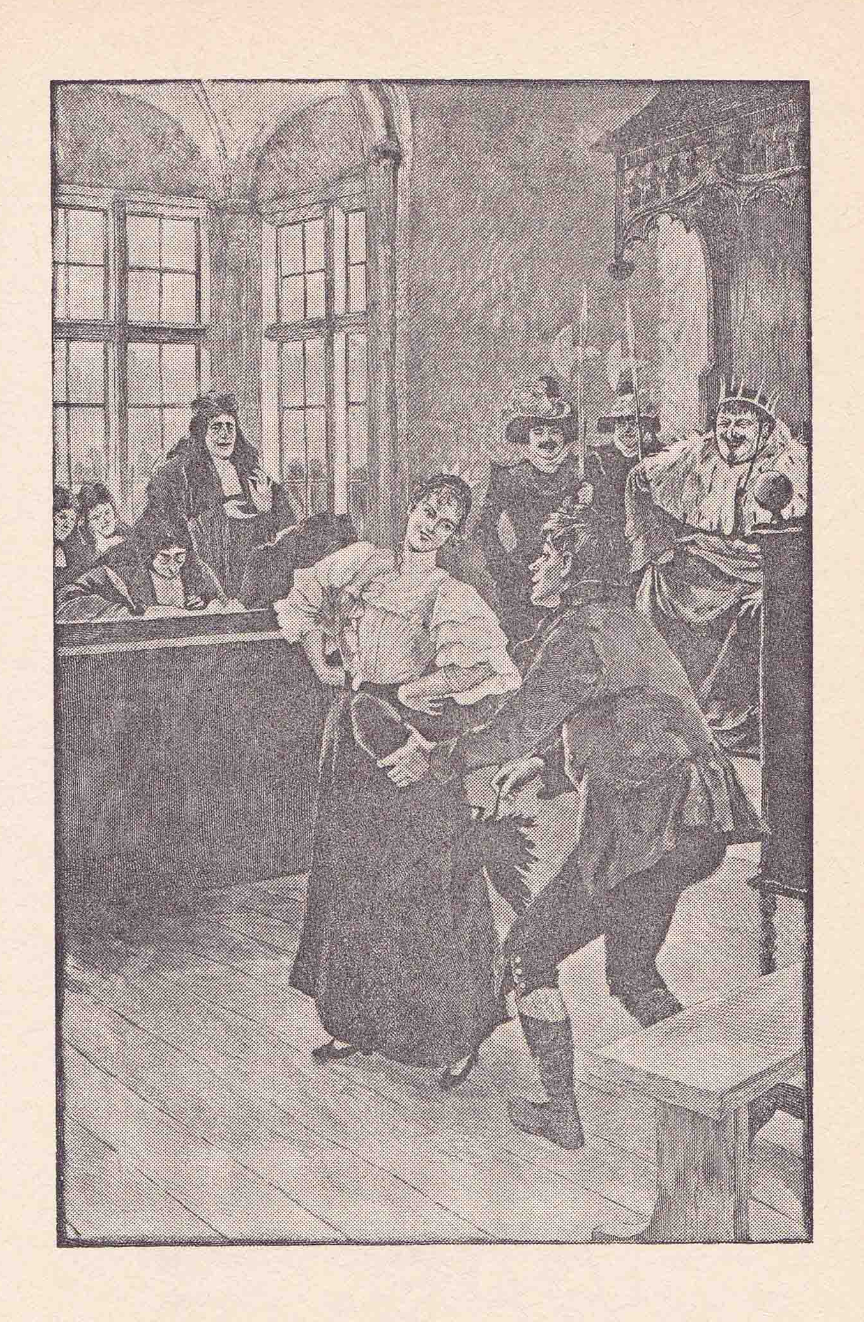
Auf dem Platz vor dem königlichen Schloß drängte sich das ganze Volk, um zu sehen, wie die Königstochter ihre Freier empfing. Sobald einer den Saal betrat, ging ihm die Rede aus wie ein Licht.

„Der taugt nichts!“ sprach die Königstochter. „Fort, hinaus mit ihm!“

Endlich kam die Reihe an denjenigen der Brüder, der das Wörterbuch auswendig wußte, aber er wußte es nicht mehr, er hatte es ganz vergessen, als er draußen in Reih und Glied stand. Die Fußdielen knarrten, und die Zimmerdecke war aus lauter Spiegelglas, so daß er sich selbst auf dem Kopf stehen sah und an jedem Fenster standen drei Schreiber und ein Oberschreiber, und jeder schrieb alles auf, was gesprochen wurde, damit es sofort in der Zeitung gedruckt und für einen Silbergroschen an der Straßenecke verkauft werde. Es war entsetzlich! Und dazu hatten sie noch dermaßen im Ofen geheizt, daß er glühend war.

„Es ist eine entsetzliche Hitze hier!“ sagte der Freier.

„Jawohl! Mein Vater brät heute junge Hähne!" sagte die Königstochter.
„Mäh!" Da stand er wie ein Mäher, auf solche Rede war er nicht gefaßt gewesen; kein Wort wußte er zu sagen, obwohl er etwas Witziges mit dem „Mäh!" sagen wollte.
„Taugt nichts!" sprach die Königstochter. „Fort, hinaus mit ihm!" Und hinaus mußte er.
Nun trat der andere Bruder ein.
„Hier ist eine entsetzliche Hitze!" sagte er.
„Jawohl, wir braten heute junge Hähne!" bemerkte die Königstochter.
„Wie be – wie?" sagte er, und die Schreiber schrieben: Wie be – wie.
„Taugt nichts!" sagte die Königstochter. „Fort, hinaus mit ihm!"
Nun kam Tölpel-Hans an die Reihe. Er ritt auf seinem Ziegenbock geradewegs in den Saal hinein.
„Na, das ist doch eine Mordshitze hier!" sagte er.
„Jawohl, ich brate auch junge Hähne!" sagte die Königstochter.
„Ei, das ist schön!" erwiderte Tölpel-Hans, „dann kann ich wohl eine Krähe mitbraten?"
„Mit dem größten Vergnügen!" sprach die Königstochter. „Haben Sie etwas, worin Sie braten können? Denn ich habe weder Topf noch Tiegel!"
„Oh, das habe ich!" sagte Tölpel-Hans. „Hier ist Kochgeschirr mit zinnernem Bügel." Dabei zog er den alten Holzschuh hervor und legte die Krähe hinein.
„Das ist ja eine ganze Mahlzeit", sagte die Königstochter, „aber wo nehmen wir die Brühe her?"
„Die habe ich in der Tasche!" sprach Tölpel-Hans. „Ich habe so viel, daß ich sogar etwas davon wegwerfen kann!" Und dann goß er etwas Schlamm aus der Tasche heraus.
„Das gefällt mir!" sagte die Königstochter. „Du kannst antworten, und du kannst reden, und dich will ich zum Manne haben! Aber weißt du auch, daß jedes Wort, das wir sprechen



und gesprochen haben, aufgeschrieben wird und morgen in die Zeitung kommt? An jedem Fenster, siehst du, stehen drei Schreiber und ein alter Oberschreiber, und dieser alte Oberschreiber ist der schlimmste, denn er kann nichts begreifen!“ Das sagte sie aber nur, um Tölpel-Hans zu ängstigen. Die Schreiber wieherten vor Lachen und spritzten dabei Tintenkleckse auf den Fußboden.

„Ah, das ist also die Herrschaft!“ sagte Tölpel-Hans. „Nun, so werde ich dem Oberschreiber das Beste geben!“ Damit kehrte er seine Tasche um und warf dem Oberschreiber den Schlamm gerade ins Gesicht.

„Das war fein gemacht!“ sagte die Königstochter, „das hätte ich nicht tun können! Aber ich werde es noch lernen!“

Tölpel-Hans wurde König. Er bekam die Königstochter zur Frau und eine Krone auf sein Haupt und saß auf einem Thron. Das haben wir ganz naß aus der Zeitung des Oberschreibers und Schreiberinnungsmeisters – und denen kann man nicht glauben!



Der Schneemann

„Es ist so herrlich kalt, daß mir der ganze Körper knackt!" sagte der Schneemann. „Der beißende Wind kann einem wirklich Leben eintreiben. Und wie die Glühende dort glotzt!" – er meinte die Sonne, die gerade unterging. „Mich soll sie nicht zum Blinzeln bringen, ich werde schon meine Stückchen festhalten."

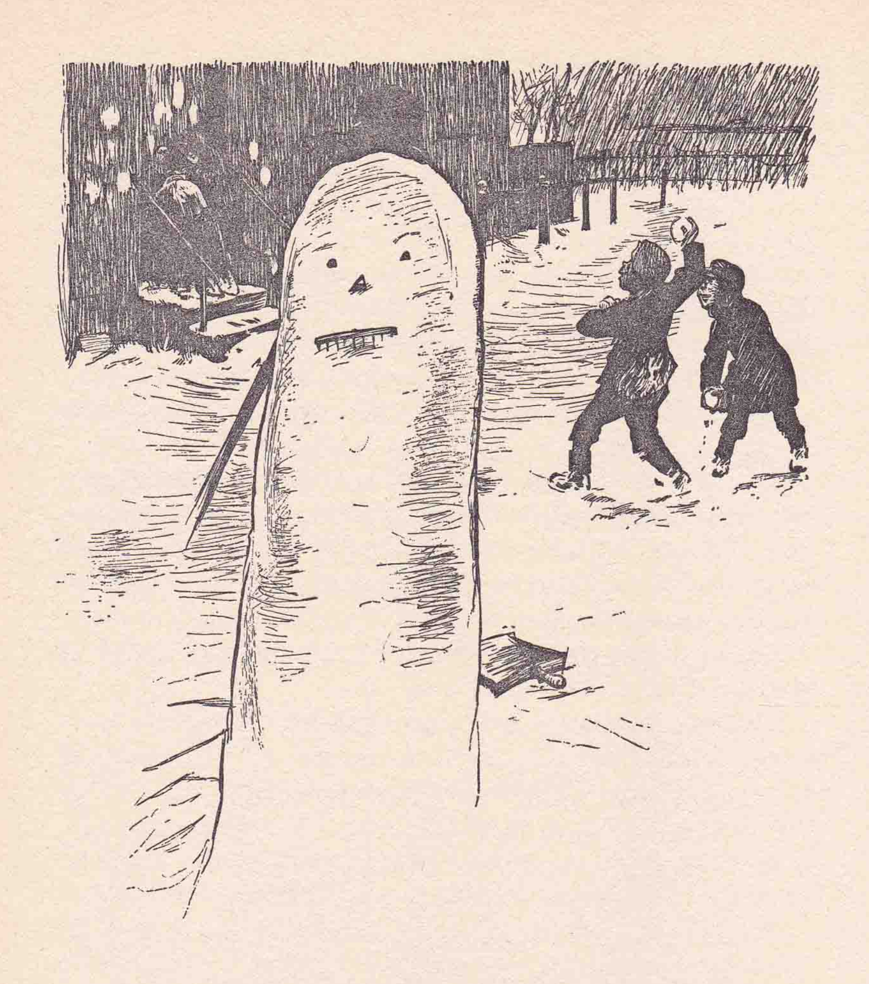
Er hatte nämlich statt der Augen zwei dreieckige Stückchen von einem Dachziegel im Kopf; sein Mund bestand aus einem alten Rechen, folglich hatte er auch Zähne. Geboren war er unter den Jubelrufen der Knaben, begrüßt von Schellengeläut und Peitschenknall der vorbeifahrenden Schlitten.

Die Sonne ging unter, der Vollmond ging auf, rund und groß, klar und schön in der blauen Luft.

„Da ist sie wieder von einer anderen Seite!" sagte der Schneemann, denn er glaubte, der Mond sei die neu aufgegangene Sonne. „Ich habe ihr doch das Glotzen abgewöhnt! Mag sie jetzt dort hängen und leuchten, damit ich mich selbst sehen kann. Wüßte ich nur, wie man es macht, um von der Stelle zu kommen! Ich möchte mich gar zu gern bewegen! Wenn ich es könnte, würde ich unten auf dem Eise hingleiten, wie die Knaben es tun, aber ich verstehe mich nicht darauf, ich weiß nicht, wie man läuft."

„Weg! Weg!" bellte der alte Kettenhund. Er war etwas heiser und konnte nicht mehr das echte „Wau! Wau!" aussprechen; die Heiserkeit hatte er sich geholt, seit er kein Stubenhund mehr war und nicht mehr unter dem Ofen lag. „Die Sonne wird dich schon laufen lehren! Das habe ich vorigen Winter bei deinem Vorgänger und noch früher bei dessen Vorgänger gesehen. Weg! Weg! Und weg sind sie alle!"

„Ich verstehe dich nicht, Kamerad", sagte der Schneemann.



„Die dort oben soll mich laufen lehren?“ Er meinte den Mond.

„Ja, gelaufen ist sie freilich vorhin, als ich sie fest ansah, jetzt schleicht sie von einer anderen Seite heran.“

„Du weißt gar nichts!“ entgegnete der Kettenhund, „du bist aber auch erst zusammengeballt worden. Das, was du dort siehst, ist der Mond; das, was vorhin unterging, war die Sonne, die kommt morgen wieder. Sie wird dich schon lehren, in den Graben hinunterzulaufen. Wir kriegen bald anderes Wetter; ich

spüre das schon in meinem linken Hinterbein; es sticht und zieht. Ja, das Wetter wird sich ändern!"

„Ich verstehe ihn nicht", sagte der Schneemann zu sich selbst, „aber ich habe das Gefühl, daß es etwas Unangenehmes ist, was er andeutet. Sie, die so glotzte und sich dann davonmachte, die Sonne, wie er sie nennt, ist auch nicht meine Freundin, das habe ich im Gefühl!"

„Weg! Weg!" bellte der Kettenhund, ging dreimal um sich selbst herum und kroch dann in seine Hütte, um zu schlafen.

Das Wetter änderte sich wirklich. Gegen Morgen lag dicker, feuchter Nebel über der ganzen Gegend, später kam der eisige Wind, und der Frost klirrte. Aber als die Sonne aufging, welche Pracht! Bäume und Gebüsch waren mit Reif überzogen, sie glichen einem Wald von weißen Korallen. Alle Zweige schienen mit strahlendweißen Blüten über und über besät. Die vielen feinen Verzweigungen, die während der Sommerzeit durch die Blätter verborgen sind, kamen jetzt alle zum Vorschein. Es war wie ein schimmerndes Spitzengewebe, darin jeder Zweig einen hellen Glanz ausstrahlte. Die Hängebirke bewegte sich im Wind; sie hatte Leben wie die anderen Bäume im Sommer; es war wunderschön! Und als die Sonne schien, wie flimmerte und funkelte alles, als liege Diamantstaub darauf oder als glitzerten große Diamanten im Schneeteppich der Erde! Man konnte sich auch vorstellen, daß unzählige kleine Lichter leuchteten, weißer selbst als der weiße Schnee.

„Das ist wunderbar!" sagte ein junges Mädchen, das mit einem jungen Mann in den Garten trat. Beide blieben in der Nähe des Schneemanns stehen und betrachteten von hier aus die flimmernden Bäume. „Einen schöneren Anblick bietet selbst der Sommer nicht!" sprach sie, und ihre Augen strahlten.

„Und so einen Kerl, wie diesen hier, hat man im Sommer erst recht nicht", erwiderte der junge Mann und zeigte auf den Schneemann. „Er ist ausgezeichnet!"

Das junge Mädchen lachte, nickte dem Schneemann zu und tanzte mit ihrem Freund über den Schnee dahin, der unter ihren Schritten knirschte, als wenn sie auf Stärkemehl gingen.

„Wer waren die beiden?“ fragte der Schneemann den Kettenhund. „Du bist schon länger auf dem Hof als ich. Kennst du sie?“

„Ob ich sie kenne!“ antwortete der Kettenhund. „Sie hat mich gestreichelt, und er hat mir einen Fleischknochen zugeworfen. Die beiden beiße ich nicht.“

„Aber was stellen die vor?“ fragte der Schneemann.

„Liebesleute!“ brummte der Kettenhund. „Sie werden in eine Hütte ziehen und zusammen an Knochen nagen. Weg! Weg!“

„Sind die beiden solche Wesen wie du und ich?“ fragte der Schneemann.

„Aber sie gehören doch zur Herrschaft!“ versetzte der Kettenhund und schüttelte seine Ohren, „man weiß doch wirklich sehr wenig, wenn man erst den Tag zuvor auf die Welt gekommen ist. Ich merke es an dir! Ich bin alt und habe Kenntnisse; ich kenne alle hier im Hause; und es gab auch eine Zeit, wo ich nicht hier in der Kälte an der Kette lag. Weg! Weg!“

„Die Kälte ist herrlich“, sprach der Schneemann. „Erzähle, erzähle! Aber du darfst nicht mit der Kette rasseln. Wenn du das machst, knackt es in mir.“

„Weg! Weg!“ bellte der Kettenhund. „Ich sei ein kleines, niedliches Hündchen gewesen, erzählten sie. Damals lag ich auf einem mit Samt überzogenen Stuhl, dort oben im Herrenhaus, oder im Schoß der obersten Herrschaft. Mir wurde auf die Schnauze geküßt, und die Pfoten wurden mir mit einem gestickten Taschentuch abgewischt. Ich hieß ‚Ami, lieber, süßer Ami!‘ Aber später wurde ich ihnen zu groß, und sie schenkten mich der Haushälterin. Ich kam in die Kellerwohnung. Du kannst von dort, wo du stehst, gerade hineinschauen; du siehst in die Kammer, in der ich Herrschaft gewesen bin, denn das war ich bei der Haushälterin. Es war zwar ein geringerer Ort als oben, aber er war gemütlicher; ich wurde nicht in einem fort von Kindern angefaßt und herumgezerrt wie früher. Ich bekam ebenso gutes Futter wie zuvor, ja, besseres noch! Ich hatte mein eigenes Kissen; und ein Ofen war da, der ist um diese Zeit das Schönste von der Welt. Ich kroch unter den Ofen, ich konnte



mich darunter ganz verstecken. Ach, von dem Ofen träume ich heute noch. Weg! Weg!"

„Sieht denn ein Ofen so schön aus?" fragte der Schneemann. „Hat er Ähnlichkeit mit mir?"

„Der ist gerade das Gegenteil von dir! Rabenschwarz ist er und hat einen langen Hals mit einer Messingtrommel. Er frißt Brennholz, daß ihm das Feuer aus dem Mund sprüht. Man muß sich an seiner Seite halten, nahe bei ihm oder ganz unter ihm, da ist es sehr angenehm. Von dort, wo du stehst, mußt du ihn eigentlich durch das Fenster sehen können."

Und der Schneemann schaute hin und sah einen blankpolierten Gegenstand mit messingener Trommel, aus dem das Feuer von unten her leuchtete. Dem Schneemann wurde ganz sonderbar zumute, es überkam ihn ein Gefühl, das er sich nicht erklären konnte; aber alle Menschen, wenn sie nicht Schneemänner sind, kennen es.

„Warum hast du sie verlassen?" fragte der Schneemann. Er hatte das Gefühl, als sei der Ofen ein weibliches Wesen. „Wie konntest du nur so einen Ort verlassen?"

„Ich mußte wohl!" sagte der Kettenhund. „Man warf mich zur Tür hinaus und legte mich hier an die Kette. Ich hatte den jüngsten Junker ins Bein gebissen, weil er mir den Knochen wegstieß, an dem ich nagte. Knochen um Knochen, so denke ich! Das nahm man mir aber sehr übel, und von dieser Zeit an liege ich an der Kette und habe meine Stimme verloren; hörst du nicht, daß ich heiser bin: Weg! Das war das Ende vom Lied!"

Der Schneemann hörte ihm aber nicht mehr zu. Er schaute immerfort in die Kellerwohnung der Haushälterin, in ihre Stube hinein, wo der Ofen auf seinen vier eisernen Beinen stand und sich in derselben Größe wie der Schneemann zeigte.

„Wie das sonderbar knackt in mir!" sagte er. „Werde ich nie dort hineinkommen? Das ist doch ein ganz unschuldiger Wunsch, und unsere unschuldigen Wünsche müßten eigentlich in Erfüllung gehen. Ich muß einfach hinein, ich muß mich an sie anlehnen, und wenn ich auch das Fenster eindrücken sollte!"

„Dorthinein wirst du nie gelangen", sagte der Kettenhund,

„und kämst du in die Nähe des Ofens, so würdest du vergehen. Weg! Weg!"

„Ich bin schon so gut wie weg!" erwiderte der Schneemann, „ich breche zusammen, glaube ich."

Den ganzen Tag guckte der Schneemann durch das Fenster in die Stube hinein, die in der Dämmerstunde noch einladender wurde. Vom Ofen her leuchtete es mild, nicht wie der Mond, nicht wie die Sonne, nein, wie nur ein Ofen leuchten kann, wenn er gut versorgt ist. Wurde die Tür geöffnet, so schlug ihm die Flamme zum Mund heraus; diese Gewohnheit hatte der Ofen. Plötzlich flammte das weiße Gesicht des Schneemanns rot auf, und seine Brust leuchtete auch in rötlichem Glanz.

„Ich halte es nicht mehr aus!" seufzte er. „Wie hübsch ist sie, wenn sie die Zunge so rot herausstreckt!"

Die Nacht war lang; dem Schneemann wurde sie aber nicht lang, er stand da in seine eigenen, schönen Gedanken vertieft, und die froren, daß es knackte.

Am Morgen waren die Fensterscheiben der Kellerwohnung mit Eis bedeckt. Die schönsten Eisblumen, die nur ein Schneemann verlangen kann, blühten dort; allein sie verbargen den Ofen. Die Scheiben wollten nicht auftauen; er konnte den Ofen nicht sehen, den er sich als ein so begehrenswertes weibliches Wesen vorstellte. Es knackte und knickte in ihm und rings um ihn her; es war ein Frostwetter, wie es einen Schneemann erfreuen müßte. Er aber freute sich nicht – wie hätte er sich auch glücklich fühlen können, hatte er doch die Ofensehnsucht!

„Das ist eine schlimme Krankheit für einen Schneemann", sagte der Kettenhund, „ich habe auch daran gelitten, aber ich habe sie überstanden. Weg! Weg!" bellte er.

„Wir werden anderes Wetter bekommen!" fügte er nach einer Weile hinzu. Und das Wetter änderte sich, es taute.

Das Tauwetter nahm zu, der Schneemann ab. Er sagte nichts, er klagte nichts, und das ist das Zeichen, daß es zu Ende geht.

Eines Morgens brach er zusammen. Etwas wie ein Besenstiel ragte da, wo er gestanden hatte, empor; um den Stiel herum hatten die Knaben ihn aufgebaut.

„Ja, jetzt begreife ich, jetzt verstehe ich, daß er so eine große Sehnsucht hatte!“ sagte der Kettenhund. „Da ist ja ein Eisen zum Ofenreinigen an dem Stiel – der Schneemann hat einen Ofenkratzer im Leib gehabt! Das ist es, was sich in ihm geregt hat. Doch nun hat er alles überstanden. Weg! Weg!“

Und bald darauf war auch der Winter überstanden.

„Weg! Weg!“ bellte der heisere Kettenhund. Aber die kleinen Mädchen sangen im Hof:

„Waldmeister grün, hervor aus dem Haus!
Weide, die wollenen Handschuh’ häng raus!
Lerche und Kuckuck, singt fröhlich drein,
Laßt es im Februar Frühling schon sein!

Ich singe froh: Kuckuck! Quivit!
Komm, liebe Sonne, singe du mit!“

Und nun denkt niemand mehr an den Schneemann.

Was der Alte macht, ist immer recht

Heute will ich dir eine Geschichte erzählen, die ich gehört habe, als ich noch ein ganz kleiner Junge war. Jedesmal, wenn ich an die Geschichte denke, kommt es mir vor, als werde sie immer schöner; denn es geht mit Geschichten wie mit vielen Menschen – sie werden mit zunehmendem Alter schöner und schöner.

Auf dem Lande bist du sicher schon gewesen; du wirst auch schon so ein altes Bauernhaus mit Strohdach gesehen haben. Moos und Gras wachsen von selbst auf dem Dach, und ein Storchennest sitzt auf dem Dachfirst – ein Storch gehört immer zu einem alten Bauernhaus. Die Wände des Hauses sind schief, die Fenster niedrig, und nur ein einziges kann geöffnet werden; der Backofen ragt aus der Wand hervor, gerade wie ein kleiner dicker Bauch; der Fliederbaum hängt mit seinen Zweigen über den Zaun, und an seinem Fuß befindet sich eine Wasserlache, in der ein paar Enten liegen. Ein Kettenhund, der alle und jeden anbellt, ist auch da.

Gerade so ein Bauernhaus stand draußen auf dem Lande, und in diesem Haus wohnte ein altes Paar, ein Bauer und seine Frau. Obwohl sie wenig besaßen, so war doch ein Stück darunter, das entbehrlich gewesen wäre – ein Pferd. Es ernährte sich von Gras, das am Rand der Landstraße wuchs. Manchmal ritt der alte Bauer mit dem Pferd zur Stadt, oft liehen es auch seine Nachbarn aus und erwiesen den alten Leuten manchen anderen Dienst dafür.

Doch am ratsamsten wäre es wohl, wenn sie das Pferd verkauften oder es gegen irgend etwas anderes, was nützlicher für sie wäre, tauschten. Aber was könnte ihnen nützlicher sein?

„Das wirst du, Alter, am besten wissen!“ sagte die Frau. „Heute ist gerade Jahrmarkt, reite in die Stadt, verkaufe das



Pferd für Geld oder tausche es! Was du auch machst, ist immer recht. Reite zum Jahrmarkt!“

Sie band ihm sein Halstuch um, denn das verstand sie besser als er, sie knüpfte es mit einer Doppelschleife, das machte sich sehr hübsch! Sie strich seinen Hut glatt und küßte dann seinen warmen Mund. Darauf ritt er auf dem Pferd fort, das verkauft oder in Tausch gegeben werden sollte. Ja, der Alte versteht seine Sache!

Die Sonne brannte heiß, keine Wolke war am Himmel zu sehen. Auf dem Weg staubte es sehr, denn viele Leute, die den Jahrmarkt besuchen wollten, fuhren, ritten oder legten den Weg zu Fuß zurück. Nirgends gab es Schatten.

Unter den Leuten ging auch einer, der eine Kuh zum Markt trieb. Die Kuh war so schön, wie eine Kuh nur sein kann. „Die gibt bestimmt auch schöne Milch!“ dachte der Bauer, „das wäre ein guter Tausch: die Kuh für das Pferd!“

„Heda, du mit der Kuh!“ sagte er. „Weißt du was? Ein Pferd, glaube ich, kostet mehr als eine Kuh. Aber mir ist das gleichgültig, ich habe von der Kuh größeren Nutzen. Wenn du willst, tauschen wir!“

„Freilich will ich das“, sagte der Mann mit der Kuh – und nun tauschten sie.

Dieses Geschäft war also getan, und der Bauer hätte eigentlich umkehren können, denn er hatte ja das erledigt, um was es ihm zu tun war. Da er sich aber nun einmal auf den Jahrmarkt gefreut hatte, wollte er auch hin, bloß um sich ihn anzusehen, und deshalb ging er mit seiner Kuh in die Stadt. Er schritt mit ihr ziemlich rasch zu, und nach kurzer Zeit hatte er einen Mann eingeholt, der ein Schaf vor sich her trieb. Es war ein gutes Schaf, fett und wohlgenährt, und hatte weiche Wolle.

„Das möchte ich haben“, dachte unser Bauersmann, „es würde an unserem Zaun genug Gras finden, und im Winter könnten wir es bei uns in der Stube haben. Eigentlich wäre es vorteilhafter, ein Schaf statt einer Kuh zu besitzen.“ Und er fragte den Mann mit dem Schaf: „Wollen wir tauschen?“

Dazu war der Mann mit dem Schaf sofort bereit, und der Tausch fand statt. Unser Bauer ging nun mit seinem Schaf auf der Landstraße weiter.

Bald darauf gewahrte er einen Mann, der vom Felde her die Landstraße betrat und eine große Gans unter dem Arm trug.

„Das ist ein schweres Ding, was du da hast“, sagte er, „es hat Federn und Fett, daß man seine Freude daran haben kann. Wie gut würde die bei uns daheim am Wasser aussehen! Das wäre etwas für meine Alte, für die könnte sie allerlei Abfall sammeln. Wie oft hat sie nicht schon gesagt: ‚Wenn wir nur eine Gans hätten!‘ Jetzt kann sie vielleicht eine bekommen – und wenn es geht, soll sie sie haben!“ Darauf fragte der Alte: „Wollen wir tauschen? Ich gebe dir das Schaf für die Gans.“

Dagegen hatte der andere nichts einzuwenden, und so tauschten sie denn. Unser Bauer bekam die Gans.

Jetzt war er schon in der Nähe der Stadt. Das Gedränge auf der Landstraße nahm immer mehr zu. Menschen und Vieh drängten sich; sie gingen auf der Straße und an den Zäunen entlang, am Schlagbaum gingen sie sogar in das Kartoffelfeld des Steuereinnehmers hinein, wo sein einziges Huhn an einer Schnur herumspazierte, damit es bei dem Gedränge nicht erschrecken, sich nicht verirren und verlaufen sollte. Das Huhn hatte kurze Schwanzfedern, es blinzelte mit einem Auge und sah sehr klug aus. „Gluck, gluck!" sagte das Huhn. Was es sich dabei dachte, weiß ich nicht, aber als unser Bauersmann es sah, dachte er sofort: „Das ist das schönste Huhn, das ich je gesehen habe. Es ist sogar schöner als die Bruthenne des Pfarrers. Potztausend! Das Huhn möchte ich haben! Ein Huhn findet immer ein Körnchen, es kann sich fast selbst ernähren. Ich glaube, es würde ein guter Tausch sein, wenn ich es für die Gans kriegen könnte." Und er fragte den Einnehmer: „Wollen wir tauschen?"

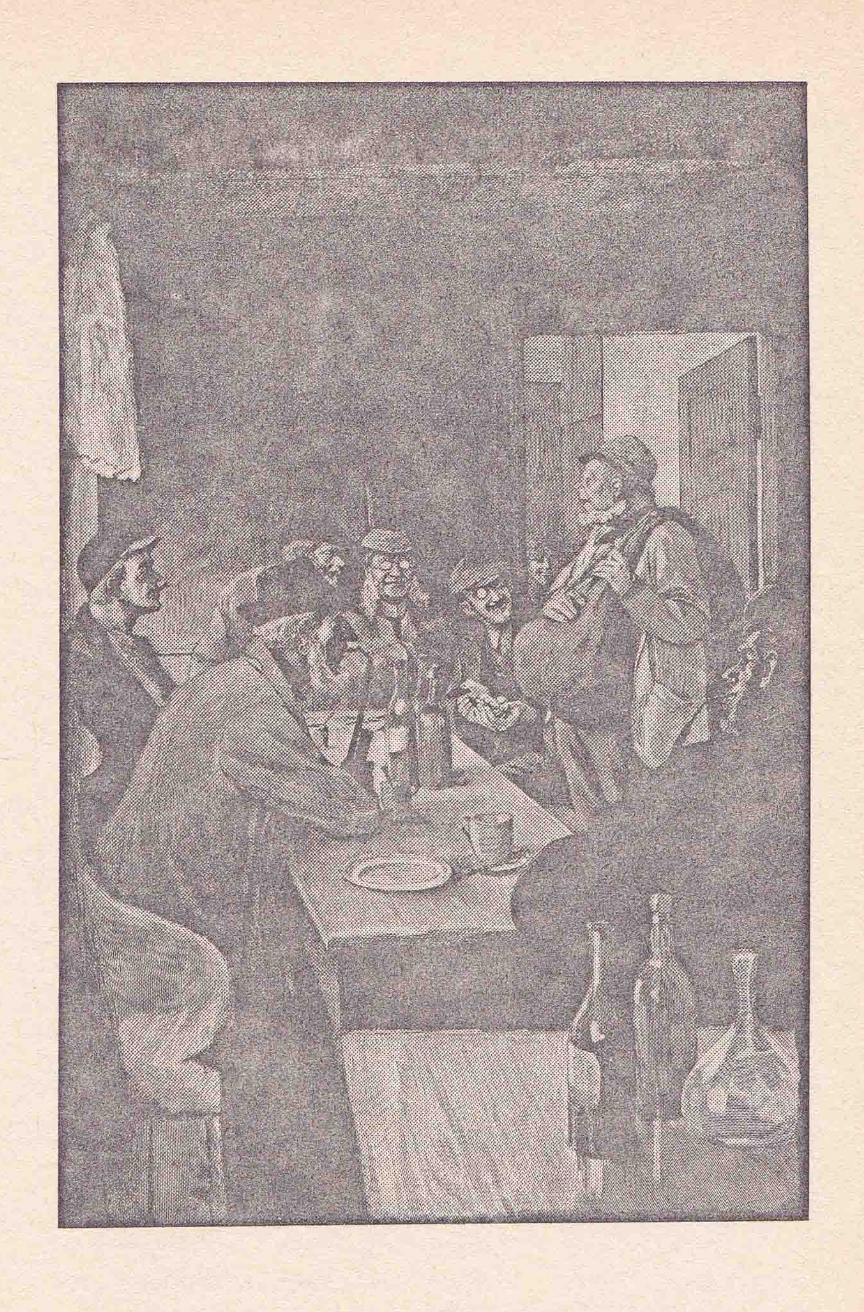
„Tauschen?" sagte dieser, „ja, das wäre gar nicht übel!" – und so tauschten sie. Der Einnehmer am Schlagbaum bekam die Gans, der Bauer das Huhn.

Das war gar viel, was er alles bei seiner Reise in die Stadt erledigt hatte. Heiß war es auch, und er war müde. Einen Schnaps und einen Imbiß brauchte er unbedingt, und so ging er zum Wirtshaus. Er wollte gerade hineingehen, als der Hausknecht heraustrat. Sie begegneten sich an der Tür. Der Knecht trug einen gefüllten Sack.

„Was hast du denn in dem Sack?" fragte der Bauer.

„Verschrumpelte Äpfel!" antwortete der Knecht, „einen ganzen Sack voll, genug für die Schweine!"

„Das ist doch eine Verschwendung! Den Anblick gönnte ich meiner Alten daheim. Voriges Jahr trug der alte Baum am Torfstall nur einen einzigen Apfel. Er wurde aufgehoben und stand auf dem Schrank, bis er ganz verfault und verdorben war. ‚Das ist doch immerhin Wohlstand', sagte meine Alte damals.



Hier könnte sie aber erst Wohlstand sehen, einen ganzen Sack voll! Ja, den Anblick gönnte ich ihr!"

„Was würdet Ihr für den Sack voll geben?" fragte der Knecht.

„Was ich gebe? Ich gebe mein Huhn in Tausch", sagte der Bauersmann und tauschte das Huhn gegen die Äpfel. Mit dem Sack betrat er die Gaststube. Vorsichtig lehnte er den Sack an den Ofen und ging an die Theke. Aber im Ofen brannte ein Feuer, daran dachte er nicht. Nun waren viele Gäste da: Pferdehändler, Ochsentreiber und zwei Engländer. Und die Engländer waren so reich, daß ihre Taschen von Goldstücken strotzten und fast platzten – und sie wetteten! – Aber das sollst du jetzt hören.

„Susss! Susss!" – Was war denn das am Ofen? – Die Äpfel begannen zu braten.

„Was ist denn das?"

„Ja, wissen Sie", begann unser Bauersmann – und nun erzählte er die ganze Geschichte von dem Pferd, das er gegen eine Kuh getauscht hatte, die Kuh gegen ein Schaf und so weiter bis zu den Äpfeln.

„Na, da wird dich deine Alte kräftig knuffen, wenn du nach Hause kommst, da setzt es was!" sagten die Engländer.

„Was? Knuffen?" sagte der Alte. „Küssen wird sie mich und sagen: ‚Was der Alte macht, ist immer recht!' "

„Wollen wir wetten?" fragten die Engländer. „Gemünztes Gold, und das tonnenweise? Hundert Pfund macht ein Schiffspfund!"

„Ein Scheffel genügt schon", erwiderte der Bauer, „ich kann nur den Scheffel mit Äpfeln dagegensetzen, und mich selbst und meine alte Frau dazu, das, denke ich, ist doch auch ein gutes Maß!"

„Topp! Angenommen!" Die Wette war abgeschlossen.

Der Wagen des Wirts fuhr vor, die Engländer und der Bauersmann stiegen ein. Vorwärts ging es, und bald hielten sie vor dem Häuschen des Bauern.



„Guten Abend, Alte!“
„Guten Abend, Alter!“
„Der Tausch wäre gemacht!“
„Ja, du verstehst deine Sache!“ und die Frau umarmte ihn. Sie beachtete weder den Sack noch die fremden Gäste.
„Ich habe eine Kuh für das Pferd getauscht.“
„Gott sei Lob und Dank! Die schöne Milch, die wir nun haben werden, und Butter und Käse auf dem Tisch! Das war ein herrlicher Tausch!“
„Ja, aber die Kuh tauschte ich wieder gegen ein Schaf um.“
„Ach, das ist umso besser!“ erwiderte die Frau, „du denkst immer an alles. Für ein Schaf haben wir Grasweide genug. Schafmilch und Schafkäse und wollene Strümpfe und wollene Jacken! Das gibt die Kuh nicht, sie verliert ja die Haare! Wie du doch alles bedenkst!“
„Aber das Schaf habe ich wieder gegen eine Gans getauscht!“
„Oh, dieses Jahr werden wir wirklich Gänsebraten haben, mein lieber Alter! Du denkst immer daran, mir eine Freude zu machen. Wie herrlich ist das! Die Gans kann man noch mästen und fetter werden lassen, ehe wir sie braten.“

„Aber die Gans habe ich gegen ein Huhn getauscht!“ sagte der Mann.

„Ein Huhn! Das war ein guter Tausch!“ erwiderte die Frau. „Das Huhn legt Eier und brütet sie aus, wir kriegen Küchlein, wir kriegen einen ganzen Hühnerhof. Ei, den habe ich mir schon immer gewünscht!“

„Ja, aber das Huhn gab ich wieder für einen Sack voll verschrumpelter Äpfel her.“

„Was? Nein, jetzt muß ich dich erst recht küssen!“ versetzte die Frau. „Mein liebes, gutes Männchen! Ich werde dir etwas erzählen: Siehst du, als du heute morgen fort warst, dachte ich darüber nach, welchen Leckerbissen ich dir heute abend vorsetzen könnte. ‚Speckeierkuchen mit Schnittlauch‘, dachte ich dann. Die Eier hatte ich, den Speck auch, nur der Schnittlauch fehlte. So ging ich denn hinüber zu Schulmeisters, die haben Schnittlauch, das weiß ich, aber die Schulmeistersfrau ist geizig, so süß sie auch tut. Ich bat sie, mir eine Handvoll Schnittlauch zu leihen. ‚Leihen?‘ gab sie zur Antwort. ‚Nichts, gar nichts wächst in unserem Garten, nicht einmal ein verschrumpelter Apfel! Nicht einmal den kann ich Ihnen leihen, liebe Frau!‘ Jetzt kann ich ihr aber zehn, ja sogar einen Sack voll leihen. Das freut mich zu sehr, das ist zum Totlachen!“ Und dabei küßte sie ihn, daß es schmatzte.

„Das gefällt uns!“ riefen die Engländer wie aus einem Munde. „Immer bergab und immer lustig! Das ist schon das Geld wert!“ Und nun zahlten sie ein Schiffspfund Goldmünzen an den Bauersmann, der nicht geknufft, sondern geküßt wurde.

Ja, es lohnt sich immer, wenn die Frau einsieht und es auch sagt, daß der Mann der klügste und sein Tun das richtige ist.

Ja, das ist meine Geschichte. Ich habe sie schon als Kind gehört, und jetzt hast du sie auch gehört und weißt: „Was der Alte macht, ist immer recht!“



Zwölf mit der Post

Es war eine schneidende Kälte, sternheller Himmel, kein Lüftchen regte sich.

„Bums!“ Da wurde ein alter Topf an die Haustür des Nachbarn geworfen. „Puff, paff!“ Dort knallte die Büchse; man begrüßte das neue Jahr. Es war Neujahrsnacht! Jetzt schlug die Turmuhr zwölf!

„Trateratra!“ Die Post kam gefahren. Der große Postwagen hielt vor dem Stadttor. Er brachte zwölf Personen mit, alle Plätze waren besetzt.

„Hurra! Hurra! Hoch!“ sangen die Leute in den Häusern der Stadt, die die Neujahrsnacht feierten und mit dem Schlage Zwölf die vollen Gläser erhoben, um das neue Jahr leben zu lassen.

„Prost Neujahr!“ hieß es. „Ein schönes Weib! Viel Geld! Keinen Ärger und Verdruß!“

Das wünschte man sich gegenseitig, und darauf stieß man mit den Gläsern an, daß es klang und sang – und vor dem Stadttor hielt der Postwagen mit den fremden Gästen, den zwölf Reisenden.

Wer waren diese Fremden? Jeder führte seinen Reisepaß und sein Gepäck bei sich; sie brachten sogar Geschenke für mich und dich und alle Menschen des Städtchens mit. Wer waren sie, was wollten sie, und was brachten sie?

„Guten Morgen!“ riefen sie der Schildwache am Eingang des Stadttors zu.

„Guten Morgen!“ antwortete die Wache, denn die Uhr hatte ja schon zwölf geschlagen.

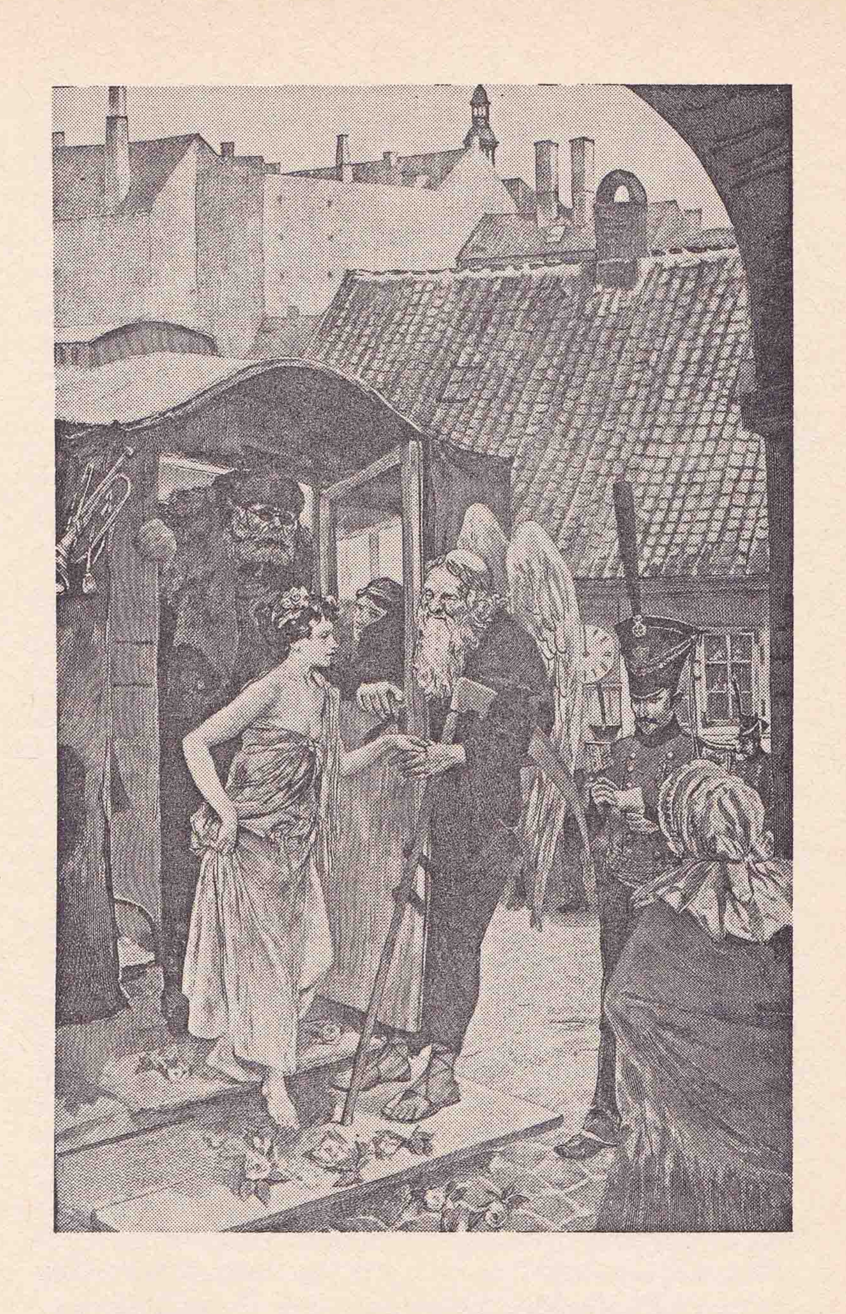
„Ihr Name? Ihr Stand?“ fragte die Schildwache den ersten, der aus dem Wagen stieg.

„Sehen Sie selbst im Paß nach!“ antwortete der Mann. „Ich



bin ich!“ Und es war auch ein ganzer Kerl, gekleidet mit Bärenpelz und Pelzstiefeln. „Ich bin der Mann, in den sehr viele Leute ihre Hoffnung setzen. Komm morgen zu mir, ich gebe dir ein Neujahrsgeschenk! Ich werfe Groschen und Taler unter die Leute, ja, ich gebe auch Bälle, volle einunddreißig Bälle, mehr Nächte habe ich nicht zu vergeben. Meine Schiffe sind alle eingefroren, aber in meinem Büro ist es warm und gemütlich. Ich bin Kaufmann, heiße Januar und führe nur Rechnungen bei mir.“

Nun stieg der zweite aus, das war ein Bruder Lustig. Er war Schauspieldirektor, Leiter und Gestalter der Maskenbälle und





aller Vergnügen, die man sich nur denken kann. Sein Gepäck bestand aus einer großen Bütte.

„Aus der Bütte“, sagte er, „wollen wir zur Fastnachtszeit die Katze herauslassen. Ich werde euch schon Vergnügen bereiten und mir auch. Alle Tage lustig! Ich habe nicht gerade lange zu leben, von der ganzen Familie die kürzeste Zeit; ich werde nämlich nur achtundzwanzig Tage alt. Bisweilen schalten sie mir zwar noch einen Tag ein – aber das kümmert mich wenig. Hurra!“

„Sie dürfen nicht so schreien!“ sagte die Schildwache.

„Ei was, freilich darf ich schreien!“ rief der Mann, „ich bin Prinz Karneval und reise unter dem Namen Februarius.“

Jetzt stieg der dritte aus. Er sah wie das leibhaftige Fasten aus, aber er trug die Nase hoch, denn er war verwandt mit den

„vierzig Rittern“ und war Wetterprophet. Doch das ist kein lukratives Amt, und deshalb pries er auch die Fasttage. Im Knopfloch trug er ein Veilchensträußchen, aber die Veilchen waren sehr klein.

„März! März!“ rief der vierte ihm nach und schlug ihm auf die Schulter, „riechst du nichts? Geschwind in die Wachstube, dort trinken sie Punsch, deinen Leib- und Labetrunk; ich rieche es schon hier draußen. Marsch, Herr Martius!“ – Aber es war nicht wahr, der vierte wollte ihn nur seinen Namen spüren lassen, ihn in den April schicken, denn mit solchen Aprilscherzen beginnt der vierte seinen Lebenslauf. Er sah überhaupt sehr flott aus; arbeiten tat er nur wenig, um so mehr Feiertage machte er. „Wenn es nur etwas beständiger in der Welt zuginge!“ sagte er, „aber bald ist man gut, bald schlecht gelaunt, je nach den Umständen, bald gibt es Regen, bald Sonnenschein, bald zieht man ein, bald aus! Ich bin auch so eine Art Wohnungsvermittler, sogar Leichenbitter; ich kann lachen und weinen, je nach Lage der Dinge! Hier im Koffer habe ich meine Sommerkleidung, aber es wäre töricht, sie anzuziehen. Ja, hier bin ich nun! Sonntags gehe ich in Lackschuhen und weißseidenen Strümpfen und mit Muff spazieren.“

Nach ihm stieg eine Dame aus dem Wagen. Fräulein Mai nannte sie sich. Sie trug ein sommerliches Kleid und Überschuhe, ein lindgrünes Kleid, Anemonen im Haar und duftete dermaßen nach Waldmeister, daß die Schildwache niesen mußte. „Gesundheit und Gottes Segen!“ sagte sie, das war ihr Gruß. Wie nett war sie! Von Beruf war sie Sängerin, nicht Theatersängerin, auch nicht Bänkelsängerin, nein, Sängerin des Waldes. Durch den frischen grünen Wald streifte sie am liebsten und sang zu ihrem eigenen Vergnügen.

„Jetzt kommt die junge Frau!“ riefen sie drinnen im Wagen, und eine junge Frau stieg aus, zierlich, hübsch, aber stolz. Man sah ihr an, daß sie, Frau Juni, gewohnt war, von faulen Siebenschläfern bedient zu werden. Am längsten Tag des Jahres gab sie eine große Gesellschaft, damit die Gäste Zeit hätten, die vielen Gerichte bei Tisch zu verzehren. Sie hatte zwar ihre

eigene elegante Kutsche, doch sie fuhr wie die anderen mit der Post, weil sie zeigen wollte, daß sie nicht hochmütig sei. Aber sie war nicht ohne Begleitung, ihr jüngerer Bruder Julius war bei ihr.

Er war ein wohlgenährter Bursche, sommerlich gekleidet, und trug einen breitkrempigen Strohhut. Er hatte nur wenig Gepäck bei sich, weil dies bei der großen Hitze zu beschwerlich war, eigentlich hatte er nur eine Schwimmhose dabei, und das ist nicht viel.

Dann erschien in einem langen, weiten Rock die Mutter selbst, Madame August, Obsthändlerin en gros, Besitzerin einer Menge Fischteiche und Landwirtin. Sie war dick und immer erhitzt, half selbst tüchtig mit, trug eigenhändig den Arbeitern Bier auf das Feld hinaus. „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen“, sagte sie, „das steht in der Bibel. Hinterher kommen die Spazierfahrten, Tänze und Spiele im Grünen und die Erntefeste!“ Sie war eine tüchtige Hausfrau.

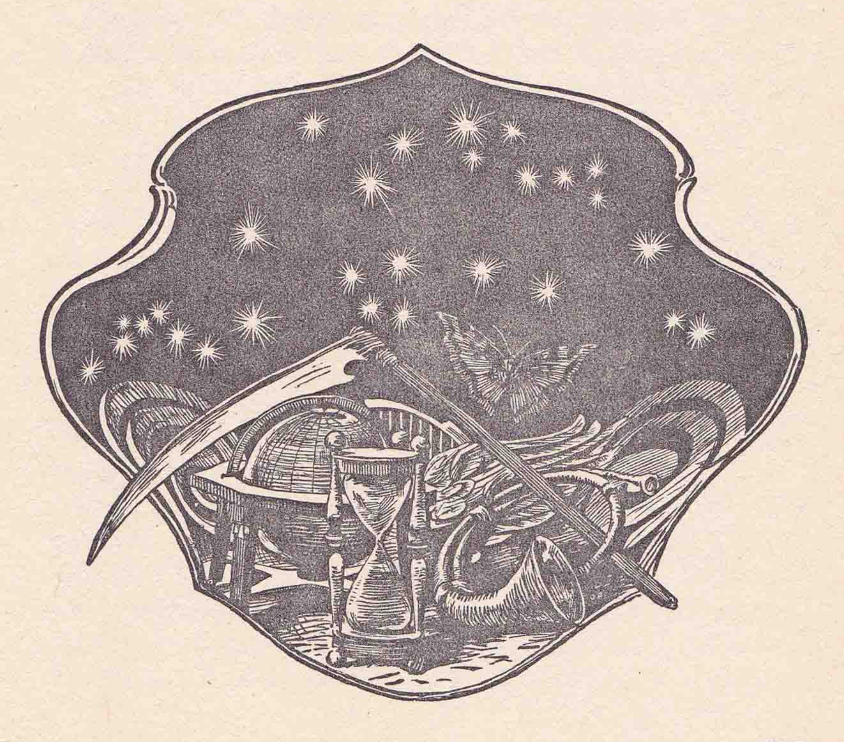
Nach ihr stieg wieder ein Mann aus der Kutsche, Herr Malermeister September. Der hatte seine Arbeit im Wald, denn die Blätter mußten ihre Farben wechseln. Wenn er wollte, leuchtete der Wald in kürzester Zeit im prächtigsten Rot, Gelb oder Braun. Der Meister war ein flinker Arbeiter. Er pfiff wie der schwarze Star und wickelte die grünbraune Hopfenranke um seinen Bierkrug. Das schmückte den Krug, und fürs Ausschmücken hatte er einen besonderen Sinn. Da stand er nun mit seinem Farbentopf: Das war sein ganzes Gepäck.

Ihm folgte der Gutsbesitzer, der an den Saatmonat, an das Pflügen des Bodens, das Eggen und auch an die Jagdvergnügen dachte. Herr Oktober führte Hund und Büchse mit sich und Nüsse in seiner Jagdtasche. Er hatte viel Gepäck dabei, sogar einen englischen Pflug. Er sprach über die Landwirtschaft, aber vor lauter Husten und Stöhnen seines Nachbarn vernahm man nicht viel davon.

Der November war es, der so hustete, während er ausstieg. Er war sehr mit Schnupfen behaftet; fortwährend putzte er sich die Nase. Die Erkältung, meinte er, verliere sich schon wieder,

wenn er ans Holzmachen ginge, und Holz müsse er sägen und spalten, denn er sei Sägemeister der Holzmacherinnung. Die Abende verbringe er mit Schneiden von Schlittschuhhölzern, denn er wisse wohl, sagte er, daß man in wenigen Wochen Bedarf für dieses lustige Schuhwerk habe.

Endlich kam der letzte Passagier, das alte Mütterchen Dezember mit der Wärmflasche. Die Alte fror, aber ihre Augen strahlten wie zwei helle Sterne. Sie trug einen Blumentopf im Arm, in dem ein kleiner Tannenbaum eingepflanzt war. „Den Baum will ich hegen und pflegen", sagte sie, „damit er gedeiht und groß wird bis zum Weihnachtsabend, so groß, daß er vom Fußboden bis an die Decke reicht, und dann steht er geschmückt mit flammenden Lichtern und goldenen Äpfeln und ausgeschnittenen Figürchen da. Die Wärmflasche wärmt wie ein Ofen. Ich hole das Märchenbuch aus der Tasche und lese



laut vor, daß alle Kinder im Zimmer still sitzen, die Figürchen am Baum aber lebendig werden und der kleine Wachsengel auf der äußersten Spitze die Flittergoldflügel ausbreitet, herabfliegt von seinem grünen Sitz und klein und groß im Zimmer küßt, ja, auch die armen Kinder küßt, die draußen vor der Tür und auf der Straße stehen und das Weihnachtslied vom Stern über Bethlehem singen."

„So, jetzt kann die Kutsche abfahren", sagte die Schildwache, „wir haben alle zwölf. Der Beiwagen kann vorfahren!"

„Laßt erst die zwölf zu mir herein!" sprach der wachhabende Hauptmann, „einen nach dem anderen! Die Pässe behalte ich hier; jeder gilt einen Monat; wenn der vergangen ist, werde ich das Verhalten auf dem Paß bescheinigen. Herr Januar, treten Sie bitte näher!"

Und Herr Januar trat ein.

Wenn ein Jahr verstrichen ist, werde ich dir sagen, was die Zwölf dir, mir und uns allen gebracht haben. Jetzt weiß ich es noch nicht, und die Zwölf wissen es wohl auch nicht – denn es ist eine merkwürdige, seltsame Zeit, in der wir leben.



Der Kobold und der Höker

Es war einmal ein richtiger Student, der wohnte in einer Dachkammer, und ihm gehörte gar nichts. Es war aber auch einmal ein richtiger Höker, der wohnte zu ebener Erde, und ihm gehörte das ganze Haus. An ihn hielt sich der Kobold, denn beim Höker gab es an jedem Weihnachtsabend eine Schüssel voll Grießbrei mit einem großen Klumpen Butter darin. Das konnte sich der Höker leisten, darum blieb der Kobold im Hökerladen, und das war sehr lehrreich für ihn.

Eines Abends trat der Student durch die Hintertür in den Laden, um selbst Kerzen und Käse zu kaufen. Er hatte niemanden, den er schicken konnte, deshalb ging er selbst. Er bekam, was er wünschte, er bezahlte es, und der Höker und auch die Madame nickten ihm einen Gutenabendgruß zu. Aber sie war eine Frau, die mehr als das bloße Nicken verstand, sie hatte



Rednergabe. Der Student nickte ebenfalls, blieb aber plötzlich stehen, weil er das Blatt Papier las, in das der Käse eingewickelt war. Es war ein aus einem alten Buch herausgerissenes Blatt, ein Blatt aus einem Buch, das nicht hätte zerrissen werden sollen, ein Buch, das voller Poesie war.

„Dort liegt noch mehr von derselben Sorte!" sagte der Höker. „Ich gab einer alten Frau ein paar Kaffeebohnen für das Buch. Wenn Sie mir zwei Groschen geben, können Sie den Rest bekommen."

„Ja", sagte der Student, „geben Sie mir das Buch statt des Käses! Ich kann mein Butterbrot auch ohne Käse essen. Es wäre ja Sünde, wenn das Buch ganz und gar zerrissen würde. Sie sind ein prächtiger Mann, ein praktischer Mann, aber auf Poesie verstehen Sie sich ebensowenig wie das Faß dort mit den alten Zeitungen."

Das war unhöflich gesprochen, besonders, was das Faß betrifft; aber der Höker lachte, und der Student lachte auch, es war ja nur im Spaß gesagt. Doch der Kobold ärgerte sich, weil man einem Höker, der Hauswirt ist und die beste Butter verkauft, solche Dinge zu sagen wagte.

Als am Abend der Laden geschlossen war und alle, außer dem Studenten, schliefen, kam der Kobold hervor, ging in die Schlafstube und nahm der Madame das Mundwerk ab. Das brauchte sie nicht, wenn sie schlief. Und jeder Gegenstand in der Stube, dem er das Mundwerk aufsetzte, stand Rede und Antwort, sprach seine Gedanken und seine Gefühle ebensogut aus wie die Madame. Zum Glück konnte nur ein Gegenstand nach dem anderen das Mundwerk benutzen; das war eine Wohltat, sie hätten sonst alle durcheinander gesprochen.

Der Kobold legte das Mundwerk auf das Faß, in dem die alten Zeitungen lagen. „Ist es wirklich war“, fragte er, „daß Sie nicht wissen, was Poesie ist?“

„Freilich weiß ich es“, antwortete das Faß. „Poesie ist so etwas, was zuunterst in den Zeitungen steht und bisweilen herausgeschnitten wird. Ich möchte behaupten, daß ich mehr Poesie in mir habe als der Student, und ich bin doch nur ein geringes Faß gegen den Höker.“

Nun setzte der Kobold der Kaffeemühle das Mundwerk auf. Nein, wie die ging! Und er setzte es dem Butterfaß und dem Geldkasten auf – alle waren derselben Ansicht wie das Faß mit den alten Zeitungen, und das, worüber die Mehrzahl einig ist, muß man respektieren.

„Jetzt werde ich's dem Studenten sagen!“ Mit diesen Worten stieg der Kobold leise die Hintertreppe zur Dachkammer hinauf, wo der Student wohnte. Der Student hatte noch Licht, und der Kobold guckte durch das Schlüsselloch und sah, daß er in dem zerrissenen Buch, das er unten im Laden geholt hatte, eifrig las.

Aber wie hell war es bei ihm! Aus dem Buch schoß ein leuchtender Strahl heraus, der zu einem Stamm und einem mächtigen Baum wuchs und seine Zweige weit über den Stu-

denten ausbreitete. Jedes Blatt war frisch, und jede Blume war ein schöner Mädchenkopf, einige mit Augen, dunkel und strahlend, andere mit wunderbaren blauen und klaren. Jede Frucht war ein glänzender Stern, und es sang und klang gar herrlich im Zimmer des Studenten.

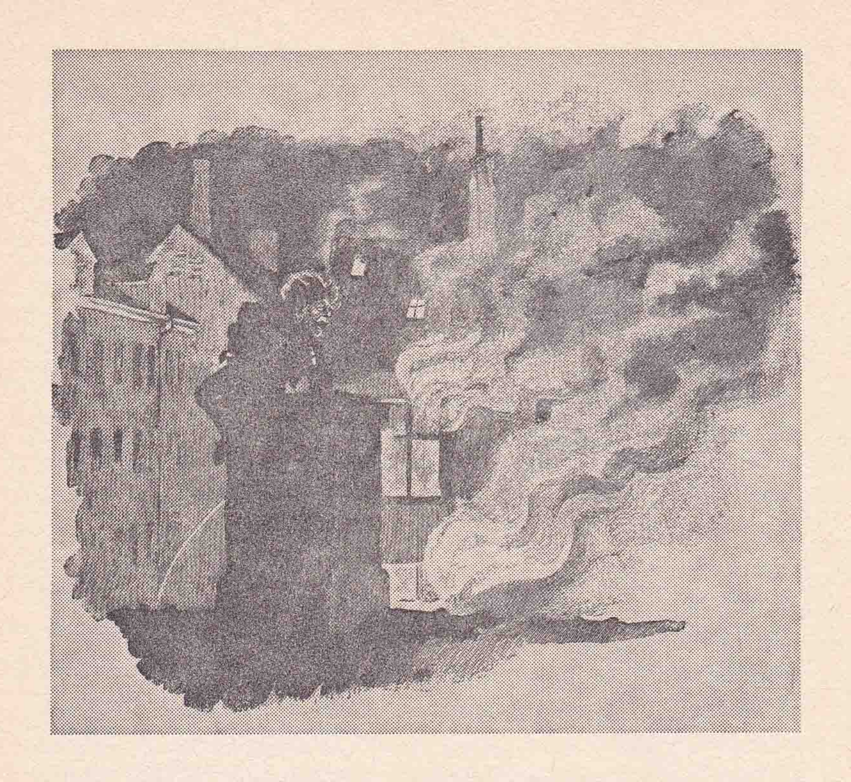
Nein, an so eine Herrlichkeit hatte der kleine Kobold noch nie gedacht, geschweige denn sie gesehen und vernommen. Er blieb auf den Fußspitzen stehen, guckte und guckte – bis das Licht in der Dachkammer erlosch. Der Student hatte es wahrscheinlich ausgeblasen und war zu Bett gegangen. Dennoch blieb das Koboldchen stehen, denn der Gesang ertönte noch immer weich und herrlich, ein schönes Wiegenlied für den Studenten.

„Hier ist es unvergleichlich schön!" sagte der Kobold, „das hätte ich nicht erwartet. Ich möchte bei dem Studenten bleiben." Das Männchen sann darüber nach – es war ein vernünftiges Männchen. Doch es seufzte: „Der Student hat keinen Brei!" – Und darauf ging es – wieder zum Höker hinunter; und es war sehr gut, daß es endlich dahin zurückkehrte, denn das Faß hatte das Mundwerk der Madame fast ganz verbraucht. Es hatte schon alles, was in seinem Innern wohnte, von einer Seite ausgesprochen und stand gerade im Begriff, sich umzudrehen, um dasselbe von der anderen Seite zum besten zu geben, als der Kobold eintrat und das Mundwerk wieder der Madame anlegte. Aber seit dieser Zeit vertrat der ganze Laden, vom Geldkasten bis zum Kienholz, die gleichen Ansichten wie das Faß, und alle zollten ihm Achtung und Anerkennung und trauten ihm so viel zu, daß sie in dem Glauben standen, es komme aus dem Faß, wenn der Höker später die Kunst- und Theaterkritiken aus seiner Abendzeitung vorlas.

Doch der Kobold konnte nicht lange ruhig sitzen bleiben, um sich so viel Weisheit und Verstand anzuhören. Sobald am Abend das Licht aus der Dachkammer schimmerte, wurde ihm zumute, als seien die Strahlen starke Ankertaue, die ihn hinaufzogen, und er mußte hinauf und durchs Schlüsselloch gucken. Dann umbrauste ihn ein unendlich hohes Gefühl, wie wir es an

dem ewig rauschenden Meer empfinden, wenn Gott im Sturm darüber hinfährt, und er brach in Tränen aus. Er wußte selbst nicht, weshalb er weinte, aber ein eigenartiges, wohltuendes Gefühl mischte sich mit seinen Tränen. Wie herrlich müßte es doch sein, mit dem Studenten zusammen unter jenem Baum zu sitzen. Aber das konnte nicht geschehen, und so mußte er sich mit dem Schlüsselloch begnügen. Dort stand er im kalten Flur, der Herbstwind blies durch die Bodenluke, es war kalt, sehr kalt, aber das empfand der Kleine erst, wenn das Licht in der Dachkammer erlosch und die Töne leise verklangen. Hu! Dann fror er – und er kroch wieder hinunter in seinen warmen Winkel, wo es gemütlich und behaglich war.

Als Weihnachten kam und mit ihm der Grießbrei mit dem großen Klumpen Butter – ja, da stand der Höker ganz oben. Aber mitten in der Nacht erwachte der Kobold durch entsetzliches Lärmen und Klopfen gegen die Fensterläden. Der Nachtwächter blies, eine große Feuersbrunst war ausgebrochen, die ganze Stadt stand in Feuer und Flammen. War es im Hause selbst oder bei den Nachbarn? Wo war es? Panische Angst und Entsetzen ergriff die Menschen. Die Höker-Madame war dermaßen verwirrt, daß sie ihre goldenen Ohrringe auszog und in die Tasche steckte – um doch etwas zu retten. Der Höker rannte wegen seiner Staatspapiere und die Magd wegen ihres schwarzseidenen Spitzenumhangs, denn den konnte sie sich leisten. Jeder wollte das Beste retten. Das wollte auch der Kobold, und mit wenigen Sprüngen war er die Treppe oben in der Kammer des Studenten. Der stand ganz ruhig am Fenster und betrachtete das Feuer, das im Hause des Nachbarn gegenüber wütete. Der Kobold griff nach dem Buch, das auf dem Tisch lag, steckte es in seine rote Mütze und hielt sie mit beiden Händen fest – der größte Schatz des Hauses war gerettet – und nun fuhr er auf das Dach hinaus und setzte sich auf den Schornstein. Dort saß er, beleuchtet von den Flammen des brennenden Hauses, beide Hände fest um seine rote Mütze gepreßt, in der der Schatz lag. Jetzt erst erkannte er die wahre Neigung seines Herzens, wußte er, wem es eigentlich gehörte.



Als das Feuer aber gelöscht und der Kobold wieder zur Besinnung gekommen war, – ja...

„Ich will mich zwischen beiden teilen“, sagte er, „ich kann den Höker nicht ganz aufgeben wegen des Breies!“

Und das war ganz menschlich gesprochen! Wir anderen gehen auch zum Höker – wegen des Breies!

Der Halskragen

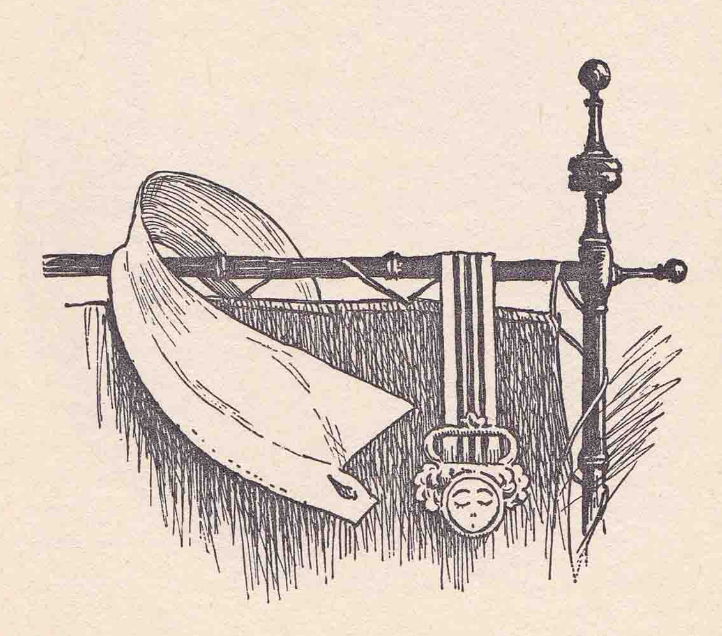
Es war einmal ein feiner Kavalier, der hatte nichts außer einem Stiefelknecht und einer Haarbürste, aber er hatte den schönsten Halskragen der Welt, und von diesem Halskragen werden wir eine Geschichte hören.

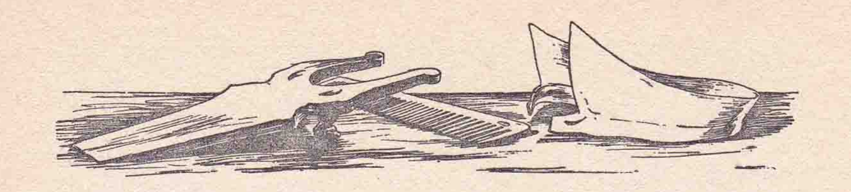
Der Halskragen war inzwischen so alt, daß er daran dachte, sich zu verheiraten. Und zufällig kam er mit einem Strumpfband zusammen in die Wäsche.

„Potztausend!" sagte der Halskragen, „so etwas Schlankes und Feines, Zartes und Niedliches habe ich noch nie gesehen! Darf ich nach Ihrem Namen fragen?"

„Den sage ich Ihnen nicht!" sagte das Strumpfband.

„Wohin gehören Sie denn?" fragte der Halskragen.

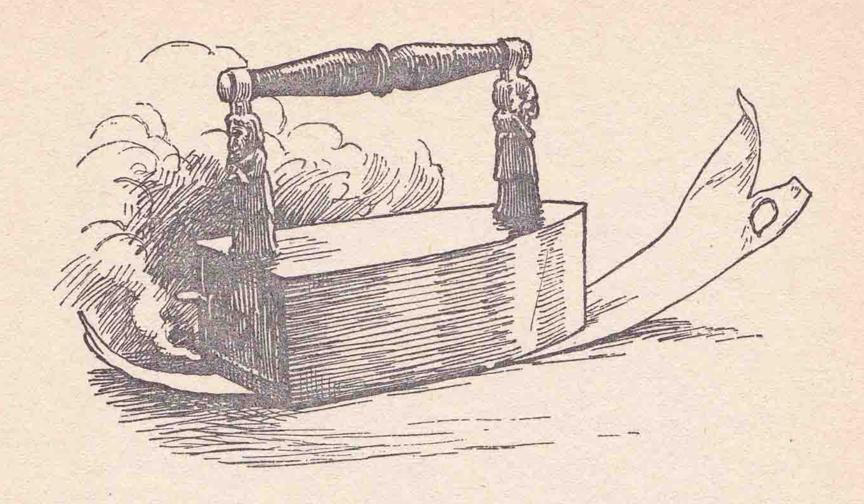




Aber das Strumpfband war etwas schüchtern, und es schien ihm ziemlich sonderbar, darauf zu antworten.

„Sie sind wohl ein Leibgürtel?“ fragte der Halskragen, „so ein inwendiger Leibgürtel? Ich sehe, daß Sie sowohl zum Nutzen wie zum Schmuck dienen, mein kleines Fräulein!“

„Sprechen Sie nicht mit mir!“ sagte das Strumpfband, „ich habe Ihnen durchaus keine Veranlassung dazu gegeben.“



„Ei, wenn man so schön ist wie Sie", sagte der Halskragen, „ist das nicht Veranlassung genug?"

„Verschwinden Sie, kommen Sie mir nicht zu nahe!" sagte das Strumpfband. „Sie sehen mir ganz wie eine Mannsperson aus!"

„Ich bin auch ein feiner Kavalier", sagte der Halskragen, „ich besitze einen Stiefelknecht und eine Haarbürste!"

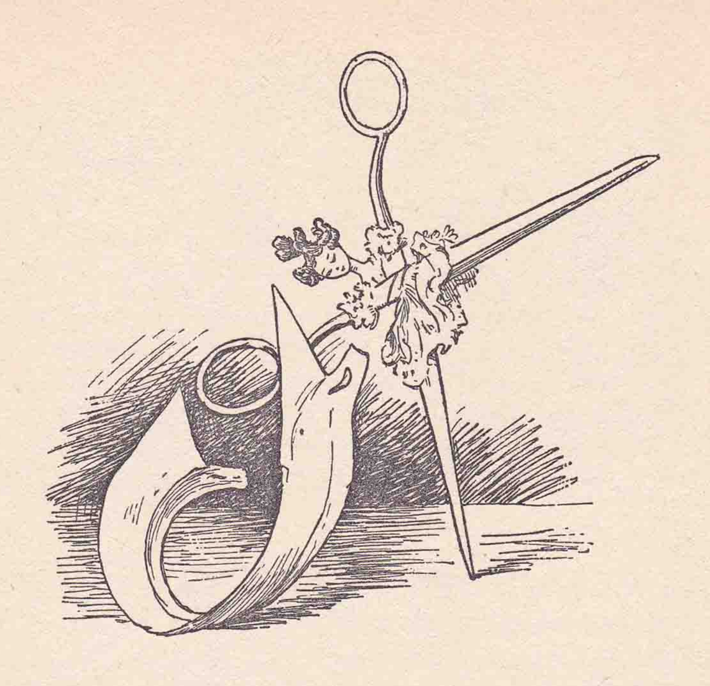
Das war aber gar nicht wahr, es war ja sein Herr, der diese Sachen besaß. Aber er prahlte.

„Kommen Sie mir nur nicht zu nahe!" sagte das Strumpfband. „Ich bin das nicht gewohnt!"

„Zieraffe!" sagte der Halskragen. Und dann wurden sie aus der Wäsche genommen, wurden gestärkt, über einen Stuhl im Sonnenschein aufgehängt und dann aufs Bügelbrett gelegt. Nun kam das glühende Eisen.

„Frau Witwe", sagte der Halskragen, „kleine Frau Witwe, es wird mir entsetzlich warm! Ich werde ein ganz anderer, ich verliere ja meine Falten! Sie brennen ein Loch in mich hinein! Uh! Ich halte um Sie an!"

„Sie Lump!" sagte das Bügeleisen und fuhr stolz über den Halskragen hin; es bildete sich nämlich ein, daß es ein Dampfkessel sei, der bei der Eisenbahn die Wagen ziehen müsse.



„Lump!“ sagte es noch einmal.

Der Halskragen war an den Kanten ein wenig ausgefranst, deshalb kam die Papierschere, um die Fransen abzuschneiden.

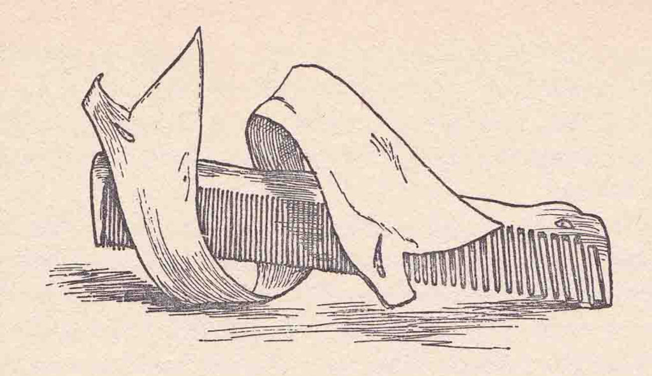
„Oh!“ sagte der Halskragen, „Sie sind wohl erste Tänzerin! Wie können Sie die Beine strecken! Das ist das Reizvollste, was ich je gesehen habe! Das kann Ihnen kein Mensch nachmachen!“

„Das weiß ich!“ sagte die Schere.

„Sie verdienen Gräfin zu sein!“ sagte der Halskragen. „Alles, was ich besitze, besteht aus einem feinen Kavalier, einem Stiefelknecht und einer Haarbürste. Hätte ich doch nur eine Grafschaft!“

„Was? Er will freien?“ sagte die Schere und wurde darüber sehr ärgerlich, und vor lauter Ärger machte sie einen so starken Schnitt, daß der Halskragen nichts mehr taugte.

„Ich werde wohl um die Haarbürste freien müssen!“ dachte der Halskragen, und er sagte zu ihr: „Es ist bemerkenswert,



welch schönes Haar Sie haben, mein kleines Fräulein! Haben Sie nie daran gedacht, sich zu verloben?"

„Doch, das können Sie sich denken!" antwortete die Haarbürste, „ich bin ja mit dem Stiefelknecht verlobt!"

„Verlobt?" rief der Halskragen. Nun war niemand mehr da, um den er freien konnte, und darum verachtete er jetzt die Freierei.

Lange Zeit verging. Da kam der Halskragen in den Sack des Papiermüllers. Dort war eine große Lumpengesellschaft beisammen: die feinen für sich, die groben für sich, wie sich das gehört. Sie hatten alle viel zu erzählen, aber der Halskragen am meisten, denn er war ein richtiger Prahlhans.

„Ich habe außerordentlich viele Liebschaften gehabt!" sagte der Halskragen. „Man ließ mir keine Ruhe. Ich war aber auch ein feiner Kavalier, ein vornehmer, steifer! Ich hatte sowohl einen Stiefelknecht als auch eine Haarbürste, die ich nie gebrauchte! – Sie hätten mich damals nur sehen sollen, mich sehen sollen, wenn ich auf der Seite lag! – Niemals vergesse ich meine erste Liebe. Es war ein Leibgürtel. Wie fein, wie weich, wie niedlich war der! Meine erste Liebe stürzte sich meinetwegen in einen Waschkübel! – Da war auch eine Witwe, die glühte für mich. Aber ich ließ sie stehen, bis sie schwarz wurde. – Dann war da die erste Tänzerin, die brachte mir die Wunde bei, mit der ich jetzt noch herumlaufe, sie war sehr auffahrend! – Meine eigene Haarbürste hatte sich in mich verliebt und verlor alle

Haare aus Liebesschmerz. Ja, ich habe vieles dieser Art erlebt; aber am meisten tut es mir um das Strumpfband leid – um den Leibgürtel wollte ich sagen, der sich in den Waschkübel stürzte. Ich habe viel auf meinem Gewissen; es wird Zeit, daß ich weißes Papier werde."

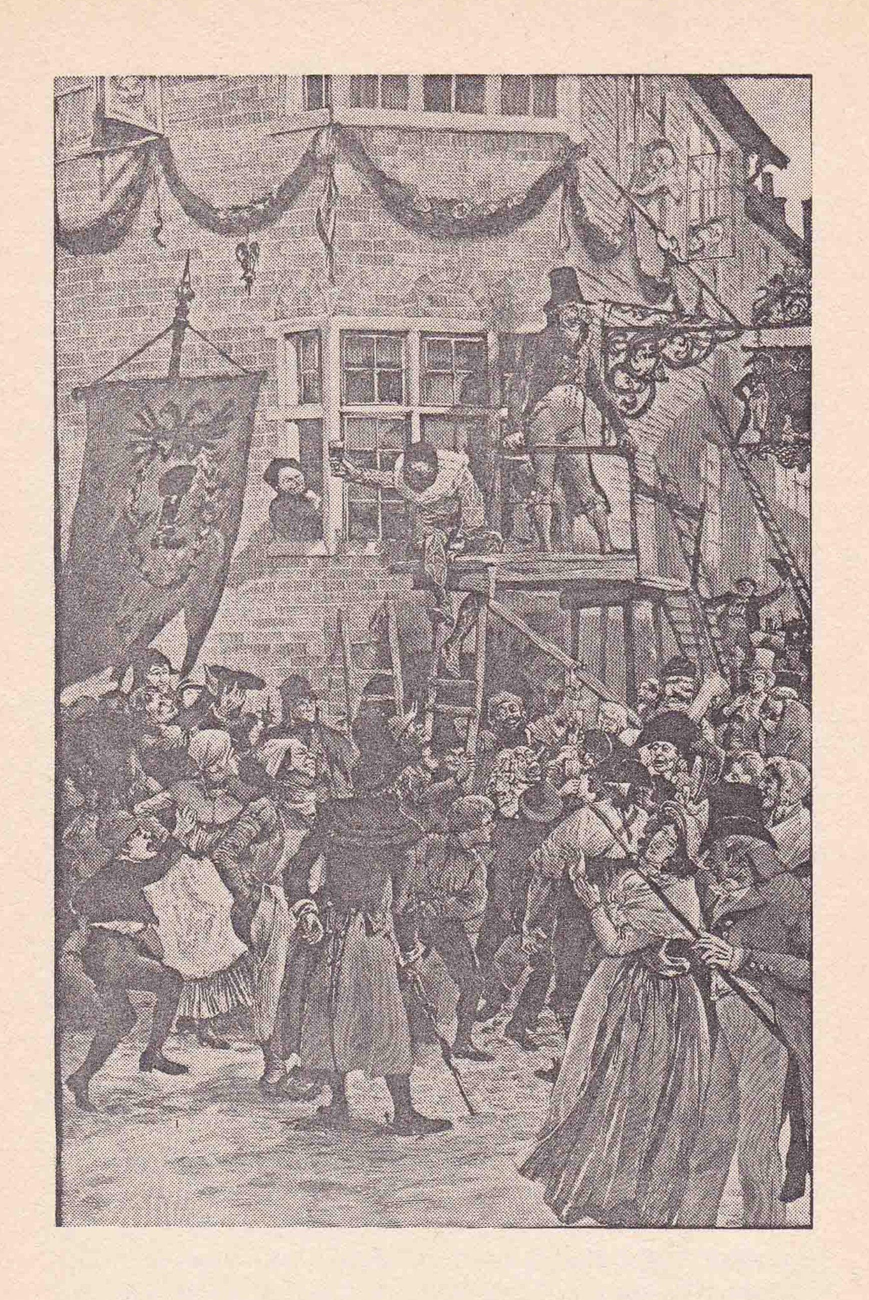
Und das wurde er. Alle Lumpen wurden weißes Papier, aber der Halskragen wurde gerade das Stück, das wir hier sehen und auf dem diese Geschichte gedruckt worden ist. Und das geschah deswegen, weil er so schrecklich mit Dingen prahlte, die gar nicht wahr gewesen sind. Das wollen wir beherzigen, damit wir es nicht genauso machen; denn wir können in der Tat nicht wissen, ob wir nicht auch einmal in den Lumpensack kommen und zu weißem Papier umgearbeitet werden, worauf man unsere ganze Geschichte, selbst die allergeheimste, abdruckt, so daß wir ebenfalls herumlaufen und sie erzählen müssen wie der Halskragen.

Der Sturm vertauscht die Schilder

In alten Tagen, als Großvater ein ganz kleiner Knabe war und mit roten Höschen, roter Jacke, einem Gürtel um den Leib und einer Feder an der Mütze herumlief – so gingen in seiner Kindheit die kleinen Knaben gekleidet, wenn sie recht geputzt waren –, da war so vieles ganz anders als jetzt, da wurde gar oft viel Aufwand auf der Straße getrieben, Aufwand, den wir nicht mehr kennen, weil er abgeschafft ist; er war zu altväterisch, aber unterhaltend ist es doch, wenn Großvater davon erzählt.

Es muß damals wirklich ein Aufwand gewesen sein, wenn der Schuhmacher beim Wechsel seines Zunfthauses das Schild hinüberbrachte. Die seidene Fahne wehte. Auf das Schild selbst waren ein großer Stiefel und ein Adler mit zwei Köpfen gemalt. Die jüngsten Burschen trugen das „Willkommen" und die Lade der Handwerker-Innung, und rote und weiße Bänder flatterten von ihren Hemdsärmeln; die älteren trugen gezogene Degen mit einer Zitrone auf der Spitze. Überall war Musik, und das prächtigste von allen Instrumenten war „der Vogel", wie Großvater die große Stange mit dem Halbmond und allem möglichen Dingeldangel nannte, eine richtige türkische Musik. Die Stange wurde hochgehoben und geschwungen, daß es klingelte und klang und einem die Augen blendete, wenn die Sonne auf das Gold, das Silber oder das Messing schien.

Vor dem Zug her lief der Harlekin in Kleidern, die aus allen möglichen bunten Lappen zusammengenäht waren, mit schwarzem Gesicht und Schellen auf dem Kopf wie ein Schlittenpferd. Mit seiner Pritsche schlug er auf die Leute ein, daß es klatschte, ohne ihnen weh zu tun, und die Leute drückten sich zusammen, um zurückzuweichen und gleich wieder hervorzukommen; kleine Knaben und Mädchen stolperten über ihre eigenen Füße in den Rinnstein; alte Frauen pufften mit den



Ellenbogen, zogen eine saure Miene und schimpften. Der eine lachte, ein anderer schwatzte; die Leute waren auf den Treppen und in den Fenstern, ja, sogar oben auf den Dächern. Die Sonne schien, ein wenig Regen bekamen sie auch, das war gut für den Landmann, und wenn sie so recht patschnaß wurden, so war das ein wahrer Segen für das Land.

Wie konnte Großvater erzählen! Er hatte als kleiner Knabe all den Aufwand in seiner größten Pracht gesehen. Der älteste Geselle hielt eine Rede von dem Gerüst herab, wo das Schild aufgehängt wurde, die Rede war in Versen, als ob sie gedichtet wäre, und das war sie auch; dazu waren sie zu dritt gewesen und hatten zuerst eine tüchtige Kanne Punsch getrunken, um es recht gut zu machen.

Und die Leute riefen zum Dank für die Rede ein Hurra, aber sie riefen noch viel öfter hurra für den Harlekin, als er auf dem Gerüst erschien und den Leuten Grimassen schnitt.

Der Narr spielte einen ausgezeichneten Narren und trank Met aus Schnapsgläsern, die er dann unter die Leute schleuderte, die sie auffingen. Großvater besaß noch eins, das ihm ein Maurergeselle, der es erwischte, verehrt hatte. Das war richtig lustig. Das Schild an dem neuen Zunfthaus war mit Blumen und Grün bekränzt.

„Eine solche Pracht vergißt man niemals, auch wenn man noch so alt wird“, sagte Großvater, und er vergaß es auch nicht, obwohl er noch ganz andere Pracht und Herrlichkeit gesehen hatte und auch davon erzählte; das ergötzlichste blieb aber doch immer, wenn er von dem Schild erzählte, das einmal in der großen Stadt von dem alten zum neuen Zunfthaus gebracht wurde.

Der Großvater reiste als kleiner Knabe mit seinen Eltern zu dieser Feierlichkeit; er hatte die größte Stadt des Landes vorher nie gesehen. Da waren so viele Menschen auf der Straße, daß er glaubte, man trage schon das Schild fort. Es gab viele Schilder, man hätte hundert Stuben mit Bildern schmücken können, hätte man sie drinnen und nicht draußen aufgehängt. Beim Schneider waren alle Arten von Kleidern abgebildet, und er

konnte alles für die Leute nähen, vom Groben bis zum Feinen; da waren die Schilder von den Tabakspinnern mit den anmutigsten kleinen Knaben, die Zigarren rauchten, genau wie in der Wirklichkeit; da waren Schilder mit Butter und Heringen, Priesterkragen und Särgen und außerdem Inschriften und Anschlagzettel. Man konnte recht gut einen ganzen Tag in den Straßen auf- und niedergehen und sich an den Bildern müde sehen. Dann kannte man aber auch das Ganze und wußte, welche Menschen in den Häusern wohnten, denn sie hatten ja selbst ihr Schild herausgehängt, „und das ist gut so", sagte der Großvater, „und auch lehrreich, gleich in einer großen Stadt zu wissen, wer darinnen wohnt."

So trug sich das mit dem Schild zu, gerade als der Großvater in die Stadt kam. Er hat es selbst erzählt, und er hatte keinen Schelm im Nacken, wie die Mutter glaubte und es mir sagte, wenn er mir etwas weismachen wollte. Dieses Mal sah er ganz glaubwürdig aus.

In der ersten Nacht, die er in der Stadt verbrachte, war hier das fürchterlichste Wetter gewesen, von dem man jemals in der Zeitung gelesen hat, ein Wetter, wie man es sich seit Menschengedenken nicht vorstellen kann. Die ganze Luft war mit Ziegelsteinen angefüllt; altes Holzwerk stürzte zusammen; ja, ein Schubkarren lief ganz von selbst die Straße hinauf, nur um sich zu retten. Es tutete in der Luft, es heulte und kreischte, es war ein entsetzlicher Sturm. Das Wasser im Kanal lief über das Bollwerk hinaus, denn es wußte nicht, wo es bleiben sollte. Der Sturm fuhr über die Stadt und nahm die Schornsteine mit. Mehr als eine alte stolze Kirchturmspitze mußte sich beugen und hat das seitdem nie überwunden.

Da stand ein Schilderhaus draußen, wo der alte, anständige Brandmeister wohnte, der immer mit der letzten Spritze kam. Der Sturm wollte ihm das kleine Schilderhaus nicht gönnen; es wurde aus den Fugen gerissen und rollte die Straße hinunter; und wunderbar genug erhob es sich wieder und blieb vor dem Haus des armen Zimmergesellen stehen, der bei dem letzten Brand drei Menschenleben gerettet hatte.



Das Schild vom Barbier, der große Messingteller, wurde heruntergerissen und gerade in die Fenstervertiefung des Justizpalastes geschleudert, und das sah fast wie Bosheit aus, so sagte die ganze Nachbarschaft, weil diese und die allerintimsten Freundinnen die Frau Justizrätin „Rasiermesser" nannten. Sie war so klug und wußte von den Menschen mehr, als die Menschen von sich selbst wußten.

Da flog ein Schild mit einem abgerissenen, trockenen Klippfisch gerade über die Tür eines Hauses, wo ein Mann wohnte, der eine Zeitung schrieb. Das war ein sehr übler Scherz von dem

Sturmwind, der nicht daran dachte, daß ein Zeitungsschreiber gar keinen Spaß verträgt, denn er ist ein König in seiner eigenen Zeitung und auch in seiner eigenen Meinung.

Der Wetterhahn flog auf das gegenüberliegende Dach und stand da wie „die schwärzeste Bosheit", sagten die Nachbarn.

Die Tonne des Küfers wurde unter „Damenputz" aufgehängt.

Der Speisezettel des Gasthauses, der in einem schweren Rahmen an der Tür hing, wurde vom Sturm über den Eingang des Theaters gestellt, wohin die Leute niemals kamen. Es war ein lächerliches Plakat: „Suppe, Meerrettich und gefüllter Kohlkopf". Aber jetzt kamen die Leute.

Der Fuchspelz des Kürschners, der sein ehrbares Schild ist, wurde an die Klingelschnur des jungen Mannes geschleudert, der immer in die Frühpredigt ging, wie ein zusammengeklappter Regenschirm aussah, nach Wahrheit strebte und, wie seine Tante sagte, ein „Exempel" war.

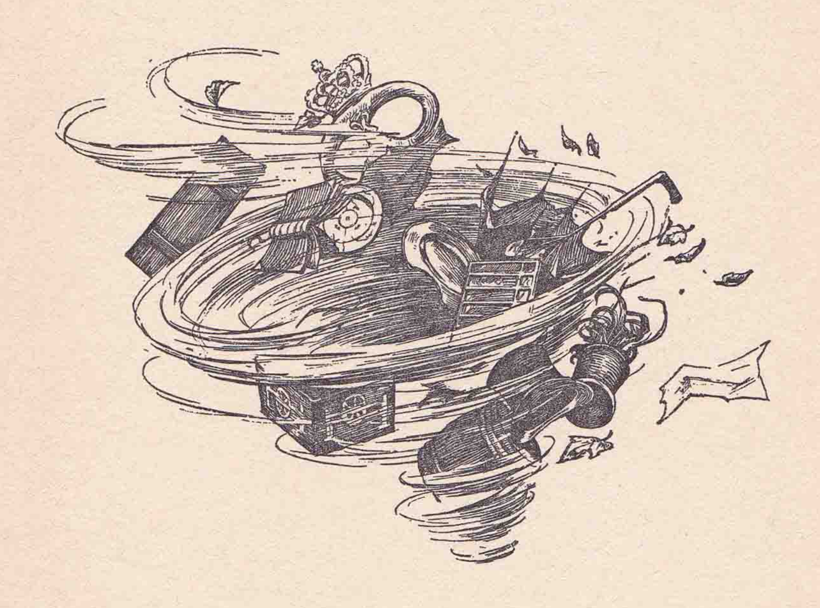
Die Inschrift „Höhere Bildungsanstalt" wurde zum Billardklub hinübergetragen, und die Anstalt selbst bekam das Schild: „Hier zieht man Kinder mit der Flasche auf"; das war gar nicht witzig, nur unartig, aber das hatte der Sturm getan, und den kann man nicht regieren.

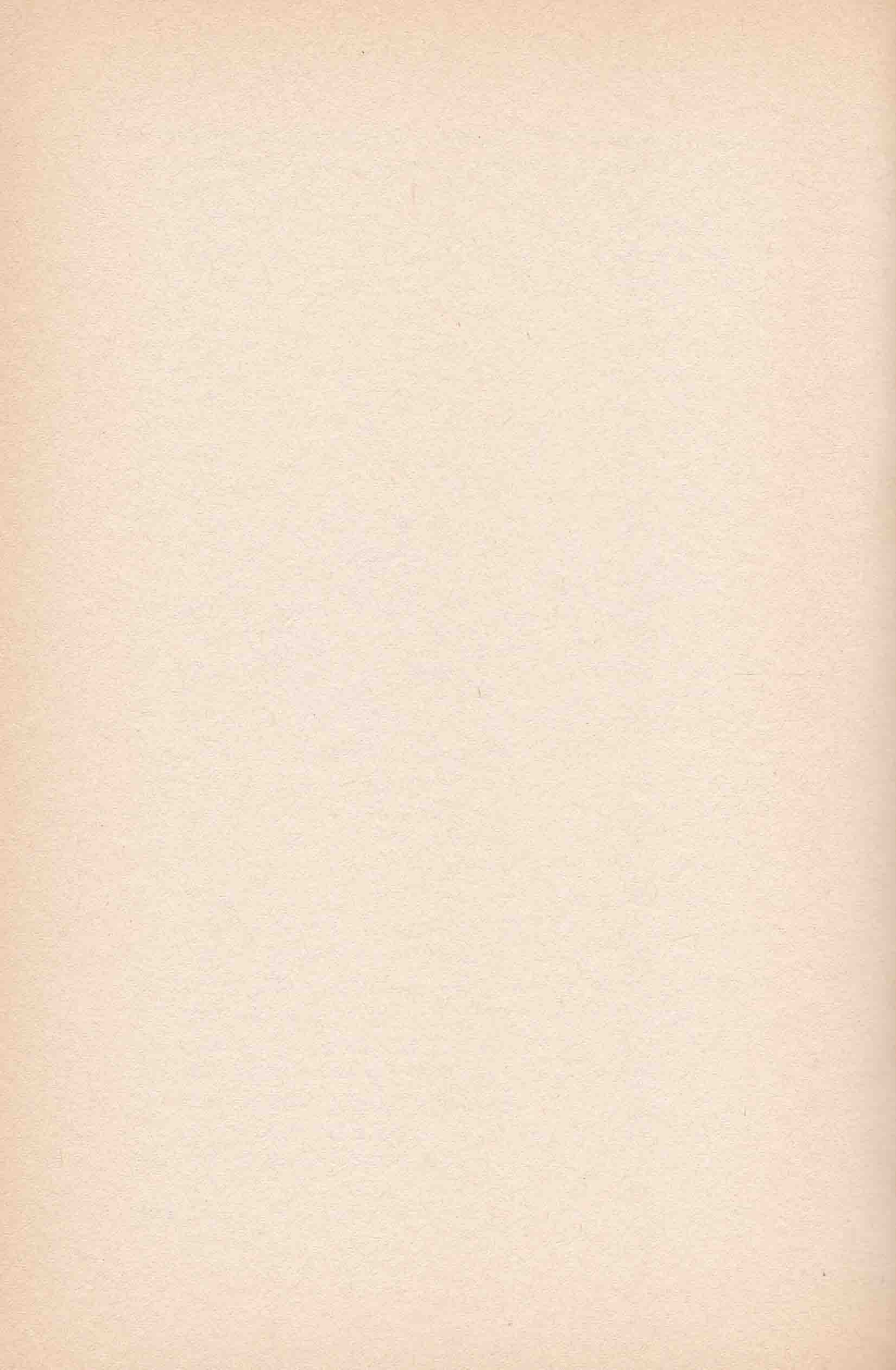
Es war eine fürchterliche Nacht, und am Morgen – denkt nur – waren fast alle Schilder der Stadt vertauscht. An einigen Orten war es mit so großer Bosheit geschehen, daß Großvater nicht davon sprechen wollte, aber innerlich lachte, und da ist es wohl möglich, daß er doch den Schelm im Nacken hatte.

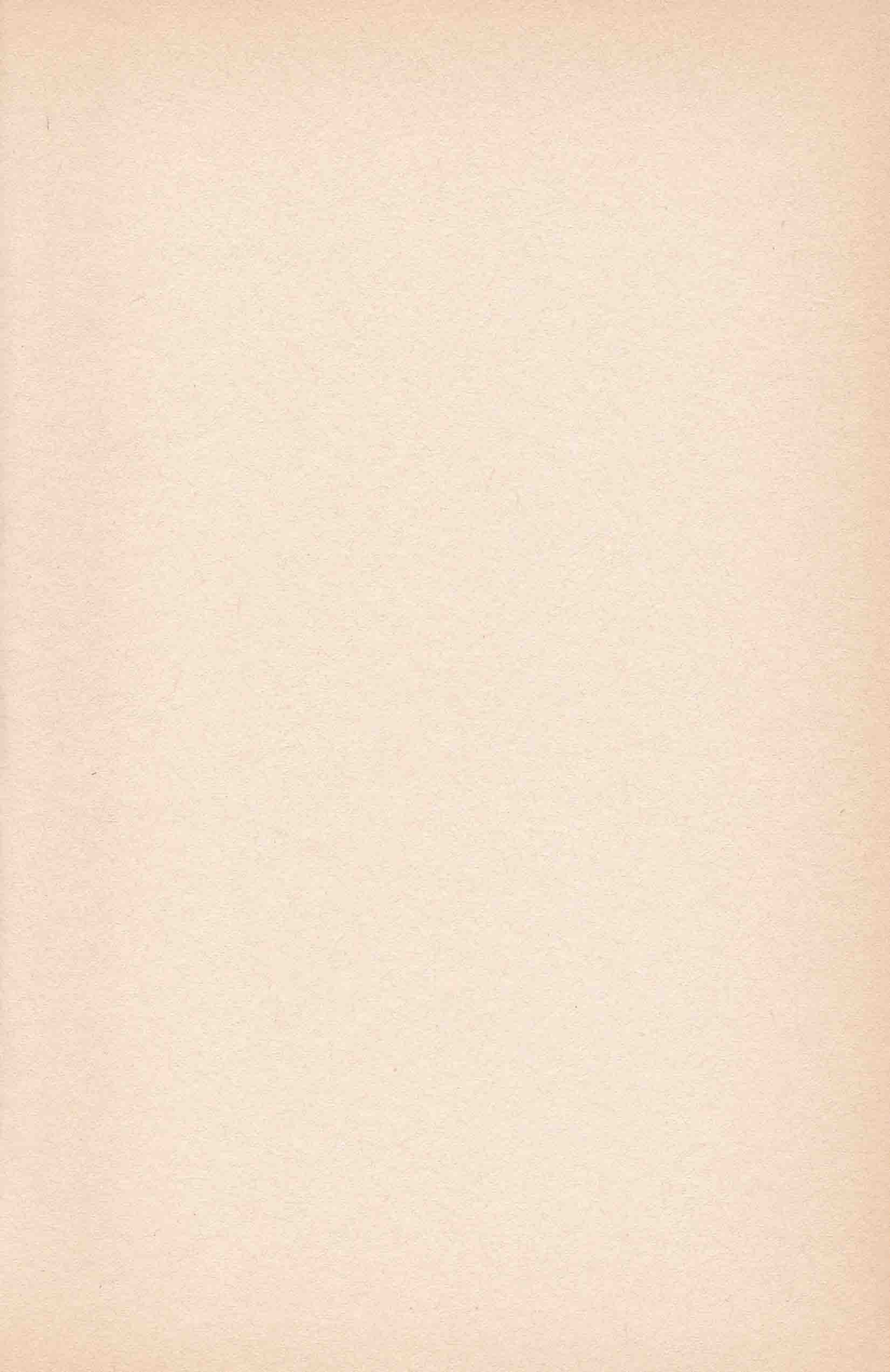
Die armen Leute in der großen Stadt, und ganz besonders die Fremden, irrten sich immer in den Menschen, und es konnte auch nicht gut anders sein, wenn sie sich nach dem Schild richteten. So wollten einige zu einer sehr ernsten Versammlung der Ältesten, wo die wichtigsten Dinge verhandelt werden sollten, und kamen nun in eine lärmende Knabenschule, wo gerade alle über Tische und Bänke sprangen.

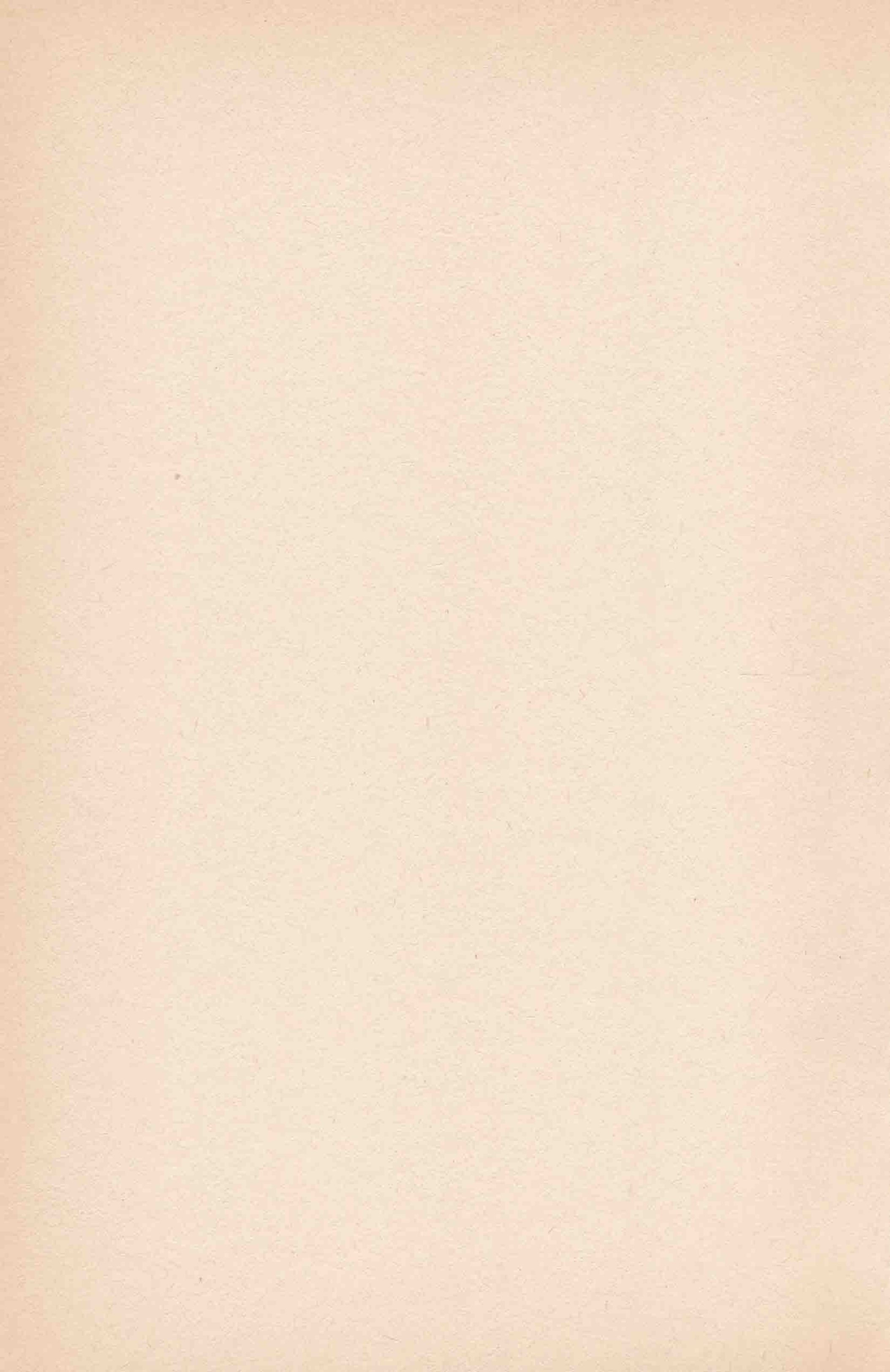
Es waren auch Leute da, die Kirche und Theater verwechselten, und das ist doch entsetzlich!

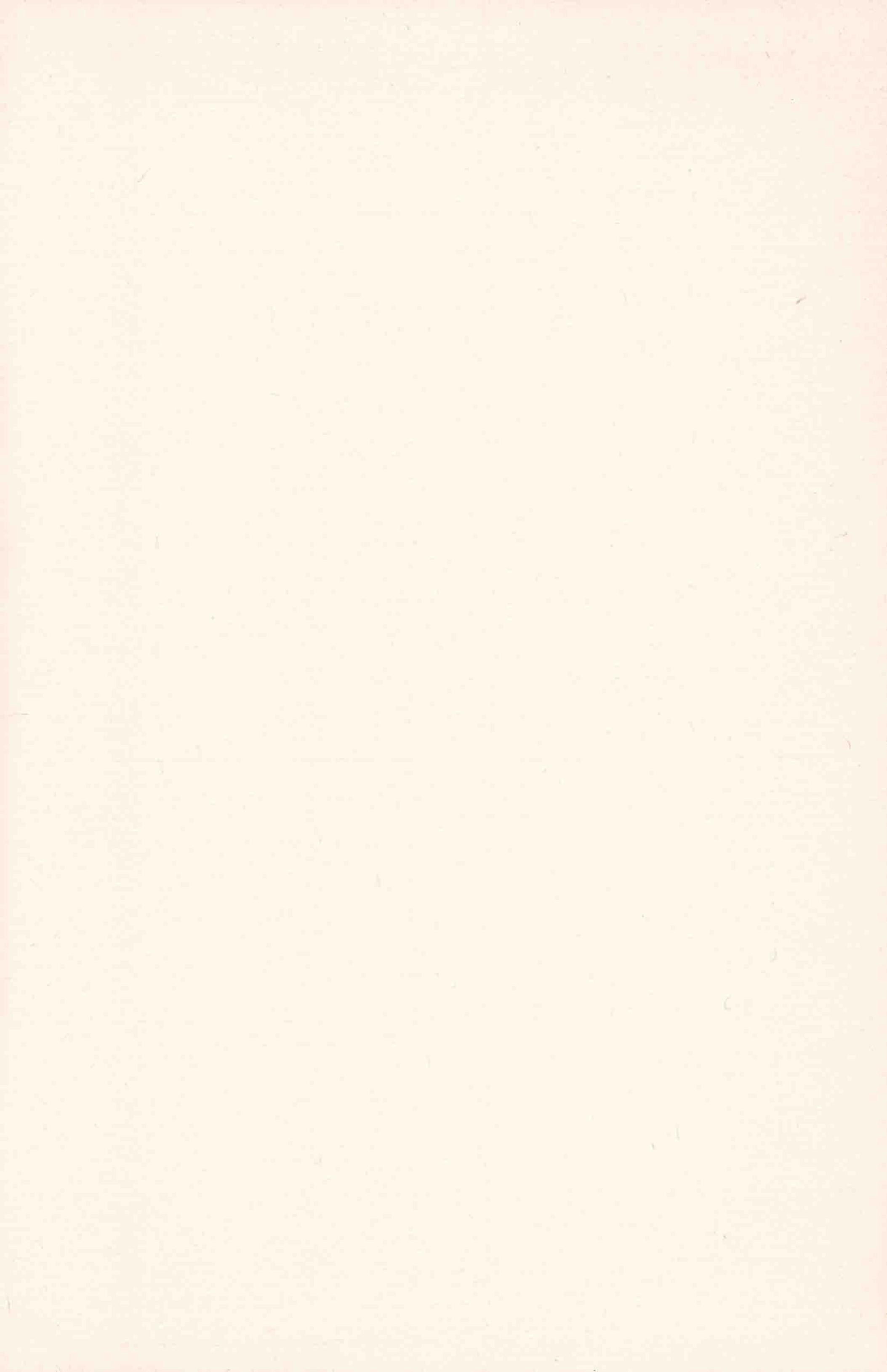
Einen solchen Sturm haben wir in unseren Tagen nie erlebt, das geschah nur zu Großvaters Zeiten, und auch nur, als er ein ganz kleiner Knabe war. Wir erleben einen solchen Sturm vielleicht nicht, aber unsere Enkelkinder; da wollen wir hoffen und bitten, daß alle brav zu Hause bleiben, wenn der Sturm die Schilder vertauscht.

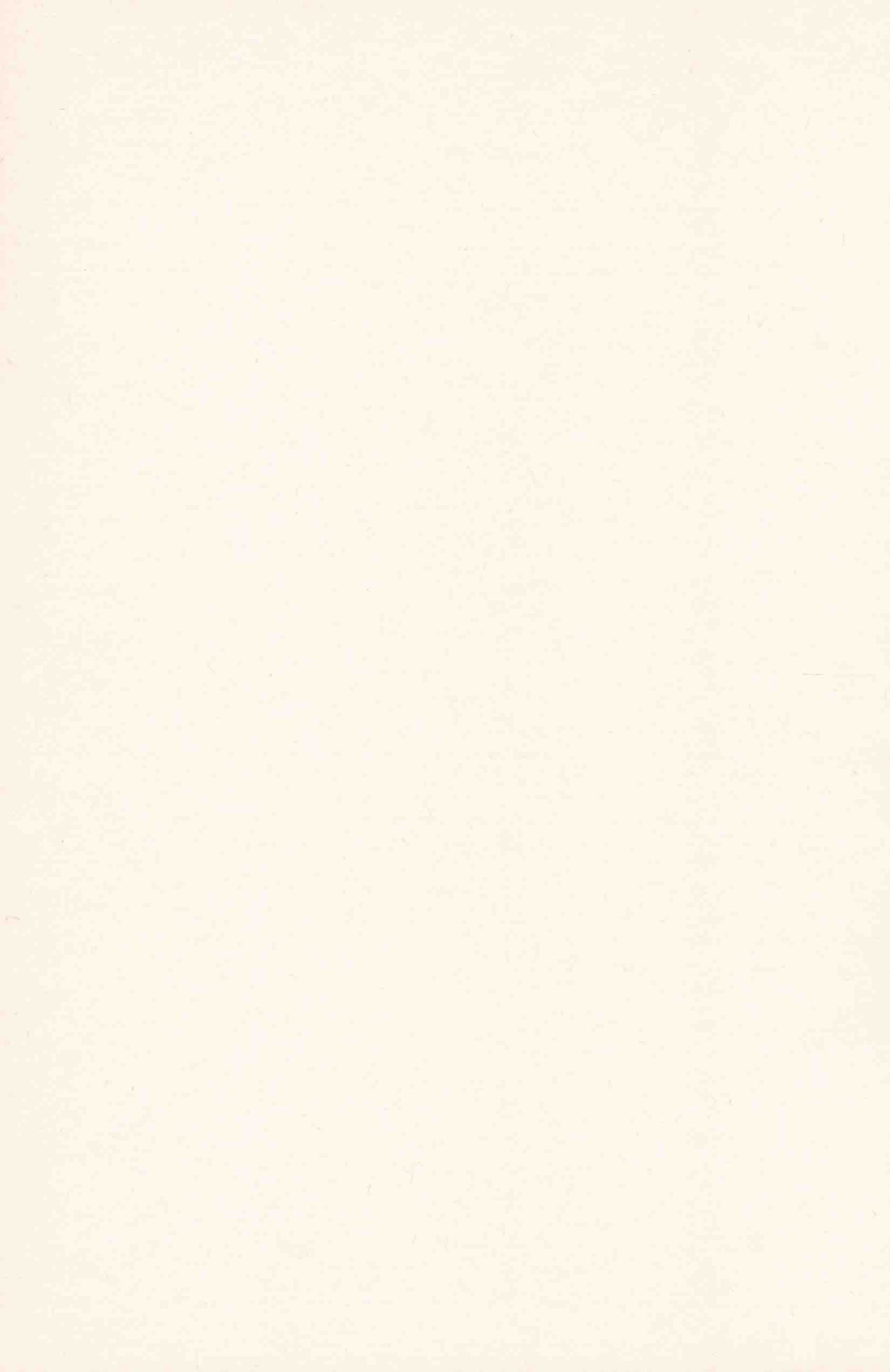


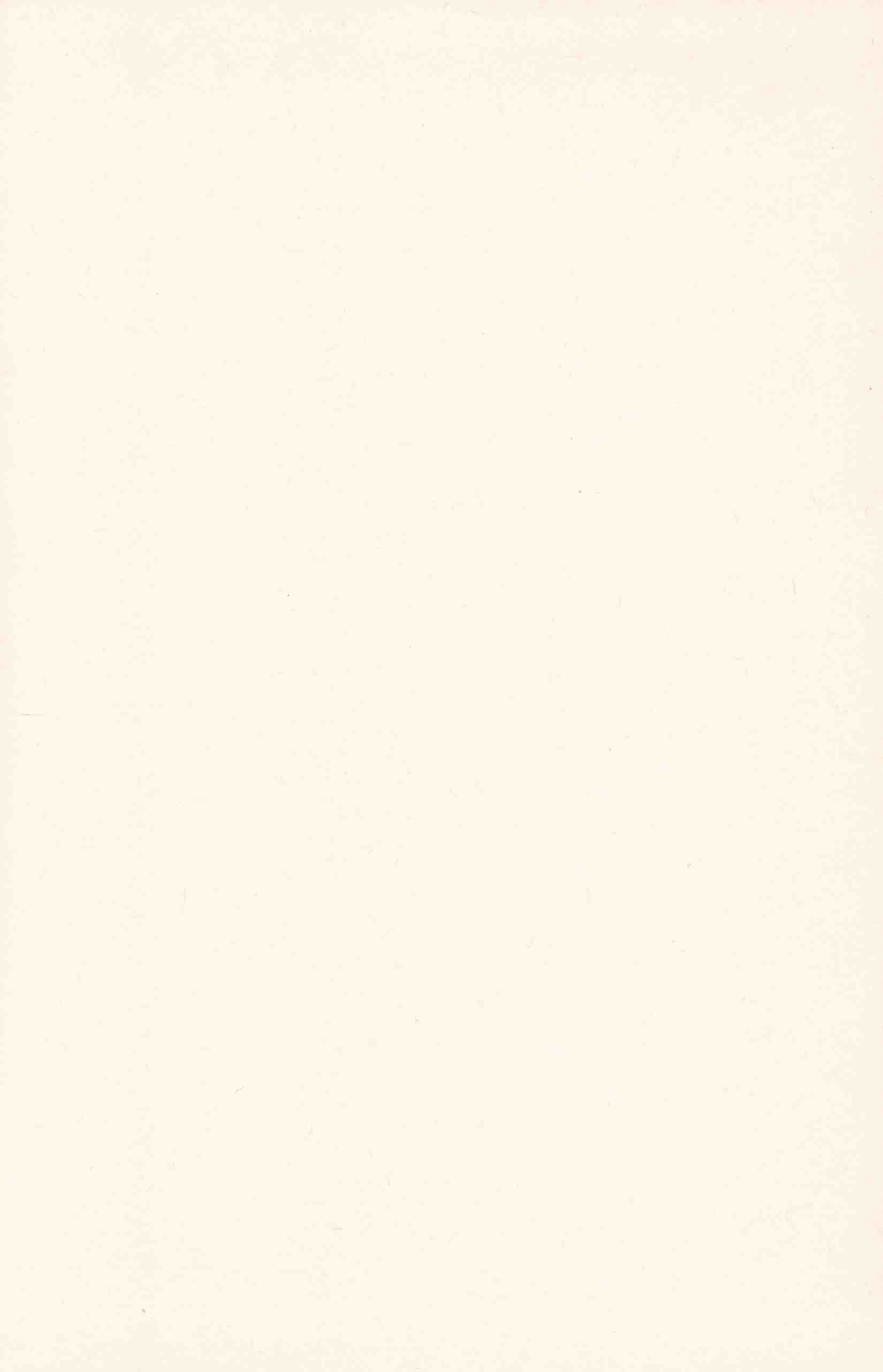


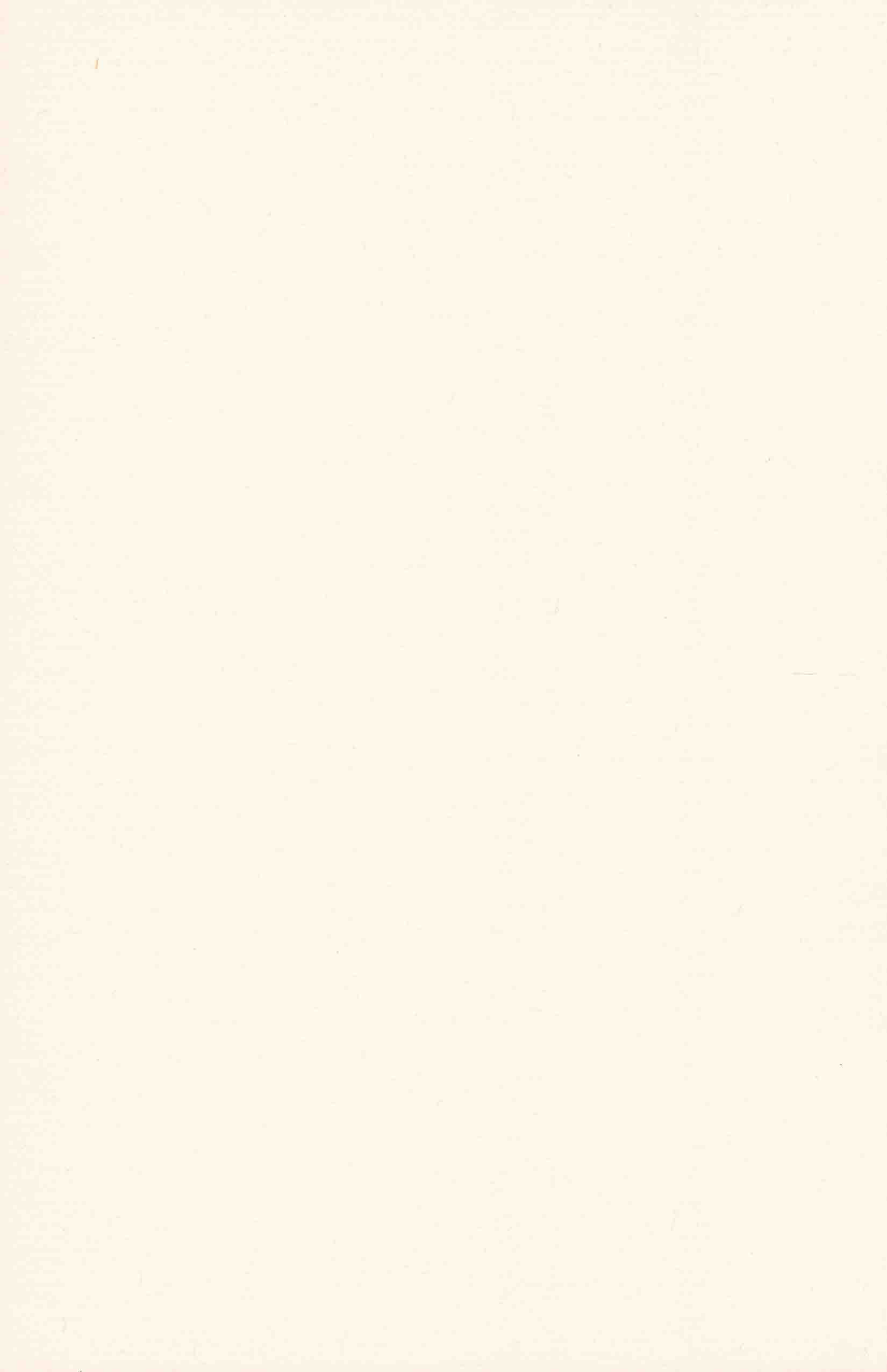


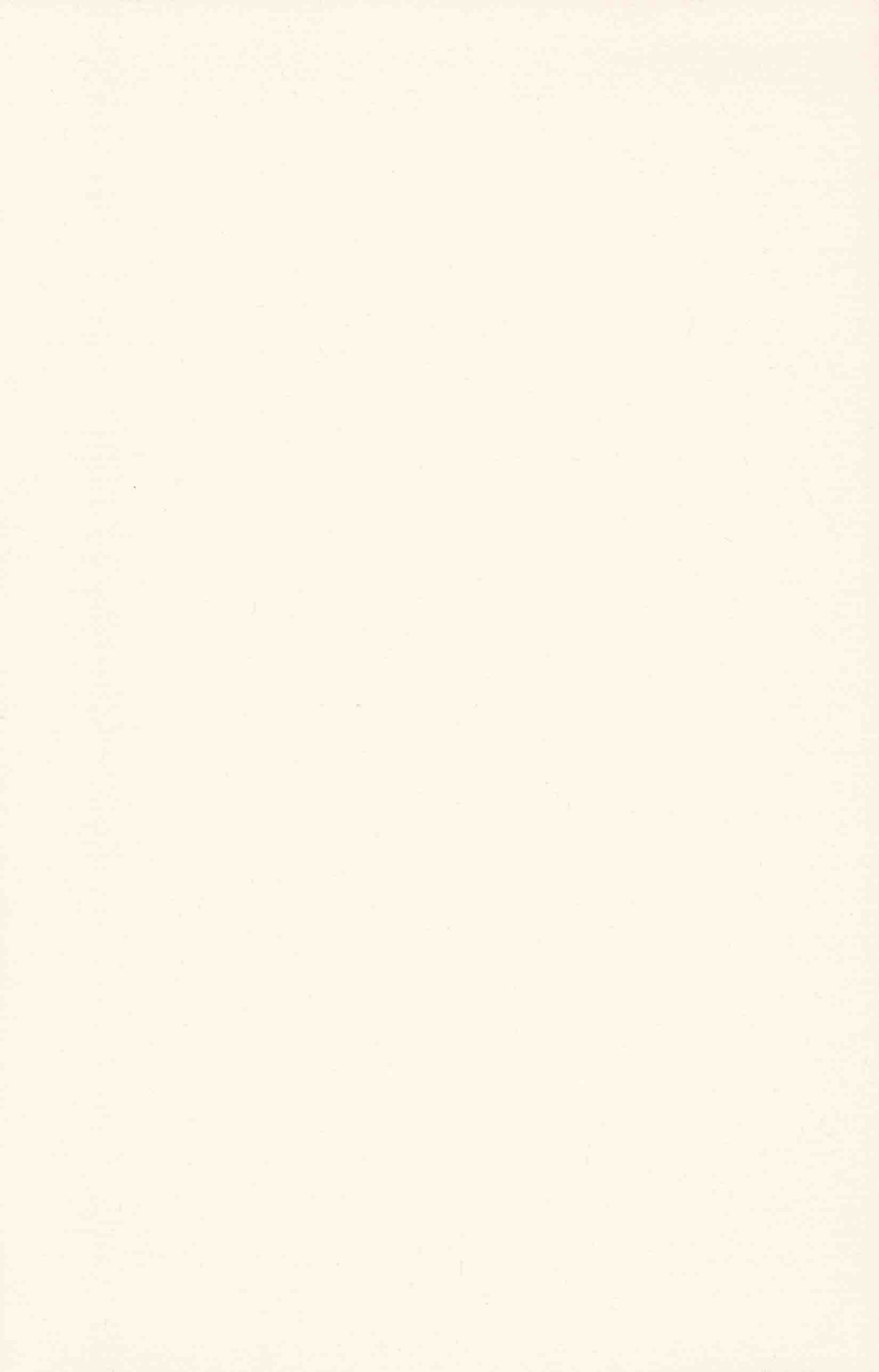








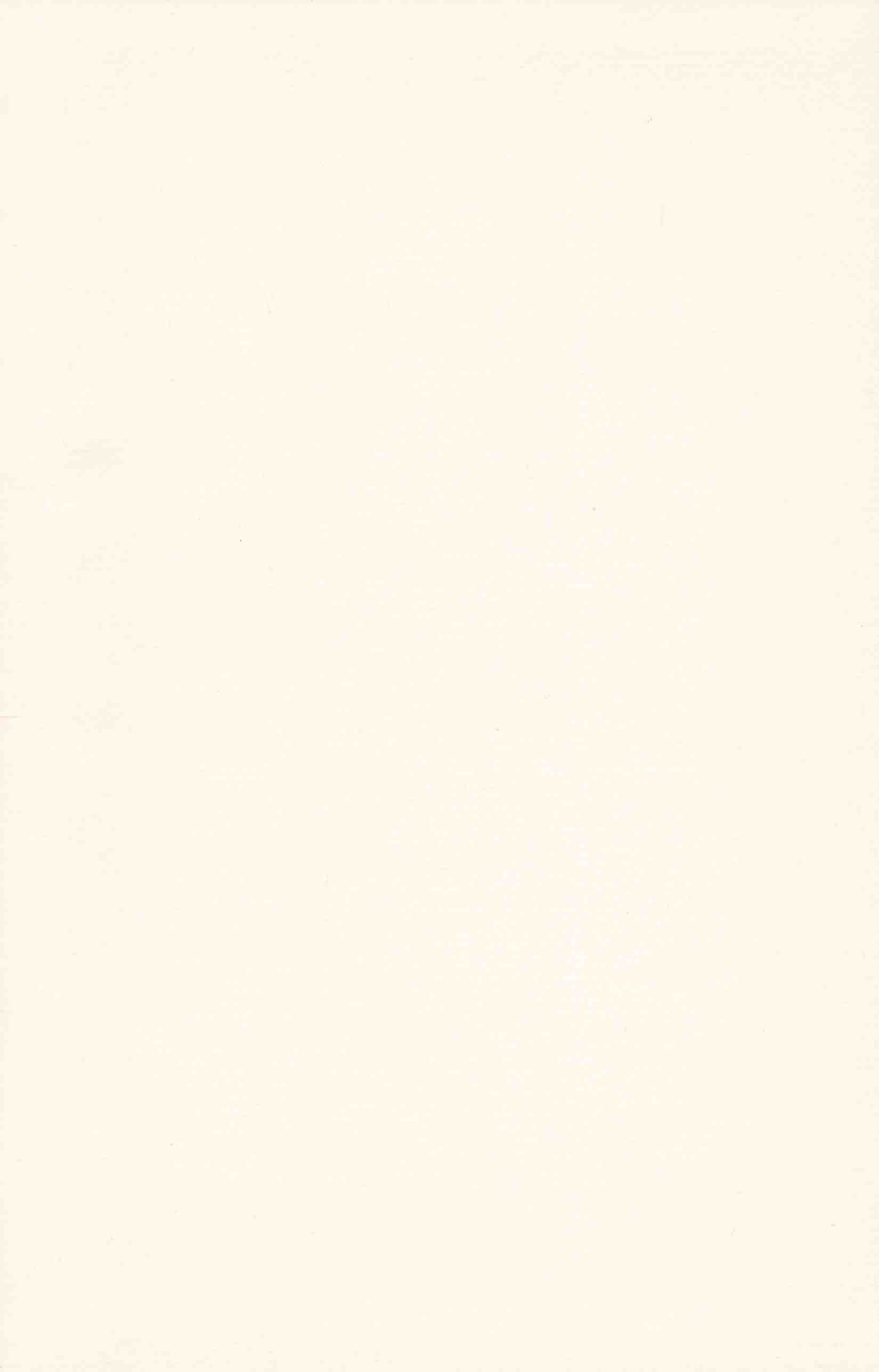












Die weltberühmten »Märchen und Erzählungen für Kinder«, die erstmals 1835–48 erschienen, sind trotz des Titels an Kinder und Erwachsene gerichtet. Andersen selbst hat dazu bemerkt: »Ich greife eine Idee auf, die für Ältere gedacht ist – und erzähle sie dann den Kleinen, während ich daran denke, daß Vater und Mutter oft zuhören, und ihnen muß man etwas für den Verstand geben.«
Die gebannte Aufmerksamkeit des Zuhörers für sich gewinnen, der mit all seinen Sinnen in die Bilderwelt seiner Märchen eintaucht, das war der Stil, in dem Andersen schrieb und erzählte. Dies unterscheidet seine Märchen auch von denen der Brüder Grimm und der Romantiker.
Die zahlreichen traditionellen Motive dieser Märchen sind hier mit Humor und Ironie zu neuen Schöpfungen verarbeitet und vereinen in glücklicher Mischung Naivität, Witz und menschlichen Scharfsinn mit moralisch-erzieherischen Anliegen.
Der vorliegende Band enthält die bekanntesten Märchen Hans Christian Andersen's wie »Das häßliche Entlein«, »Die Prinzessin auf der Erbse« und »Des Kaisers neue Kleider«.

Vollständige illustrierte Ausgabe